Der Armuth Leid und Glück.

Erster Theil.

Der Armuth Leid und Glück.

Roman

von

Julie Burow.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1857.

Dem ältesten ihrer Freunde,

ihrem geliebten einzigen Bruder,

dem

Professor Dr. August Burow

zu Königsberg in Preußen,

widmet dies Buch

als Zeichen ihrer Schwesterliebe

die Verfasserin.

Bromberg, im Juli 1856.

Erstes Capitel.

Frühling! Frühling überall! Im Walde küßt der goldene Sonnenschein die braunen Kuppen der Fichtenzweige und leise regt sich in ihnen das stille Pflanzenleben. Sie streifen die bräunliche Winterhülle ab und strecken den zarten maigrünen Jahrwuchs fröhlich in die lauen Lüfte.

Auf der Wiese öffnen die Dotterblumen kokett ihren glänzenden Busen und mit lächelnden Kinderaugen schauen Blauveilchen am Hag aus dem lichten Grase.

Im Garten hängt ein goldbeschwingter Schmetterling im Kelche der ersten Hyazinthe.

Die zwitschernde Schwalbe flattert zur blühenden Weide und zupft die weichen weißen Fädchen von ihren Kätzchen, ihr Nest damit zu wattiren.

Der Storch schreitet gravitätisch durch das Feld, dessen weiches Grün im leichten Lufthauche bereits zu wogen beginnt.

Frühling überall!

Auch auf dem kleinen Hof hier regt sich sein Leben.

Am Breterzaune, wo die Sonnenstrahlen sich durch die Giebelöffnung der Häuser stehlen, sitzen Hunderte von roth-schwarz punktirten Käfern.

Auf dem Kehrichthaufen am Hinterhause scharrt der Hahn und ruft die kleine bunte Henne, die eilig herbeirennt, den Fund ihres Gatten, dessen einzige Sultanin sie ist, zu theilen.

Mitten im Hofe hat vor drei Jahren die kleine Gertrud einen Weidenzweig gepflanzt. Sie fand ihn beim Spaziergange am Graben liegen, Kinder mochten ihn vom nahen Baume gerissen haben. Gertrud hob ihn auf, es jammerte sie das grüne Aestchen und wie sie es genau betrachtete, da hatte die Feuchtigkeit und Frische feine Wurzelfasern aus dem armen verwaisten Zweige gelockt. Sie trug ihn nach Hause, Eduard grub mit dem großen Küchenmesser ein Loch im Hofe in die Erde und dahin pflanzte sie die kleine Weide, und sie wuchs als ob Feen sie beschützten.

Da, wo das Bäumchen stand, hatte früher der Milchmann, der im Hinterhause gewohnt, den Düngerhaufen von seinen Kühen gehabt. Die Erde war fruchtbar dadurch geworden und Gertrud goß an jedem Abende ihre liebe Weide, und zum Glück stand sie auch gerade da, wo mindestens drei Stunden jeden Tag Sonnenschein hinkommen konnte.

Der Zweig war zum Bäumchen geworden und entwickelte jetzt neben den goldgelben Blütenkätzchen, die die Luft des engen Höfchens mit Balsamhauch durchwürzten, Hunderte von zartgrünen feinen Blättern.

Neben dieser ihrer lieben Weide saß Gertrud heute im Sonnenschein.

Ihr ganzes Herz war voll Frühlingsseligkeit. Der Duft der Weidenblüten, die goldenen Sonnenstrahlen, die schon einen ordentlichen Schatten von der lieben Weide auf den Boden malten, das Leben und Treiben der Käfer am Zaune, das lustige Wesen der kleinen bunten Henne und des weißfederigen Hahns, das war doch Alles so wundervoll, so über alle Maßen schön, und da auf dem Dach von des Nachbars Kuhstall, da grünte das Hauslaub in ordentlichen Knollen.

Hätte Gertrud nur einen Blumenscherben gehabt, einen dieser Knollen hätte sie hineinsetzen mögen und am Fenster pflegen, aber es schadete am Ende nichts, daß sie nicht so reich war, sie konnte ja auf dem Dache das hübsche Hauslaub alle Tage wachsen und grünen sehen.

Gertrud saß auf einer hölzernen Fußbank, sie war ihrer Größe angemessen, d. h. sehr klein, denn Gertrud war auch für ein zehnjähriges Mädchen sehr klein und sehr bleich dabei. Ihr Haar hing in zwei langen aschblonden Flechten glatt und spiegelblank über ihre Schultern herab und würde lang auf dem Boden gelegen haben, wenn sie es sich nicht im Schooße zusammengeringelt hätte, um die Zöpfe nicht sandig und schmuzig zu machen. Große tiefdunkle Augen leuchteten aus dem blassen Kindergesichtchen hervor, Augen, die an die Sterne im Gürtel Orion's oder an braune Aurikeln, oder auch an Weber's wundersamen Walzer erinnerten.

Sie hatte ein Röckchen von hundertmal gewaschenem braunen Kattun an, aber es glänzte in Reinlichkeit und schmiegte sich dem elfenzarten Körperchen an, als ob es mit Bewußtsein das arme Kind schützen und decken wolle.

Strümpfe gehörten für Gertrud zu den selten gebrauchten Luxusartikeln. Die kleinen rosenrothen Kinderfüßchen standen in Holzschuhen, das eine davon war ein wenig zurückgeglitten und die zarten, vollkommen schön gebildeten Zehen mit den rosigen Nägeln waren sichtbar.

Die Händchen, sehr sauber gehalten, lagen im Schoos zusammengefalten über einem großen Strickzeuge von brauner Naturwolle, das sich schon seinem Ende näherte.

Ein Ausdruck von Glück, ja von Seligkeit war über das ganze Gesichtchen ausgegossen, ein solcher Ausdruck, der doch Den, der ihn sieht, mit Schmerz und Mitleid erfüllt, denn neben ihm liegt, verhüllt von der Wimper des Auges, eingewickelt in die feine Lippe, die Erinnerung an stetes, sanft ertragenes Weh.

War Gertrud schön?

Wenige nur hätten das bejahen mögen. Es war ein ausdrucksvolles Kindergesicht, und am Kindergesicht ist es die rosige Frische, die harmlose Unbefangenheit, was uns schön erscheint, nicht aber der seelenvolle Ausdruck.

Unschön jedenfalls war der feine Mund, der fast nur im Gesichtchen durch eine hochrothe Linie

angedeutet und so fest, so fest geschlossen erschien, daß man sah, der Wille zu schweigen habe schon auf dies Thor eines menschlichen Herzens seine Wirkung geübt; unschön, wenigstens unregelmäßig, war auch die allzu hohe Stirn, deren glatte Haut braun und von der Sonne angegriffen aussah.

Gertrud träumte und war glücklich! Ein unerwarteter Laut ließ sie zusammenschrecken und weckte sie aus ihren Träumen. Es war der Ton einer Geige, die von einer Meisterhand gespielt wurde.

„Der Vater", sagte sie aufhorchend und griff nach dem Strickstrumpf. „Aber er ist gut, noch ist er gut. O wie schön er spielt, wie wundervoll die Klänge durch die Luft zittern. Armer Vater!"

Sie regte fleißig strickend die kleinen Hände und schmerzliche Gedanken mochten die Kindesbrust bewegen, denn die Augen verschleierten sich mit Thränen, die lange an den dunkeln Wimpern, wie Thautropfen am Moose einer Rosenknospe hingen und endlich glänzend auf des Kindes Hände fielen.

Ein rascher Tritt ertönte, die Hofthür ward

aufgerissen und ein großer schlanker Knabe mit braunem Kraushaar und blitzenden blauen Augen trat mit Wangen, die Zorn und Aufregung hochgeröthet hatten, in den Hof.

Gertrud warf nur einen Blick auf den Bruder, sprang dann auf, lief ihm entgegen und sagte, seine Hand in ihre beiden Händchen nehmend:

„Was ist geschehen, Eduard? Wer hat dir etwas gethan, mein Bruder? O, lieber Gott, und ich war so vergnügt und so glücklich!“

Der Knabe warf den Bücherpack, den er unter dem Arm getragen, ingrimmig zu Boden.

„Laß mich, laß mich nur, Gertrud“, sagte er mit einer Stimme, welche die Gemüthsaufregung beben machte.

„Verlaß mich nur auch, und ich wollte der Himmel fiele ein und erschlüge mich, und all das Elend, das ich nun schon habe ertragen müssen, hätte einmal ein Ende.“

„Eduard!“

Es war Alles, was Gertrud auf die wilde Rede des Bruders antwortete, aber es lag in dem einen Worte eine solche Flut von Liebe und Milde, daß es ausreichte, um den tobenden Knaben zu beschwichtigen.

Er beugte sein zornglühendes Antlitz auf das Haupt der Schwester und schwere, heiße Thränen strömten wie Regen darauf nieder.

Gertrud weinte mit. Noch wußte sie nicht, welche neue Kränkung das Wesen, das ihr auf Erden das liebste war, getroffen, aber sie war an Leiden und Kränkungen mancherlei Art schon gewöhnt, und was sie für sich selbst mit stiller Resignation ertrug, das brannte wie Feuer auf ihrer Seele, traf es den Bruder.

Eduard hatte sich endlich gefaßt. Die Thränen hatten ihm das wilde Herz erleichtert.

Er setzte sich auf Gertrudens Bänkchen und zog die Schwester zu sich, die auf seinen Knien sitzend, die Arme um seinen Nacken schlang.

„Was ist's auch am Ende mehr", sagte er beruhigend, „einmal mußte es ja doch kommen, ich wußte Das; aber daß es heute kam, heute, wo ich in der Prüfung als der Erste bestanden, heute, wo ich auf eine Versetzung, auf einen Preis so sicher rechnete, das war so fürchterlich."

„Was ist dir denn geschehen, mein einziger Eduard", schmeichelte Gertrud, des Bruders immer noch glühenden Wangen mit den kleinen Händchen streichelnd. „Sag' mir's nur, du ar-

mer Junge, hernach weinen wir Beide und dann wird uns Beiden besser."

Der Knabe küßte die rosigen Hände des kleinen Mädchens und seine Wange an die ihrige lehnend, sagte er:

„Ich bin religirt, ausgewiesen aus der Schule!"

Ein tödtlicher Schreck durchzuckte Gertrudens Herz. Sie erröthete erst rasch und erbleichte dann noch tiefer als gewöhnlich und ihre Lippen begannen leise zu zucken.

„Nun erschrick auch nicht zu sehr, arme Gertrud", sagte Eduard, jetzt selbst ruhiger, die Schwester beruhigend. „Es konnte ja gar nicht ausbleiben. Seit elf Monaten habe ich keinen Heller Schulgeld bezahlt, habe ich kein Lehrbuch, kein einziges bekommen und mir immer durch Borgen so durchgeholfen. Ich wußte, es konnte nicht anders sein. Die Anstalt, weißt du, ist städtisch und besteht zum Theil durch das Schulgeld. Der Rector wies mich nicht aus, ihm zitterte sogar die Stimme als er mir hier das Ausweisungsdecret vom Magistrat einhändigte. «Lesen Sie das für sich allein, Eduard Bergenau», sagte er dabei und sah mich mit seinen guten grauen Augen so mitleidig an; aber ich

hatte schon erkannt was es war, und das Blut stürzte mir alles nach dem Kopfe, die Stube fing sich an um mich zu drehen und ich stürzte hinaus und hierher."

„Du kamst zu mir", entgegnete Gertrud liebreich und trocknete ihre strömenden Augen mit dem kleinen, vielfach gebesserten Taschentuch. „Nicht wahr, Eduard, du dachtest wenn wir zusammen weinen, wird uns Beiden bald besser. Aber das ist ein harter, ach ein sehr harter Schlag. Gott und was wird der Vater sagen, wie wird er es aufnehmen!"

Eduard schüttelte mit bitterm Ausdruck den dunkeln Lockenkopf.

„Laß nur den Vater ganz aus dem Spiel, Gertrud", sagte er, „ich weiß was er sagen, ja und auch was er thun wird. Ich weiß das zu gut. Wüßte ich nur, was aus mir werden soll. Selbst wenn ich zum Schuster hier unten in die Lehre gehen wollte, müßte ich confirmirt sein und Lehr= und Einschreibegebühr zahlen."

„Eduard", entgegnete das kleine Mädchen mit einem seligen Lächeln, „jetzt wirst du meine drei Thaler annehmen, nicht wahr, jetzt wirst du es?"

Er schüttelte den Kopf.

„Was helfen mir drei Thaler, die du mit blutsaurer Arbeit verdient, könnte ich damit einen Grund zu irgend einem Fortkommen in der Welt legen, da würde ich sie schon so gern nehmen als du sie gibst; wozu jetzt aber, ja wären es dreißig, funfzig, hundert Thaler. Ach Geld ist ein so gemeines Ding und doch, doch — was ist man ohne Geld?"

In diesem Augenblick verstummte oben das Violinspiel. Ein ziemlich hübsches, aber tückisch blickendes Frauenzimmer lehnte sich aus dem Fenster und rief hinab:

„Kommt zu Tisch, Eduard und Gertrud."

Die Kinder sprangen auf.

„Wo mag die Mutter sein?" fragte Eduard leise im Gehen.

„Ausgefahren mit der Räthin und mit ihm", antwortete ebenso leise das Mädchen.

Oben in einem ziemlich gut möblirten Zimmer stand das Essen auf einem ungedeckten Tische. Ein Mann, der kaum vierzig Jahre alt sein

mochte, mit einem schönen, genialen Gesicht, das aber um Auge und Mund bereits den Ausdruck des Trunkenbolds trug, lehnte am Sopha. Er trug helle Beinkleider und ein feines, aber an der Schulter zerrissenes Hemde. Sein lockiges braunes Haar war leicht mit Grau gemischt, und wenn er lächelte zeigte er ein Gebiß prächtiger leuchtender Zähne.

Als die Kinder ins Zimmer traten fragte er, den Kopf über die Schulter gewendet:

„Wo ist meine Frau, Nanni?"

„Ausgefahren", antwortete die Dienerin mit leicht erkennbarem süddeutschen Dialekt, „mit der Frau Räthin und dem Prinzen."

„So, wieder!" war Alles, was er darauf erwiderte, aber eine tiefe Bitterkeit lag in den beiden Worten.

„Und du, Bursche, verweinte Augen, und das Mädel sieht auch aus wie sieben Jahre Regenwetter, was ist euch, was habt ihr?"

„Das!" entgegnete düster der Knabe, indem er das Ausweisungsmandat in die Hände des Vaters legte.

Dieser schlug es auseinander, blickte einen Moment mit den rothunterlaufenen Augen hinein und schrie dann:

„Ausgewiesen! Bube, Vagabund, Taugenichts! Ausgewiesen!“ und ein Schlag, so hart die rohe Hand ihn geben konnte, brannte auf der Wange des erbleichenden Knaben.

Gertrud kniff die Lippen übereinander und schloß eine Secunde lang die Augen, dann schlang sie ihre Arme um den Hals des Bruders und flüsterte in sein Ohr:

„Es ist der Vater, bedenke es ist unser Vater, lieber Eduard.“

Mit der Festigkeit des Indianers am Marterpfahl blieb Eduard regungslos stehen, den sich wiederholenden Mishandlungen tiefen ruhigen Ernst entgegensetzend.

Gertrud's Gesicht war zu Marmor erblaßt und erstarrt, nur die dunkeln Augen sprühten von einem Feuer, das Mitleid und Entsetzen zugleich erregen mußte. Jeder Schlag, der den Bruder traf, schien einen elektrischen Funken aus ihren Augensternen zu ziehen, während ihre ganze übrige Gestalt starr dastand, gefesselt von dem Willen, auch den geliebten Bruder nicht zu vertheidigen.

Ein wahrhafter Heldenmuth sprach sich in den Zügen beider Kinder aus, die die tiefgefühlten

Gewaltthätigkeiten von der Hand, die zu ehren ihnen die Pietät gebot, mit stolzer Festigkeit ertrugen.

Der ergrimmte Mann ermüdete endlich, ließ den Arm niedersinken und warf einen wüthenden Blick auf die Kinder.

Dieser Blick aber schien ihn plötzlich zu entwaffnen.

Die Heftigkeit zerschmolz vor dem erwachenden Vatergefühl. Die starren gerötheten Augen füllten sich mit Thränen.

„Arme Kinder, arme Geschöpfe", murmelte er vor sich hin, warf sich dann in einen Stuhl, verhüllte das Gesicht mit den Händen und weinte.

Die Kinder mochten Ausbrüche dieser Art bereits kennen, der jähe Wechsel schien sie nicht in Erstaunen zu setzen. Sie blickten einander an mit Augen voll unendlicher Liebe und Gertrud zog Eduard's Hand an ihre Lippen und küßte die einzelnen Finger des Knaben, dabei den Handteller mit ihren eigenen feinen Händchen streichelnd.

Das Frauenzimmer, das Bergenau Nanni genannt, trat indeß wieder ein, legte mit ziemlich rücksichtsloser Vertraulichkeit den Arm auf die Schulter des Weinenden und sagte:

„Nun lassen Sie das Flennen, Herr, und machen Sie, daß gegessen wird. Ich borge von Christen und Juden, um Ihnen und den Kindern ein Mittagbrot zu schaffen und Sie setzen sich hin und lassen Alles alt und kalt werden.“

Bergenau richtete den Kopf empor.

„Schon gut, schon gut, Nanni, ich komme schon, und ihr, Kinder, eilt euch, kommt zu Tische. Laßt's euch schmecken, Kinder. Gutes Essen, ganz gutes Essen“, rief er, sich behaglich die Hände reibend. Er schien die Scene von vorhin und seinen momentanen Schmerz darüber bereits vergessen zu haben.

Nicht so die Geschwister. Die Blässe ihrer Wangen, das Beben ihrer Lippen, der Händedruck, den sie rasch noch miteinander wechselten, waren Zeugen wie ihrer innigen Liebe, so ihres gemeinsamen Seelenleidens, auch berührten sie die Speisen kaum, doch trank Eduard ein sehr großes Glas Wasser und nöthigte Gertrud ein fast eben solches auf.

Auch Bergenau trank viel Wasser, der Rausch schien allmälig ganz zu fliehen. Sein Gesicht ward todtenbleich, seine Augen fielen ein und gänzliche Erschlaffung lag auf den Zügen seines

von Natur schönen und edlen Gesichts. Er setzte sich in die Sophaecke, zog bald auch die Füße hinauf und entschlief fest.

Die Kinder schlichen auf den Zehen hinaus in eine kleine Nebenkammer. Dort setzte Eduard sich an einen mit Zeichenapparat bedeckten Tisch. Gertrud mit ihrem Strickzeug ihm gegenüber. Beide arbeiteten erst eine Weile schweigend und emsig und begannen dann ein leises herziges Geplauder, aus dem Niemand errathen hätte, daß sie vor kaum einer Stunde so sehr, so schmerzlich gelitten.

Zweites Capitel.

Während dessen saß in einem prächtig möblirten Saale, in einem Landhause, nur wenig entfernt von der Stadt, eine aus drei Personen bestehende Gesellschaft an einer üppigen Mittagstafel.

Die Glasthüren des Gemachs standen offen und gestatteten den freien Einblick in einen Blumengarten, auf dessen braunen Beeten jetzt eben sich ein herrlicher Hyazinthenflor zu entfalten begann und ein leichter Lufthauch trug die balsamischen Düfte desselben den behaglich Speisenden zu.

Zwei davon waren Damen, der Dritte ein noch sehr junger blonder und blühender Mann. Er trug russische Obristenuniform und einige glänzende Ordenssterne. Beide Damen waren sicherlich älter als er, die eine davon war aber durch

eine außerordentliche, blendende, man möchte sagen feenhafte Schönheit ausgezeichnet.

Sie war groß und hatte diejenige Fülle, ohne welche sich die Schönheit einer Frau selten bis über das dreißigste Jahr hinaus vollkommen erhält. Dabei hatte die Gestalt nicht das geringste an jugendlicher Elasticität verloren. Sie war biegsam wie der Stengel, an welchem die prachtvolle persische Rose die Fülle ihrer zauberischen Reize entfaltet, und mit einer solchen war das Gesicht der Dame, die sich lächelnd zu dem blonden Jünglinge neigte, einzig zu vergleichen.

Die andere Dame hatte kluge Züge, einen feinen sarkastischen Mund und volle dunkelschwarze Augen; auch sie hätte für schön gelten können, wenn sie nicht neben ihrer Gefährtin gesessen, jedenfalls war das Gesicht bedeutend und ausdrucksvoll und wurde selten von Dem, der es einmal gesehen, vergessen.

Es war die Räthin Wender; früher eine der ersten Schauspielerinnen in Wien, dann an einen sehr reichen Kaufmann verheirathet, war sie mit diesem in seine Vaterstadt gezogen. Eine kurze kinderlose Ehe gab der originellen Dame ihre volle Freiheit und das Testament des Commerzienrath

Wender setzte sie in den Besitz von zwei Millionen.

Das Landhaus, in dem die Gesellschaft speiste, gehörte ihr. Sie führte ein eigenthümliches Leben. Bald ihr Nomadenzelt am Fuße des Kaukasus aufschlagend, bald in Paris, Wien oder London einen glänzenden Haushalt führend, bald in ihrer reizend gelegenen Villa sich in die Geheimnisse der Natur und in mannichfache Studien versenkend.

Die Räthin Wender hatte Geld genug, sich jeder ihrer Launen und Bizarrerien rückhaltlos zu überlassen. Eine derselben war auch entschiedener Widerwille gegen jede Liebschaft und zweite Ehe, doch hatte sie nicht selten nahe Freundschaft mit irgend einen Jüngling oder Mann. Diese vorübergehenden Verbindungen warfen indeß nicht den leichtesten Schatten auf den Ruf der seltsamen Frau. Sie galt für keusch wie Eis und rein wie Schnee und der jedesmalige Freund der Räthin Wender hatte sicherlich neben dieser Freundin noch eine erklärte Liebe, für welche Frau Wender ihr ganzes Interesse an den Tag legte.

Der junge blonde Mann an ihrer Seite war eben ein solcher Freund, der Prinz Alexis Moroschin, ein reicher vornehmer Russe, der sie von

seinen Gütern auf der taurischen Halbinsel bis nach ihrem Landsitze begleitet und hier eine plötzliche Leidenschaft für eine Bekannte seiner Freundin gefaßt hatte.

Diese Bekannte, die dem Prinzen zur Rechten sitzende bildschöne Dame war aber Niemand anders als die Gattin des berühmten Violinisten Bergenau, die Mutter des Geschwisterpaares, das eben im Kämmerchen arbeitend und plaudernd, mit dem ganzen Glück der Kindheit, sein schweres Leid vergessen hatte.

Hermione Bergenau hörte nur mit halbem Ohre auf das süße Geflüster des Prinzen. Ihre Antworten waren zerstreut, ihre Gedanken bei ihren Kindern. Ob sie wol satt geworden sein möchten? war die Frage, die sich in ihrem Herzen bewegte. Die leckern Speisen vor ihr, die Champagnerflaschen, deren Stöpsel der Prinz gewandt an die Decke springen ließ, erregten in ihr ein Gefühl zuckender Schmerzen. Gertrud und Eduard, ob sie wol satt geworden sind? Mein Gott, mein Gott! — — —

„Nicht wahr, Sie singen, theure Hermione", sagte der Prinz, eine lange Rede endend, von der sie nichts als dies Schlußwort verstanden.

„Nach Ew. Durchlaucht Befehl", entgegnete Frau Bergenau mechanisch.

Die Räthin rückte den Stuhl.

Ein reich gallonirter Diener trat ein und räumte den Nachtisch ab, eine silberne Kaffeemaschine auf das Damasttischtuch setzend.

Frau Wender übernahm das Amt des Einschenkens.

Fürst Alexis öffnete den Flügel und Hermione setzte sich an denselben, die weißen wunderschönen Hände leicht über die Tasten gleiten lassend.

„Mein Lied, o bitte, Hermione, singen Sie mir das Jagdlied", flüsterte der Prinz, über die Stuhllehne gebeugt, in ihr Ohr.

„Zu Befehl, Durchlaucht", war die abermalige Antwort, und nun begann ein Vorspiel, das wie Säuseln des Windes in Baumblättern klang, in das sich die Töne von Jagdhörnern mischen, und mit einer tiefen reinen Altstimme sang sie:

Ich wollt' ich wär' im Forst ein Reh,
Ein wilder Vogel auf Bergeshöh',
So ein Trapp, mit mächtigen Schwingen.
Wie gern verließ ich den grünen Wald,
Bräch' muthig hervor, wenn dein Jagdhorn schallt,
Dein Herz in Bewegung zu bringen.

Und mächtigen Flugs und mit schnellem Lauf
Lockt ich dich mir nach, Thal ab, Berg auf,
Dir würd' ich mein Leben vertrauen.
Wo das Moos so grün, wo der Busch so dick,
Da schaut ich dich an mit Liebesblick,
Mit den treuen Augen, den blauen.

Und legtest du an, voll Jägerlust,
Ich böte dir gern die weiche Brust,
Du würdest mich nicht verderben.
Und thätest du's auch, was hätt's für Noth,
Mein Lieben endet ja nicht der Tod,
Und göttlich ist's, liebend zu sterben.

Die Sängerin verstummte. Der Prinz hatte sich in eine Ecke des Damastsophas geworfen und die Augen auf ein Kissen gedrückt. Madame Wender präparirte ganz gemächlich ihre Tasse Kaffee, blickte dabei von Zeit zu Zeit durch die Flügelthüren in den Garten und sagte endlich:

„Bester Alexis, Sie werden langweilig."

Wie von einem Schlage getroffen, richtete der Angeredete sich empor und zeigte den beiden Damen sein jugendliches, von Thränen benetztes Gesicht.

Frau Wender lachte hell auf.

„Nein, aber das ist ja zum Sterben, ganz und gar zum Sterben", rief sie immer noch lachend.

„Ein Seladon in Thränen im Jahr der Gnade 18.., das ist ja ein Mirakel!"

„Spotten Sie nicht, Anna, über Gefühle, die Sie nicht kennen", sagte Alexis. „Weiß ich doch kaum, ob ich Sie nicht über diese Unkenntniß bemitleiden müßte."

Frau Bergenau war aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen. Alexis sah ihr mit einem langen Blicke nach.

„Und dies Meisterstück der Natur, diese göttliche Schönheit, krümmt sich in den Fesseln einer unpassenden Ehe, kämpft mit dem entsetzlichsten aller Uebel, mit der Armuth, und Alles, was ich thue, um dies Herz für mich zu gewinnen, rührt und bewegt es nicht um eine Linie breit vom Pfade der Pflicht. Je mehr ihre stolze keusche Tugend meine Bewunderung, je mehr ihre schrecklichen Lebensverhältnisse mein Mitleid erregen, um so tiefer und glühender muß ich sie lieben."

„Sie sind ein Thor, mein lieber Alexis, oder eigentlich Sie sind ein Kind. Noch kennen Sie vom Leben nichts, gar nichts, als ihre Güter, Ihre sehr vornehme Mama und Ihre Leibeigenen. Hermione ist die erste Frau, der sie begegnen, und darum brennt die Leidenschaft gleich zu allen

Thüren und Fenstern hinaus. Vergebens bestrebe ich mich, durch verständige Reflexionen zu löschen, mein Reden wirkt gerade soviel als ein Wasserstrahl auf ein flammendes Dorf."

„Sie beurtheilen mich falsch, Anna, wie Sie auch Hermione durchaus nicht zu würdigen wissen. Ich kannte schon Frauen vor dieser, ich kannte sogar Sie —"

„Und Sie liebten mich nicht;" ergänzte die Räthin den abgebrochenen Satz mit Lachen. „Ich, mein lieber Alexis, bin durchaus keine Person zum lieben, darüber sind wir einig. Wenn Sie indeß auf das Wort einer Frau hören wollen, die von ihrem elften Jahre an mit der Leidenschaft der Liebe gespielt hat, gespielt in mehr als einem Sinne, so lernen Sie, bevor Sie sich für immer fesseln, erst einsehen, was an einem Weibe liebenswürdig ist."

„Darüber", sagte Alexis mit leichtem Achselzucken, urtheilt wol am besten das eigene Herz."

„Das urtheilt gewöhnlich äußerst närrisch, mein Prinz, und ist bei einem Manne ein Ding, mehr wetterwendisch als ein Laubfrosch. Eigentlich haben die Männer keine Herzen, sondern nur Augen, Blut und Sinne. Sie machen allerdings

einigermaßen eine Ausnahme. In Ihren tartarischen Steppen ist Ihnen wirklich etwas Herz geblieben, d. h. ein Plätzchen in Ihrer Seele, das weder die Sinne beschmutzt, noch der Verstand zu sehr beleuchtet, und wo in einem magischen Halbdunkel die Phantasie auf goldenen Eiern brütet. Sie brütet in Ewigkeit nichts aus, Lieber! Das schadet aber auch nichts. Ich möchte Ihnen Ihr jetziges Liebesglück recht goldig, recht rosenroth machen, damit Sie einst als Greis noch an die Tage, die Sie hier mit mir und Ihrer Geliebten verleben, wie an eine Feeninsel zurückdenken. Die Liebe wird vergehen, mein Guter! Die Erinnerung wird bleiben und dann doch gewissermaßen der Freundin zugute geschrieben werden. Dazu aber muß Ihre Liebe unglücklich sein und bleiben.

Alexis hatte schweigend dagesessen, zugehört hatte er nicht.

Als Anna schwieg, fuhr er wie aus einem Traume empor und sagte:

„Hermione muß mir angehören. Ich will, ich muß sie besitzen, und dies göttliche Wesen mit irdischem Glück überschütten. Mir, mir muß und wird es vorbehalten sein, diesem Edelstein, die seiner würdige Fassung zu geben, diese Blume

in das für sie passende Erdreich zu verpflanzen. Ich will mein Leben, meine Seele daran setzen, dies zu erringen."

Die Räthin blickte ihn mit einem hübschen Lächeln an.

„Sie sind ein edles Herz, Alexis, und es ist schade, daß die Erde solch ein erbärmlicher Winkel des Weltalls ist, in dem Edelmuth nicht recht gedeiht und nie zum Fruchttragen kommt. Um Ihretwillen wünschte ich dies anders. Wollen Sie Hermione allen Ernstes heirathen?"

„Können Sie daran zweifeln? Könnte ich auch frech genug sein, das erhabene Weib mit unreinen Wünschen beflecken zu wollen, an dem Diamant dieser Seele prallen sie unverstanden ab."

Anna's Lächeln ward sarkastisch. „Aha!" sagte sie, „Sie haben also den echt männlichen Versuch gemacht, und sind abgewiesen. Nun mir gleich viel, ob Hermione kalt, klug oder tugendhaft ist, sie ist eine interessante Frau, hat viel gelitten in ihrer Ehe, und ich gönnte ihr wol das Glück, das Reichthum bei leidenschaftlicher Liebe eines Gatten geben kann. Haben Sie aber auch wohl bedacht, Alexis, daß sie Kinder und zwar fast erwachsene Kinder hat."

„Diese Kinder werden unter meinen Augen sich ausbilden, der Sohn wird mein Freund, die Tochter mein Kind werden, sie werden das Glück meiner Zukunft an Hermionens Seite nur vermehren.“

„Sie träumen sanguinisch, mein lieber Prinz“, sagte die Räthin mit einigem Hohn, „schwerlich wird ein Sohn jemals der Freund des Mannes, der bei seiner Mutter den noch lebenden Vater verdrängt, und Gertrud Bergenau, jetzt ein zehnjähriges, freilich häßliches Kind, möchte in sechs Jahren wahrscheinlich eher zu Ihrer Geliebten als zu Ihrem Kinde passen, denn in sechs Jahren sind Sie achtundzwanzig Jahre alt. Gleichviel indeß, mein Lieber. Bergenau ist arm und in durchaus brouillirten Verhältnissen. Zudem ist er ein Trunkenbold. Es kann also wol nicht zu schwer sein, die Einwilligung zu einer Ehescheidung zu erhalten. Sorgen Sie dann für die Kinder, beide sollen Talent und Verstand haben. Heirathen Sie die Frau, und geben Sie dem Violinisten eine Pension, die ihn in den Stand setzt, täglich zwei Flaschen Wein zu trinken, und Sie haben den Himmel, von dem Sie jetzt träumen.“

„So sarkastisch und höhnend auch Ihr Rath

klingen mag, beste Anna", sagte Alexis, „so ist er doch weise und klug, es fehlt nur Eins, wollen Sie mir helfen bei der Ausführung?"

Frau Wender zuckte die Achsel. „Wenn ich Ihnen bei Hermionen helfen sollte, so würde ich Ihnen offenbar den schönsten Theil Ihres Glücks rauben. Mit dem Violinisten will ich reden, wenn es sein muß. — Wie hoch wollen Sie mit einer Pension gehen, und wenn er vielleicht eine Summe auf einmal fodern sollte, wie hoch kann diese sein?"

„Ich würde mein ganzes Vermögen hingeben um Hermionens Besitz, wenn ich es nicht ihr zu Füßen legen wollte. Eine Abstandssumme von zehntausend Thalern macht mich noch nicht arm, und eine Pension von tausend Thalern jährlich, würde ich auch mit Freuden zahlen."

Anna legte die weiße Hand auf des Prinzen Schulter.

„Ich denke wohlfeiler abzukommen, mein lieber Großmüthiger; jetzt aber lassen Sie uns Hermione aufsuchen, die wahrscheinlich in irgendeinem grünenden Bosket träumt."

Der Prinz sprang auf, küßte die Hand der Räthin, und ging mit fliegender Eile in den Garten.

Frau Bergenau hatte während des Gesanges bemerkt, daß eine Volante ihres weißen Gazekleides abgetrennt sei, deshalb war sie hinausgegangen und hatte es in einer Fliederlaube angenäht. Sie war eben fertig damit geworden, und strich mit der Hand den Rock über der Hüfte glatt, als sie die Tritte des Prinzen hörte. Eilig steckte sie den Fingerhut in die Tasche des Unterrocks, setzte sich nieder und nahm das Bändchen von Schiller zur Hand, das sie zur Entschuldigung ihrer Abwesenheit neben sich gelegt hatte.

Drittes Capitel.

Am Morgen nach diesem Tage saß Eduard Bergenau in der kleinen Schlafkammer neben Gertrud. Die Mutter war früh aufgestanden und hatte im Wohnzimmer eine Gardine ausgebessert, der Vater schlief noch und wandte sich unruhig im Schlafe hin und her. — Hermione war in der heftigsten Aufregung! Prinz Alexis hatte gestern mit ihr gesprochen. Eine glänzende Zukunft lag vor ihr offen, eine Zukunft, so erfüllt mit Glück und Genuß als ihre Vergangenheit bisher leer davon gewesen. Auch für ihre Kinder, selbst für ihren Gatten hatte der großmüthige Bewerber zu sorgen versprochen. Alles sah so schön, so sonnig aus, und Alexis hatte es mit allen Regenbogenfarben der Liebe ausgemalt.

Eins wußte indeß Hermione, wovon Alexis

in seinen Berechnungen nicht träumte, daß nämlich Bergenau seine Einwilligung zu ihrer Scheidung sich nie würde abkaufen lassen.

Sie kannte diesen Mann! In einer fünfzehnjährigen Ehe, hatte sich jede Falte seines Herzens ihr entschleiert. Und wenn es Hermionen nicht möglich war, das Ganze dieses Wesens zu würdigen, noch weniger es zu leiten, wenn er für sie auch wie ein Bild war, mit einer Unterschrift in fremder Sprache, so kannte sie doch jede Linie dieses Bildes, jeden Haarstrich in dieser Unterschrift.

Ob er sie selbst würde ziehen lassen — wer weiß? — Er war so, so eigen, so stolz, wenn sie es ernstlich verlangte, da würde er sie gewiß nicht halten.

Reichthum mit allem Glück, das er zu geben fähig, wartete auf sie, sie durfte nur zugreifen, und alle Pracht, die sie bei der Räthin Wender so oft bewundernd beneidet, ja etwas, das diese sogar nicht einmal besaß, der Glanz eines vornehmen Standes war ihr Eigenthum.

Die Gardine steckte wieder, Hermione bürstete noch mit einem sehr weichen Bürstchen den Sophaüberzug und nähte einen Stich fest, wo an dem-

selben die Besatzschnur losgelassen. Dann blickte sie zuerst in den Spiegel, dessen Fläche auch nicht der kleinste Fliegenfleck entstellte, und darauf in dem reinlichen Zimmer umher, dessen niedlichem Arrangement man die Armuth der Bewohner nicht ansah.

„Und wie wird es hier aussehen in acht bis neun Wochen, wenn ich fort bin? Wie bald werden diese alten Gardinen in Fetzen gerissen sein? Wie bald wird dieser Sophaüberzug Fettflecke haben? Wie bald werden Bergenau und die Kinder wie Bettler einherlaufen, zum Spott für die Nachbarschaft?“ — Eine Art Wehgefühl regte sich dabei in dem kalten Herzen der bildschönen Frau. Der Gedanke: Wie wird der Geist meines Knaben sich ohne mütterliche Leitung entwickeln? Wie wird meiner Tochter Herz sich ohne milde, mütterliche Vorsorge bilden? war ihr nicht aufgestiegen, konnte ihr nicht aufsteigen. aber die Erinnerung an Pflichten, die sie bis dahin mit musterhafter Treue erfüllt, das Uebersehen des Platzes, an dem sie bis dahin wirkend gestanden, und den sie nun zu verlassen entschlossen war, erregte ihr Schmerz.

In diesem Moment trat Bergenau mit ver-

wirrtem Haare, das Hemd auf der Schulter zerrissen, bleich und mit zitternden Händen aus der Schlafkammer.

„Nein, wie du aussiehst, Franz", sagte die Frau, alles andere für einen Augenblick vergessend, nicht über den Anblick des entnervten, durch Trunk entnervten Gatten, sondern des zerrissenen Wäschestücks. „Ich bitte dich nur, ziehe dir ein anderes Hemde an, ich werde dieses gleich ausbessern, du reißest es in Grund und Boden und ich dächte, wir hätten nicht so viel, um mit der Wäsche liederlich umzugehen."

„Laß gut sein, Jone", sagte der Violinist, und ließ sich matt in den Sopha fallen, „ich werde dir den Willen thun, obschon es in unserer Lage fast gleich ist, ob wir mit einem Loch in den Kleidern gehen oder nicht. — Ich bin müde, bis in die Seele müde. Hier, in diesem verfluchten Neste muß ich sterben und verderben, wie ein angeschossener Hase in einer Schafpferche. Armes Weib, du quälst dich todt, und schöpfst doch nur Wasser im Siebe. Gib mir einen Schnaps, Jone, dort, im kleinen Wandschrank muß noch etwas stehen."

„Trink nicht, Bergenau."

Er hob den zitternden Arm bis zur Höhe des Gesichts.

„Das Fliegen in den Gliedern endet nicht eher, bis ich getrunken habe."

Sie schenkte ihm ein kleines Gläschen voll, er blickte sie mit einem Ausdruck von Kummer und Seelenleiden an.

„Und das ist das Loos, das ich dir bereitet habe, du prächtiges Geschöpf", sagte er, indem er das Glas an die Lippen zog. — „Wo sind die Zeiten, Hermione, wo drei bis vierhundert Thaler an einem Concertabende in Paris oder Stockholm, in Neapel oder Petersburg, mir eine nicht besonders große Einnahme schienen? Fluch dem Künstlerleben, das von der wetterwendischen Gunst des Publicums abhängt. Franz Bergenau kann mit seiner Geige für Weib und Kind nicht mehr Brot schaffen!"

„Du kannst das ändern," sagte die Frau, aber ihre Lippen zitterten und sie mußte sich setzen bei den Worten.

„Pah! ändern, ich! Für fünf Groschen die Stunde Musikunterricht an Kinder geben, die sich schwerer wie Bären abrichten lassen, das kann ich, nun ich versuchs! Ich verdiene so zehn bis fünfzehn

Groschen den Tag, ich muß Branntwein trinken um dabei nicht wahnsinnig zu werden."

„So meine ich's nicht, Bergenau, es kostet dich nur ein Wort — und du bist ein reicher Mann."

„So wird das Wort vermuthlich ein Meineid oder ein anderes Schurkenwort sein, ehrliche Worte — —"

„Nun höre auf mich, Franz, und werde nicht heftig, der Prinz Alexis Moroschin —"

„Was ist's mit dem?" sagte Bergenau, und seine Stirn ward finster wie ein Gewitterhimmel.

„Er will mich heirathen —"

„Dich? Dich, Hermione? Du bist doch keine Thibetanerin."

„Ich weiß nicht, was das ist, Franz, aber der Prinz will mich und auch die Kinder glücklich machen, und auch dich, wenn du ohne Aufsehen in die Scheidung willigst. Er will dir ein Vermögen geben oder eine Pension, was dir lieber ist, und Eduard und Gertrud sollen wie seine eigenen Kinder gehalten werden, und alles kann so gut werden, wenn du nur vernünftig sein möchtest. Was ist es nun mehr, hundert Ehen werden geschieden, und tausend Män-

ner möchten ihre Frauen umsonst weggeben, dir bietet man viel Geld — —"

Bergenau war aufgestanden, seine Augen blitzten. Er wischte sich den Schweiß von der bleichen Stirn, und in seiner ganzen Haltung lag eine Hoheit und Würde, die deutlich zeigte, was dieser Mann einst gewesen — was er unter günstigen Verhältnissen hätte werden können.

Er legte die Hand auf die Schulter seiner Gattin und blickte ihr fest in die prachtvollen azurblauen Augen.

„Beantworte mir eine Frage, Hermione, beantworte sie mir wahr und offen, Gott hört dich und mich in diesem Augenblick. Liebst du den Prinzen?"

Die prächtigen Augen zuckten nicht und zeigten keine Veränderung in ihrem Strahl, kein Erröthen färbte die zarte Wange höher, die fein geschwungenen Lippen bebten nicht, sondern öffneten sich zu einer ruhigen Antwort.

„Ach! Bergenau, du weißt es ja, ich bin nicht zur Schwärmerei und zum Ueberschwänglichen geneigt. Der Prinz ist ein hübscher, artiger, junger Mann, er hat mir viel Schönes gesagt — lieber Gott, das thun alle Männer einer

hübschen Frau gegenüber, aber so, was du Liebe nennst, das kommt mir gar nicht in den Sinn."

„Wahr! wahr!" sagte der Künstler mit dumpfem Tone. Dann raffte er sich von neuem auf, und fragte mit Hoheit, „und um Geld, Gut, Stand und Reichthum, wolltest du den Mann, der deiner Kinder Vater ist, wolltest du deine Kinder verlassen? Frau! Hast du an Gott gedacht, der die Ehen segnet, an das Wort, mit dem du am Altare mir Treue bis übers Grab hinaus geschworen?"

Hermione weinte. „Wie du nur gleich bist, Bergenau. Wir sind blutarm, zur Arbeit, zum Unterrichten hast du keine Lust, unsern Jungen hat man aus der Schule gewiesen, weil er das Schulgeld über ein Jahr nicht bezahlt. Nun gibt dir Gott eine gute Gelegenheit, zu etwas in der Welt zu kommen. Der Prinz will dir zwanzigtausend Thaler ein für allemal oder auch eine fortlaufende Pension von tausend, ja von zweitausend Thalern geben. Er will für die Kinder aufs beste sorgen. Von mir rede ich ja gar nicht erst. Wenn ich denke, daß er mir ein Nadelgeld von ich weiß nicht wie viel tausend Rubel versprochen, daß er mir den Wagen, worin wir gestern fuhren, mit Pferden,

Kutscher und allem zur Disposition gestellt, daß ich alles zu meiner Ausstattung auf seine Rechnung nehmen soll. Es ist keine Kleinigkeit, Bergenau! Du weißt, mir ist es nicht bei der Wiege gesungen, daß ich hungern und mich kümmern soll. Wir hatten es sonst besser, und auch jetzt habe ich ja nie geklagt, ich habe gearbeitet früh und spät, um euch etwas ordentlich und respectabel zu erhalten, aber es ist doch hart von dir, zu verlangen, daß ich ein so großes Glück für mich, dich und die armen Kinder, von der Hand weisen soll."

Bergenau antwortete nichts, sondern öffnete die Thür der Schlafkammer und sagte kalt: „Kommt herein, Eduard und Gertrud."

Die Kinder erschienen. Der Violinist wies mit der Hand auf Stühle, sie setzten sich, dem stummen Befehl gehorchend, nieder.

Auf dem Gesicht des Vaters lag Ruhe und Würde, die Mutter weinte, zog aus der Tasche ein Tuch, um sich die Augen zu trocknen, steckte es aber, bemerkend, daß es eins ihrer drei Halbbattisttücher sei, wieder ein, und nahm ein anderes, das hinter der Sopharolle seinen Platz hatte.

„Eduard", begann der Violinist, „du bist

nun bald dreizehn Jahr alt, du, Gertrud bist zehn, ihr habt menschliche Herzen, ihr Kinder, das weiß keiner besser als euer Vater. Hört, was ich euch sagen muß und urtheilt und wählt, wie es das Herz euch eingibt."

Gertrud zitterte, Eduard's klare Augen blickten ernst vor sich nieder.

„Diese Frau hier, eure Mutter, will sich von mir trennen, um eine andere Ehe mit einem sehr reichen, sehr vornehmen Manne, abzuschließen, dieser Mann —"

„Halt", sagte Hermione, den Arm des Gatten fassend, „sprich nicht weiter, Bergenau, sage auch nichts Schlimmes von dem Prinzen. Wenn die Kinder, denen er Gutes thun will, ihn künftig Vater nennen sollen, so ist es nicht gut, daß man denselben ihnen schlecht zeichne."

Bergenau warf einen festen Blick auf seine Frau und fuhr mit unstörbarer Ruhe fort:

„Der Mann also ist ein Prinz und ein Millionär. Ich bin ein Bettler, noch mehr meine Kinder", — seine Stimme zuckte bei diesen Worten ein wenig — „ich bin ein wahrscheinlich unverbesserlicher Trunkenbold. Der Prinz, eurer Mutter künftiger Gatte, bietet euch Reichthum

und natürlich eine gute Erziehung, ich kann, das wißt ihr, nichts für euch thun, ich werde mich so fort und fort durch die Welt schlagen, und eines Tages wird in der Spalte einer Zeitschrift stehen: Der zu seiner Zeit berühmte Violinist Bergenau, ist den und den, in der bittersten Armuth und einsam gestorben. Seine ehemalige Gattin, die Prinzeß Moroschin — —"

„Mein Vater! mein Vater!" rief Eduard und schlang seine Arme um den Hals des Sprechers, ihm mit einem heißen Kuß den Mund verschließend, „du wirst nicht einsam sterben, deine Kinder werden bei dir sein und dich warten und pflegen, wir werden ja nun bald selbst etwas verdienen können, lieber, lieber Vater! wir werden nicht hungern und nicht frieren!"

„So gib mir wenigstens die Gertrud, Bergenau", sagte die Mutter, „ich habe ein Recht nach den Gesetzen Eins der Kinder zu fodern. Der Anwalt der Räthin hat mir das gesagt, ich will die Gertrud, sie soll hier nicht in schlechter Gesellschaft erst unordentlich und schmutzig und dann liederlich und gemein werden."

Das kleine Mädchen rang nach Athem, ihre Brust flog heftig, und mit einer unbeschreiblich

rührenden Geberde, klammerte sie ihre beiden Händchen um den Arm des Bruders.

Bergenau schlang seine Arme um beide Kinder, blickte düster auf seine Frau und erwiderte:

„Ich will die Kinder nicht trennen lassen, hörst du, das will ich nicht. Geh du in Gottes Namen, dein Glück oder was du dafür hältst, werde ich nicht hindern. Die Kinder aber bleiben zusammen, das ist die einzige Bedingung meiner Einwilligung in unsere Scheidung. Es wäre vielleicht großmüthiger, wenn ich sie beide dir mitgäbe, aber höre, es ist nicht die pure Selbstsucht, die mich dazu treibt, sie zu behalten. Diese Herzen hier, finden ihr Glück nicht da, wo du es findest. Es sind meine Kinder, und es wäre möglich, daß sie im Hause eines vornehmen Stiefvaters mehr leiden würden als hier, inmitten aller Sorgen, aller Noth und Entbehrungen. Es sind Künstlerseelen beide, so der Bursche als das Mädchen, denen wächst das Glück zu, in jedem Moose, jedem Grashalme, im Thautropfen und im Lichtstrahl sehen sie den reinen Diamant. Geh mit Gott, Hermione, du und wir haben nie zueinander gehört!"

Viertes Capitel.

Hermione Bergenau hatte mit der Räthin Wender auf Wunsch des Prinzen eine Reise angetreten.

In Berlin hatte Frau Wender die Garderobe ihrer schönen Gefährtin vervollständigt, d. h. sie hatte vom Morgenschuh bis zur Nachthaube, vom Federhut bis zum Seidenstrumpf eine Prachtgarderobe für sie besorgt. In einem Saffian-Portefeuille mit Goldstickerei, das Alexis seiner schönen Braut bei ihrer Trennung schenkte, fand sie tausend Thaler, theils in Gold, theils in Kassenscheinen, zu kleinen Ausgaben, wie die Räthin ihr sagte.

Der Prinz unterdessen besorgte alle zu ihrer Trauung nothwendigen Papiere. Die Erlaubniß seiner durchlauchtigen Mutter war auch dabei. Die Aufbietung ward abgemacht, und auf den

Flügeln der Leidenschaft und der Courierpost eilte der Glücklichste aller Glücklichen den beiden Damen nach.

In einer Landkirche in der Gegend von Frankfurt a. d. O., stand an einem köstlichen Augustmorgen ein Menschenpaar vor dem kleinen Altar. Eine hübsche, brunette Dame, der alte Küster des Dörfchens und die Frau Pastorin waren die Trauzeugen. Der schwere Atlas des Brautkleides, die blitzenden Brillanten im Haare der Braut, der Ordensstern des Bräutigams und sein so sehr jugendliches Aeußeres, die prächtigen Pferde der beiden Equipagen, die reichen Livreen und das bedeutende, aus einer Rolle von zehn Louisd'or bestehende Ehrengeschenk, das ihr Gatte erhalten, waren noch nach Jahren Gegenstand der Erzählungen der ehrbaren Predigersfrau, die diese Episode in ihrem Leben für durch und durch romantisch und so interessant hielt, daß sie sie jedem ihrer Bekannten und vielen mehr als einmal erzählte.

Die Geschichte von der Trauung des russischen Prinzen mit Hermione Morgen, verehelicht gewesene Bergenau, war das Steckenpferd der guten Dame und spukt heute noch in ihrem Gehirn.

Die Neuvermählten bestiegen einen der prächtigen Wagen, die brunette Dame den zweiten. „Leben Sie wohl, meine theure Freundin", ward ihr zugerufen. „Adieu, Prinz, Adieu, Prinzessin", antwortete sie heiter, „auf Wiedersehen nach den Flitterwochen in Neapel."

Frau Wender fuhr rechts den Weg nach Pommern zu, der Prinz links, er wollte mit seiner schönen Gattin durch Schlesien, Böhmen und Salzburg, über Tyrol nach Italien gehen. Glückliche Reise!

— — — — — — — — — — — — —

Die Mutter war schon sechs Wochen von den Kindern entfernt und hatte noch keine Zeile geschrieben. Gertrud saß in der Wohnstube und besserte ein Hemde ihres Vaters. Es ward ihr recht schwer. Sie verstand den Flecken nicht so recht zu legen und zu fassen, und die Arbeit ward ungeschickt und unzierlich. Das kleine Mädchen seufzte. Sie war wo möglich noch blässer als im Frühling, aber noch eben so reinlich, noch eben so nett in ihrer ärmlichen Kleidung. Endlich ließ sie die Hände matt in den Schooß sinken und weinte. Es waren recht kindische Thränen, die sie vergoß, wenigstens würde mancher sie dafür gehalten haben; denn sie weinte, weil

sie mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen konnte, ein Auge aber, das das Innere aller Dinge, Zustände und Gefühle ergründen könnte, würde in den Wachsperlen dieser kindischen Thränen, eine echte, einen jener prächtigen Tropfen gefunden haben, den die Engel in der Schale der Vergeltung vor das Auge Gottes tragen. Gertrud weinte, weil es ihr an Kraft gebrach, die Stelle der fernen Mutter, dem geliebten Bruder, dem ach, so innig bemitleideten Vater, so zu ersetzen als sie es wünschte und erstrebte.

Beide Kinder hatten die Mutter stets weniger als den Vater geliebt. Doch kaum hatte Hermione den Familienkreis verlassen, so begann Gertrud erst dunkel zu ahnen, dann deutlich zu erkennen, was diese kalte, stille Mutter hier geleistet hatte. — Das ganze ehrenhafte Auftreten der in der bittersten Armuth versunkenen Familie, war Frucht des eisernen Fleißes und der seltenen Geschicklichkeit dieser Frau gewesen. Tag und Nacht für die ihrigen arbeitend, hatte sie dem ältesten Kleidungsstück jenen Schein von Niedlichkeit zu geben gewußt, der es kleidsam macht. Hermione hatte gewaschen, gesteift, geplättet und Nanni zu gleicher Thätigkeit abgerichtet. Sie

hatte die beiden Kinder mit Strenge zur Achtsamkeit auf ihre äußere Erscheinung angehalten, und ihre große Sauberkeit und Zierlichkeit war sogar nicht ohne Einfluß auf Bergenau gewesen, der, wie die Mehrzahl aller begabten Männer, die Frucht weiblicher Bemühungen, die häusliche Behaglichkeit nicht entbehren konnte, diese Bemühungen selber, aber von Herzen verachtete, und kleinlich, unnütz und erbärmlich fand. Hermionen's große, dem Einfluß der Jahre trotzende Schönheit, bestand fast mehr in ihrer Achtsamkeit auf das Aeußere, die es ihr möglich machte, noch bei höchster Armuth geschmackvoll gekleidet zu erscheinen, als in der Regelmäßigkeit ihrer Züge, wenigstens bestand ihre Schönheit durch die erstere Eigenschaft so lange. Ihr Austritt aus dem Kreise der ihrigen, riß vieles Gute und Schöne darin über den Haufen, drohte wenigstens es über den Haufen zu reißen, wenn nicht Gertrud die zarte Kinderhand dagegen stemmte. Getrud fühlte ihre Verpflichtungen, für den Comfort der ihrigen Sorge zu tragen, mehr, als daß sie sie verstand. Doch hatte das Beispiel der Mutter, ihr strenges Halten auf Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, bei dem kleinen Mädchen bereits Wurzel

geschlagen, die Achtsamkeit auf Sauberkeit war schon zu einem Grundzuge ihres Charakters geworden, und das war sehr gut, denn Nanni fühlte kaum den Zügel, den die Hausfrau ihr angelegt, lockerer werden, als sie ihn gänzlich abstreifte und ihrem Hange zum Umherlungern an Nachbarsthüren, zum Spazierengehen, auf die Tanzböden laufen, vollständig Raum ließ. — Nur für Eines sorgte sie stets, für ein schmackhaftes Gericht auf Bergenau's Tisch.

Sie konnte dies thun, denn als Hermione ihr Haus verließ, hatte sie eine ziemliche Geldsumme in die Hand der Dienerin gedrückt.

Bergenau hatte mit kalter Festigkeit jede Entschädigungssumme von dem Prinzen ausgeschlagen. Er hatte, als dieser ihn aufgesucht, sich auf gar kein Gespräch mit ihm eingelassen, sondern ihm blos eine schriftliche, in den höflichsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung eingehändigt, daß er in die Scheidung von seiner Gattin willige, jedoch unter der einzigen Bedingung: daß beide Kinder ihm verbleiben müßten.

Dann hatte er die Kinder ins Zimmer gerufen und ihnen in des Prinzen Gegenwart gesagt, daß ein Geschenk an Geld von

der Mutter anzunehmen, ihnen aufs strengste verboten sei.

Hermione hatte vor ihrer Abreise versucht, ihnen eine Summe aufzudringen, aber mit finsterem Auge und emporgezogener Lippe hatte es Eduard, mit tausend heißen Thränen Gertrud zurückgewiesen.

Ein Schmerz von grausamer Bitterkeit, hatte die sonst so ruhige Brust der Frau durchzuckt, die bei dieser Zurückweisung zum erstenmal sich ganz deutlich bewußt ward, daß Glück und Glanz, die sie mit ihren Kindern nicht theilen durfte, für sie auch den Reiz verlieren würden. — Sie hatte das Geld nun Nanni übergeben und hoffte, daß es auf eine oder die andere Weise den ihrigen zugute kommen würde, und in der That geschah dies auch. Unter dem Vorwand, sie habe geborgt, stellte die Dienerin täglich eine leckere Schüssel und eine Flasche Wein vor den Violinisten, und dieser aß und trank ohne Nachdenken, woher die guten Gaben kämen, und gar nicht weiter besorgt, wie er jemals die Schuld würde tilgen können.

Eduard hatte eine Beschäftigung gefunden, die ihm einen seiner Meinung nach bedeutenden

Verdienst abwarf. Zwar hatte der Prinz das rückständige Schulgeld für den Sohn seiner künftigen Gattin bezahlt, und noch auf drei Jahre voraus. Bergenau aber, der dies erfahren, hatte dem Knaben den Wiedereintritt in die Anstalt entschieden verweigert, und der stolze Bursche war, so brennend er auch seine weitere Ausbildung wünschte, dem Befehle des Vaters, der mit seinem eigenen Fühlen so wohl übereinstimmte, gern nachgekommen. Nun saß er den langen Tag neben der strickenden und nähenden Gertrud und zeichnete. Er zeichnete vortrefflich, ja mit Genialität nach der Natur, und die Bilder von Blumen, Vögeln, Geräthschaften mancherlei Art, lagen übereinander geschichtet auf seinem Tische. Ein Windstoß riß eines derselben zum Fenster hinaus. Es flog in den kleinen Hof, wirbelte dort umher und eine Reihe von Zufälligkeiten brachten es an eine Oeffnung in dem Breterzaune. Im Nachbarhof lag eben ein kleines hübsches Windspiel in der Nähe dieser Oeffnung. Das Thierchen steckte Kopf und Pfoten neugierig durch das Loch, und kratzte und scharrte und zog das Papierblatt auf seine Seite.

Dieser Hof nun gehörte zu einem Wirths-

haus, der Hund aber war das Eigenthum eines Mannes, der eben dort wohnte, und in einem ärgerlichen Gespräch mit einem der Kellner begriffen, im Hofe stand.

„Um Verzeihung“, sagte der Grünbeschürzte ganz demüthig, „ich kann's Ihnen schwören, Mylord, es ist der Beste und der Einzige hier und solche Leute, wie Euer Gnaden sie brauchen und verlangen, findet man bei uns zu Lande gar nicht.“

„Er ist ein Rindvieh“, antwortete der Engländer hierauf in vollkommenem Deutsch, drehte sich um und pfiff seinem Hunde, und dieser brachte zierlich aufwartend seinen Fund dem erzürnten Herrn.

Ein Blick auf das zerknitterte Papier reichte hin, das wetterleuchtende Gesicht des Fremden völlig aufzuklären. Er nahm das Papier dem Hunde ab, strich es mit dem Handballen glatt und sagte darauf deutend zu dem Kellner:

„Schaffe er mir die Person, die das hier gemacht hat und er soll einen Thaler Trinkgeld haben, oder besser, ich will mir den Zeichner selbst suchen; wer bewohnt denn das Nachbarhaus?“

„Lauter ganz armes Volk, Mylord, unten ist ein alter Jude mit seiner Tochter und Enkelin

eingezogen, oben vorn heraus wohnt ein Friseur und nach dem Hofe zu ein Musikant, derselbe, dessen Frau mit dem Prinzen Moroschin davonlief, das sind die ganzen Leute, da wird wol Keiner darunter sein, der Euer Gnaden Ansprüche genügte."

„Esel!" sagte der Ausländer, seine Sprachgewandtheit von neuem vollständig beweisend, „glaubt er denn, daß arme Leute nicht auch geschickt und brauchbar sein können?"

Dann aber schüttelte und rüttelte er sehr kräftig an dem Zaune und brach soviel davon ab, daß er hinübersteigen konnte, stellte sich neben die kleine Weide und schrie:

„Heda! heda! wem gehört die Zeichnung, die ich hier gefunden?"

Gertrud wischte eben den Staub in der Schlafkammer ab und steckte ganz erschrocken ihr hübsches blasses Gesichtchen aus dem Fenster.

„Wer hat Das gemacht, Kleine?" schrie der Fremde in die Höhe, „es soll dein Schade nicht sein, wenn du mir's sagst."

„Mein Bruder Eduard, werther Herr."

„Ist das der Musikant, Kleine?"

„Nein, das ist unser Vater, werther Herr."

„Wie heißt dieser Vater?"

„Bergenau, mein Herr."

„Gut", sagte der Fremde und sprang über den Zaun zurück.

Eine Viertelstunde später brachte der Kellner ein Briefchen an Herrn Eduard Bergenau adressirt. Es enthielt folgende Worte:

„Wenn Sie zeichnen können und Lust haben dadurch nicht blos Geld zu verdienen, sondern auch eine der Welt nützliche Erfindung zu begünstigen, so kommen Sie sogleich herüber zu

Tom Smith."

Eduard's Herz schlug hoch auf vor Freude. Er band sich einen blendendweißen Kragen um, bürstete seinen Rock mit solchem Eifer, daß ihm die Wangen glühten, zog Handschuh an, nahm das ganze Packet seiner Zeichnungen unter den Arm und ließ sich durch den Kellner bei Herrn Tom Smith melden.

„Was wünschen Sie? Was wollen Sie?" schnauzte dieser ihn an, als er sein Mützchen in der Hand an der Thür stehen blieb.

„Sie haben mich rufen lassen", antwortete Eduard, dem der unhöfliche Empfang schon die blaue Zornader auf der Stirn anschwellte.

„Sie? Sie hätte ich rufen lassen? Scheren Sie sich zu allen Teufeln und lassen Sie einen beschäftigten Mann in Frieden."

„Mein Herr", sagte der Knabe, „ohne Ihre Auffoderung wäre ich sicher nicht gekommen, denn auch ich pflege nicht unbeschäftigt umherzulaufen. Oder sind Sie etwa nicht Tom Smith, der mir diesen Zettel schrieb?"

Der Gefragte ließ jetzt seine Blicke über die Gestalt des Knaben gleiten und sagte dann spöttisch:

„Und Sie wollen mir weiß machen, daß Sie die Zeichnung, die ich im Hofe fand, selbst gemacht haben?"

„Ich mache niemals Jemanden etwas weiß, mein Herr, auch habe ich hier bei mir viel bessere Zeichnungen als das verlorene Blatt, übrigens können Sie mich ja prüfen oder, wenn Ihnen das zu viel Mühe macht, mit Höflichkeit entlassen, denn so jung und so arm ich bin, so glaube ich doch Anspruch auf höfliche Behandlung machen zu können."

Tom Smith heftete wieder seine klugen grauen Augen auf den Knaben und winkte ihm dann an den Tisch zu treten, an dem er saß.

Eduard folgte dem Befehl. Smith nahm ihm die Zeichnungen ab, schob ihm ein Blatt Papier und einen Bleistift zu und sagte:

„Zeichnen Sie mir hier das Rad, so von dieser Seite, aber genau.“

Der Knabe setzte sich nieder. Sein scharfer Verstand sagte ihm, daß der wunderliche Kauz nicht ein Bild, sondern einen Riß des vorgelegten Gegenstandes wünsche. Ruhig nahm er aufs genaueste Maß, schaffte sich einen verjüngten Maßstab und trug die gewünschte Zeichnung mit großer Accuratesse auf.

Smith sah ihm über die Schultern und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, endlich schlug er vergnügt die Hände ineinander und rief:

„Jetzt habe ich gefunden, was ich brauche, jetzt sind alle Schwierigkeiten überwunden und in kurzem wird die Welt das Erstaunenswertheste, das Außerordentlichste sehen, was je der menschliche Geist geschaffen.“

Dann wandte er sich zu Eduard, schüttelte seine Hand und sagte sehr höflich:

„Wieviel, mein Herr, befehlen Sie für jede Stunde, die Sie bei mir arbeiten?“

Eduard's Stimme zitterte als er sich erlaubte

zehn Groschen zu fodern. Doch Mister Smith sagte blos: „Gut!" und von da ab ward der Knabe fast täglich zu dem seltsamen Manne gerufen, der ihn veranlaßte Räder und Federn, Stifte und Schrauben der verschiedensten Art zu zeichnen und pünktlich ihn jedesmal nach der Glockenstunde bezahlte.

Die Arbeit in Gesellschaft Smith's war für den Knaben in jeder Beziehung vortheilhaft. Der Arbeitgeber hatte Wohlgefallen an dem Arbeiter gefunden und fing an sich mit ihm während seiner Arbeit lebhaft zu unterhalten. Eduard Bergenau besaß Kenntnisse, die mehr mit seinen seltenen Naturgaben als mit seinem Alter übereinstimmten. Er war nicht nur in den alten Sprachen ziemlich vorgerückt, sondern auch tüchtig in der Mathematik und allen Naturwissenschaften.

Mister Smith machte sich ein Vergnügen daraus, ihn im Englischen zu unterrichten und Eduard lernte doppelt rasch, weil er jede Lection des Engländers wenige Stunden später auf Gertrud übertrug. Mister Smith gab ihm mathematische, physikalische, chemische Werke zum Studiren, erlaubte ihm den Gebrauch sehr kostbarer Kupferstiche, Karten und physikalischer Instrumente, die

er besaß, und Eduard Bergenau bildete seinen Geist nicht wie auf einem deutschen Gymnasium, allein am Studium des Schönen aus dem Alter-thum, sondern auch an dem des Nützlichen der Neuzeit, und in zwei Jahren, die diese miteinander verlebten, war der funfzehnjährige Eduard reif, in jedes technische Geschäft als Arbeiter zu treten und sich da nützlich zu machen.

Fünftes Capitel.

Auch für Gertrud waren diese zwei Jahre eine Schulzeit gewesen, die ihr sanftes Herz und ihren reichen Geist ausgebildet hatte.

Nanni, das Dienstmädchen, hatte allmälig eine unglaubliche Gewalt über Bergenau gewonnen. Sie verstand es, ihn mit den Schulden zu ängstigen, die sie für die Bestreitung des Familientisches gemacht haben wollte, während sie ansehnliche Summen, die Hermione ihr von Zeit zu Zeit zur Verwendung für Bergenau und die Kinder zukommen ließ, unterschlug und nur einen kleinen Theil davon für die Beköstigung der Familie verbrauchte. Mit jedem Monate ergab sich der Violinist mehr und mehr dem Trunke und in gleichem Maße mit seinem Laster schritt seine Schwäche vor. Er war ein Bild geistigen Verfalls geworden, vor

dem körperlichen schützte ihn der Fleiß und der Ordnungssinn des Kindes, das mit jedem Tage mehr die Kräfte und Fähigkeiten übte, die den Grund aller sittlichen Würde beim Weibe legen.

Gertrud hatte eine schwere Kindheit, gewiß! Der trunkene Vater mishandelte sie nicht selten. Die leichtsinnige Magd war ihr nicht nur keine Stütze, sondern ward ihre Quälerin in vielfacher Weise, aber die Engel, die die Kindheit der Verwaisten bewachen, waren auch neben ihr und erhoben mit ihren segenspendenden Händen den Wolkenschleier über dem Haupte des ohne elterlichen Schutz nach dem Guten strebenden Kindes und gestatteten ihm einen Blick in die lichtgoldenen Hallen einer bessern Zukunft.

Es war an einem der ersten Octoberabende nach der Trennung von der Mutter. Es war ein Freitag. Die Herbstsonne war niedergesunken und die Sterne blitzten auf am Himmel und schauten durch einen leichten feuchten Duftschleier auf die arme kleine Gertrud, die am Stämmchen ihrer lieben Weide auf ihrer kleinen Bank saß und weinte.

Sie war Abends noch nie so spät draußen gewesen. Nanni pflegte es nicht zu leiden, auch

ward es oft nöthig, daß sie hinauf ging und den Vater zu beschwichtigen suchte, der in einem gewissen Stadium des Rausches gewöhnlich sehr laut und wild wurde. Heute war er auf dem Sopha fest eingeschlafen, er hatte die Stiefel auf dasselbe gezogen und mit den Absätzen ein mächtiges Loch in den dünnen verwaschenen Ueberzug gerissen; dazu kam Nanni nicht nach Hause. Gertrud wußte, daß der Vater nach ein paar Stunden erwachen und Speise fodern würde — sie hatte nichts für ihn. Nanni hatte ihm bei ihrer Rückkunft eine Carbonade zurichten wollen. Welch ein wildes Toben erwartete das arme Kind, welche Mishandlungen vielleicht, wenn er erwachte und nichts zu essen fand. Gertrud hatte erfahren — ach nur zu oft — daß ihr Vater, in dessen Seele tausend Keime des Guten, Schönen und Edlen wurzelten, im trunkenen Zustande wie ein wildes Thier in Wuth gerieth, wenn seine thierischen Bedürfnisse nicht augenblickliche Befriedigung fanden. O dieser Vater! Gertrud gedachte der Vergangenheit, wo sie ein kleines, noch ganz kleines Kind an seinem Halse gehangen hatte und der Liebling seiner Seele, ihm theurer gewesen war als der Apfel seines Auges. Wie ein Traumbild schweb-

ten Erinnerungen an eine Zeit der Wohlhabenheit, des Ueberflusses sogar vor ihrer Seele. Des Vaters schönes Geigenspiel hatte früher alle Welt entzückt. Die Familie hatte eine feste Heimat in einer großen Stadt gehabt und bisweilen Reisen gemacht. Wie waren damals Vater und Mutter so schön gewesen, sie standen Beide in der Erinnerung des Kindes, wie ein paar Götterbilder umhaucht vom Glanze der Genialität. Ach und jetzt! Wo war die Mutter, die ihre Kinder verlassen hatte, als sie ihrer am meisten bedurften? Und der Vater! Sein Geigenspiel verstummte mehr und mehr, seine Augen rötheten sich höher, sein Gang wurde unsicherer. Frühmorgens zitterten seine Hände täglich stärker. Was konnte aus ihm werden im Laufe der Zeit? Die arme Gertrud hatte das Vorbild für die Zukunft ihres Vaters vor Augen an dem alten Friseur, der die Unterstube nach dem Hofe hinaus bewohnte und täglich sich entweder viehisch betrunken im Straßenkoth wälzte oder zitternd, frierend, oft laut wimmernd auf seinem schmuzigen zerrissenen Bette lag.

Das Kind erhob die von Thränen erfüllten Augen und blickte nach dem Fenster des Unglück-

lichen, an den sie soeben mit Furcht und Mitleid gedacht. —

Sie glaubte zu träumen!

Eine blendende Helle strahlte ihr aus diesen Fenstern entgegen, die sauber geputzt und von weißen Gardinen hübsch umgeben, ihr jetzt den Einblick in ein Zimmer gestatteten, das ihr den Inbegriff aller häuslichen Zierlichkeit, ja aller erdenklichen Pracht zu enthalten schien.

Vor einer Ottomane, die mit einem glänzend rothen Stoff bezogen war, lag ein Teppich von einem gelb- und schwarzgefleckten Thierfell, umgeben mit einer schön gestickten Borde. Ein runder Tisch, dessen Säule auf drei goldenen Klauen ruhte, stand darauf. Er war mit einem weißen Damasttuch bedeckt und trug einen silbernen Armleuchter, auf dem acht dicke Wachskerzen brannten, von welchen der Glanz und Schimmer, der Gertrud blendete, ausging.

Das kleine Mädchen war noch Kind genug, um über den neuen Anblick die Last, die ihr armes Herz bedrückte, auf einige Minuten zu vergessen. Erschreckt und entzückt zugleich stand sie auf und schlich den niedrigen Fenstern näher. Das Zimmer enthielt außerdem, was sie schon gesehen, noch ver-

schiedene reinlich gehaltene und schön geformte Möbel, Schränke, Stühle und Commoden, und während Gertrud sich diese Herrlichkeiten betrachtete, traten drei Personen ein, die dem Kinde nur einem Traum oder einem Märchen anzugehören schienen. Es waren zwei Frauen und ein Mann. Die beiden weiblichen Wesen führten den Letztern, einen Greis mit silbernen Locken und schneeweißem Bart.

Die Augen des Alten schienen von einem innern Lichte zu strahlen, sie stachen seltsam ab gegen das alte runzelvolle und bleiche Gesicht. Er trug ein langes schwarzes Gewand von Seide, einen Gürtel um den Leib und über der Schulter ein weißes Tuch, das mit einer goldenen Spange vorn an seinem Halse befestigt war.

Von den Frauen war die eine älter, die andere noch ganz jung, Beide sehr schön, aber von einer eigenthümlichen Schönheit. Das Haar der Aeltern war ganz und gar von einer weißen Haube bedeckt, die Stirn und Wangen dicht nmschloß: aber nach den dunkeln, zart geschwungenen Brauen und den langen schwarzen Wimpern mußte man schließen, daß es ebenfalls dunkel sei. Ihre Stirn war hoch, ihre Nase gebogen, ihre kirschrothe Lippe ließ blendend weiße Zähne sehen und auf Wange

und Kinn blühten die Rosen der Gesundheit. Das junge Mädchen war ihr so ähnlich, daß Gertrud sich überzeugt fühlte, sie sei ihre Schwester. Beide waren sehr sauber, ja kostbar gekleidet, trugen goldene Geschmeide, blitzende Ohrgehänge und Spitzen um Hals und Hände.

Die jüngste rückte einen Lehnsessel an den Tisch und der Greis setzte sich und blätterte in einem Buche, das ihm aufgeschlagen von der Aeltern übergeben wurde. Endlich hatte er eine Stelle gefunden, die ihm zusagte, und nun las er laut und mit einer wohlklingenden Stimme, aber in einer Sprache, die dem Kinde, das mit schlagendem Herzen zuhörte, gänzlich fremd war.

Gertrud stand am Fenster und ihre Seele war in ihren Augen. Nie in ihrem Leben hatte sie etwas so Schönes gesehen als das Bild dieser drei Menschen in ihrer geschmückten schönen Häuslichkeit.

Wer konnten sie nur sein? Wie kamen sie hierher? — Sie vergaß auf eine lange Weile alles Andere und dachte darüber nach und fühlte entzückte Theilnahme.

Erst Eduard's Stimme, der, von Herrn Smith heimgekehrt, sie im Hofe aufsuchte, weckte sie aus ihrem Sinnen.

„Ich fürchte, Gertrud, unser Vater ist krank", sagte er flüsternd und ohne das schöne Bild, das die Schwester ihm zeigte, seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. „Komm herauf, Gertrud, es ist noch dunkel in der Stube und der Vater schläft zwar, doch stöhnt er so seltsam und ängstlich."

Die Kleine lief nach oben und machte leise Licht an. Da lag der Vater; er war todtenbleich, alle Glieder zuckten und helle Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Seine Augen waren weit geöffnet, aber sie blinzelten nicht beim Aufglänzen des Lichts, sie schienen gänzlich ohne Sehkraft zu sein.

Aengstlich näherten die Kinder sich dem Sopha; er erkannte sie nicht, aber sie konnten bemerken, daß er weinte.

Gertrud beugte sich über sein Gesicht und küßte seine Stirn. Er ließ es geschehen, ohne ein Zeichen des Wiedererkennens und als Gertrud nun dreister geworden sich auf seinen Mund beugte und ihn küßte, fühlte sie das Zucken der Muskeln in dem Körper des Leidenden.

Nanni war immer noch abwesend und die beiden jungen Geschöpfe völlig rathlos.

„Ich gehe zu Tom Smith", sagte Eduard

endlich angstvoll. In diesem Augenblick aber trat Nanni ein, erhitzt und aufgeregt, schon zubereitete Speisen im Korbe tragend, und erhob beim Anblick des so plötzlich Erkrankten ein Zetergeschrei, das das ganze Haus erfüllte.

Einige Augenblicke darauf öffnete sich geräuschlos die Thür und ein Wachslicht in der Hand tragend, stand die ältere Dame aus dem Unterzimmer zwischen den weinenden Kindern am Lager des in Krämpfen zitternden Bergenau.

Sie fragte mit liebevoller Stimme im reinsten Deutsch, aber mit etwas fremdartigem Dialekt nach dem Unglück, das sich zugetragen und ob sie in irgend etwas behülflich sein könnte?

Nanni antwortete mit geläufiger Zunge und die Fremde sagte nun, daß ihr alter Vater ein geschickter Arzt sei und daß die Kleine wohlthun würde, ihn sogleich heraufzurufen.

Gertrud eilte hinab und betrat mit zögerndem Fuß das Paradies, in das sie noch vor kaum einer Viertelstunde mit sehnsüchtigem Entzücken geblickt hatte. Der Greis erhob sich, gebot freundlich Gertrud, unten bei seiner Enkelin zu bleiben und ging zu dem Kranken.

Das wunderschöne junge Mädchen nöthigte

mit großer Liebenswürdigkeit die arme geängstigte Kleine, sich neben ihr niederzusetzen und tröstete sie mit den herzlichsten, liebevollsten Worten.

„Mein lieber Großvater, ein geschickter und grundgelehrter Arzt, wird mit der Hülfe Gottes deinen Vater gewiß heilen", sagte sie, Gertrud's spiegelblanken Scheitel mit sanfter Hand streichelnd. „Bete zu Gott, daß er die Bemühungen des Greises segne, denn was ist Menschenweisheit ohne die Hülfe des Herrn?"

Die Erziehung der Kinder Bergenau's, in allen Stücken vernachlässigt, war es doch am meisten in religiöser Beziehung. Gertrud, die noch keine Schule besucht hatte, war auch noch in keiner Kirche gewesen. Sie hatte den Namen Gottes noch nie mit Ehrfurcht und Rührung aussprechen hören. Ihr Vater fluchte bisweilen im trunkenen Muthe alle Donner Gottes zusammen und Nanni, die Süddeutsche und Katholikin, ging in die Messe und betete täglich einige Ave Maria vor einem häßlichen Crucifix in ihrer Kammer. Weder Hermione noch Bergenau hatten auch nur je daran gedacht, den Kindern von Gott zu sprechen und in der Schule hatte Eduard seinen Katechismus ungefähr ebenso erlernt als die Ein-

wohnerzahl der Hauptstädte Europas und die Länge des Laufs der verschiedenen Flüsse, d. h. auswendig. Die Lehre von der Congruenz der Dreiecke war dem wißbegierigen denkenden Knaben weit interessanter gewesen, er hatte hier sein Nachdenken schärfen können, wogegen man ihm dort Feststehendes und ihm Unverständliches, nicht zur Prüfung, zum Nachdenken oder Nachfühlen, sondern zum Behalten gegeben hatte.

Gertrud konnte wie ihr Bruder die Artikel und Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig, aber sie hatte keine Idee davon, inwiefern diese Lehren, die ihr abgeschmackt vorkamen, ins Leben eingreifen könnten. Das Kind hatte noch nie gebetet, obgleich es gewohnt war, Abends und Morgens ein kurzes Verschen zu Ehren der Jungfrau Maria, das Nanni sie gelehrt hatte, herzusagen.

Hier aus dem Munde der fremden schönen Jungfrau hörte das vernachlässigte Kind zum erstenmal von der tröstenden, heiligenden Einwirkung des Gebets sprechen. Sie hatte kein Wissen, keine Erkenntniß von Gott, aber sie hatte die tiefe, künstlerische, ihr angeborene Naturliebe und jene in der Brust jedes fühlenden Menschen liegende Gottes-

ahnung, die nur des zündenden Funkens bedarf, um als helle Leuchte in der Seele aufzuflammen. Diesen Funken gab ihr im Augenblick des Schmerzes um den Vater das Wort der jungen Jüdin — denn das war die neue Bekanntschaft Gertrud's. Die Erinnerung an die Schönheit der Welt, die Lehre des Katechismus, daß Gott der Schöpfer und Erhalter dieser Welt sei, das Gefühl der Verlassenheit, die Sehnsucht nach Schutz und Hülfe und die schlichte Verheißung, diese in Gott zu finden, waren wie ein Zündfaden in der Seele Gertrud's und das Wort der Fremden ließ die Flamme aufglimmen, die von nun ab ohne Ende das Leben der Waise erleuchten sollte. Die Hände faltend, wie ihre schöne Lehrerin, betete Gertrud zum erstenmal und empfand die natürliche Frucht des Gebets in der Ruhe, die ihr Herz erfüllte.

Sechstes Capitel.

Mitternacht war vorüber. Der greise jüdische Arzt war immer noch bei Bergenau und seine Tochter half ihm den Leidenden pflegen. Eduard hatte Recepte nach der Apotheke getragen und Arzneimittel geholt, die zu bezahlen er Geld genug besaß. Endlich legten sich die Krämpfe des Violinisten.

„Es wird vorübergehen", sagte der Doctor, „für diesmal ist er gerettet! Geh jetzt hinab, Deborah, zu den Kindern, der Sohn und die Dienerin sollen sich auch zur Ruhe begeben. Ich bleibe noch einige Augenblicke hier und dann wird uns Allen der Schlaf gut und nützlich sein."

„Gott hat geholfen, meine liebe Kleine", sagte die freundliche Jüdin in das Zimmer tretend, wo ihre schöne Tochter an dem verlassenen Kinde des

Violinisten die erhabenste aller Mutterpflichten erfüllt, indem sie Gertrud beten gelehrt. „Gott hat geholfen, in ein paar Augenblicken wird mein lieber Vater herunterkommen und du kannst dann getrost dich niederlegen, die Leiden deines Vaters sind gehoben und er wird ruhig schlafen."

Der eintretende Greis bestätigte die frohe Nachricht und Gertrud legte sich in ihr Bett, nachdem sie noch einen Blick auf den blassen, sanft schlafenden Vater gethan, mit einem Gefühl des Friedens und der Ruhe, wie sie es lange, lange nicht empfunden, denn sie wußte sich in Gottes Schutz, der ja liebevoller als der beste mütterliche, kräftiger noch als der des mächtigsten irdischen Vaters sein mußte.

Als sie am andern Morgen erwachte, lag goldiger Sonnenschein auf den Dächern der Ställe und Hintergebäude und silberner Reif war von Engelhänden über alle, auch die unscheinbarsten Dinge draußen gestreut. Selbst die abgefallenen Blättchen der Weide hatten Ränder von feinen silbernen Nadeln, die sich ganz regelmäßig aneinander gefügt.

Eduard, der schon in der Dämmerung sich angekleidet hatte, um für Herrn Smith zu arbeiten,

blickte, als Gertrud mit dem Kaffeekännchen aus der Küche kam, auch eben zum Fenster hinaus und betrachtete den silbernen Schmuck, der rasch sich im Gefunkel des Sonnenstrahls in Thauperlen verwandelte.

„Weißt du, was ich eben dachte, Gertrud?“ fragte er freundlich die Schwester, die ihren Arm um seine Taille geschlungen hatte.

„Nun, was denn?“

„Ich dachte, wie eigenthümlich es sei, daß in der Natur Alles so wunderbar schön ist, so ganz vollkommen schön, ganz ohne linke Seite, wo die Fäden des Gewebes beim Menschenwerk, oft genug in häßlichem Gewirr hängen. Betrachte das Blatt eines Baumes, von welcher Seite du willst, sieh dir eine Blume, ein Thierchen, einen Stein an, kehre es wie du willst, es ist vollkommen! Die linke Seite eines Blatts mit ihren Härchen oder Wärzchen ist manchmal schöner noch als die rechte; sieh dir die Rose an, wo sie am Stengel fest sitzt, wie zierlich die grünen Bärtchen die rothen Blumenblätter umschließen, warum kann Menschenhand nicht auch so nach allen Seiten Vollkommenes schaffen? Sieh meine Zeichnung, und wäre sie noch so wohlgerathen, ist links eben

nichts weiter als ein Blatt Papier, Gewebe, Stickereien, selbst der Strickstrumpf haben links Fehler und Makel und hängende Enden. Warum das nur? Ich möchte etwas schaffen, das nach allen Seiten hin, das oben und unten, außen und innen so vollkommen wäre, als ob es gewachsen."

Gertrud schenkte ihrem Bruder Kaffee ein, auf ihrem Gesichtchen saß irgendwo der lächelnde Schelm, sie hatte eine Ueberraschung für ihn im Sinne, das sah Eduard, obgleich seine Gedanken anderswo als beim Frühstück waren.

„Erst schau einmal her was ich habe", sagte sie, indem sie ein Schüsselchen von der Commode nahm und nachdem sie es aufgedeckt vor den Bruder hinrückte. „Da, das nennt man Barches und es schmeckt sehr gut zum Kaffee, so wie es hier ist, mit Gänseschmalz gestrichen. Das ist von allen Seiten, von außen und innen, von oben und unten ein ganz vollkommenes Menschenwerk, probire nur! Die liebe Rahel brachte mir's und sagte gleich, ihr Großvater würde um neun Uhr zu unserm Vater kommen und eher würde der nicht erwachen."

„Ah! sehr schön!" entgegnete der Bruder und biß mit dem ganzen Appetit seiner funfzehn Jahre

in das lockere Weizenbrot. „Sind das einmal gute liebe Menschen, die Juden hier unten; aber, Gertrud, meinst du nicht auch, daß es sich nicht paßt, von fremden Leuten Dinge anzunehmen, die man ihnen nicht wiedergeben kann?"

Gertrud schüttelte den Kopf.

„Fremde Leute, Eduard? Ist wol der uns fremd, der uns so mütterlich und väterlich Gutes gethan im Augenblicke der Angst und Noth? Die liebe Rahel ist mir wie eine Schwester und der Frau Deborah, ihrer Mutter, könnte ich gehorchen, als wäre es meine eigene. Ach, Eduard, sie hat uns ganz, ganz vergessen, unsere Mutter, nicht eine Zeile, nicht ein Wort ist uns zugekommen in diesen zwei Jahren!"

Helle Thränen perlten aus den Augen des kleinen Mädchens. Eduard küßte sie von ihrer Wange hinweg.

„Laß sie, Gertrud", sagte er finster, „sie ist von uns gegangen, weil sie nicht zu uns gehörte, desto fester wollen und müssen wir aneinanderhalten."

„Und desto geduldiger und liebreicher des armen Vaters Fehler ertragen, Eduard. Es ist unser Vater und er ist ja unglücklich genug."

Der Knabe, der sich bewußt war, in der letzten Zeit bisweilen heftiger als sonst dem Vater entgegen getreten zu sein, schlug erröthend die Augen nieder und Gertrud ihren Arm um seinen Hals schlingend, flüsterte dem Beschämten ins Ohr: „der liebe Gott hat uns diesen Vater gegeben, Eduard, gerade diesen, so muß es wol für uns nöthig und nütze sein, daß wir in der Geduld geübt werden."

„Wo nur Nanni gestern gewesen sein mag?" fragte Eduard, „und liebe Gertrud, wo sie das Geld hernimmt für unser Essen und Trinken? Vater verdient fast gar nichts. Er gibt die wenigen Stunden, die er noch hat, so unregelmäßig; das wenige Geld, das ihm vom Theater gezahlt wird, ist schon immer vom Hauswirth für die Miethe mit Beschlag belegt, ich begreife es nicht, wer der Nanni borgt, und nicht wenig, denn wir essen gut, besser als zur Zeit, da die Mutter noch Singestunden gab, und außerdem jeden Heller, den der Vater erwarb, zu Rathe hielt."

„Der liebe Gott erweckt die Herzen guter Menschen und sie geben dem verarmten Künstler Credit, damit er mit seinen Kindern nicht verhungere", entgegnete das Mädchen.

Eduard schüttelte den Kopf. „So etwas mußt du gar nicht denken, Gertrud. Der liebe Gott greift nicht so vom Himmel herunter, denen zu helfen, die nicht arbeiten. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Wer wie wir arm ist, der hat von Gott seine Hülfsquellen empfangen in seinem Verstand, der durch Sorgen zum Nachdenken gebracht wird, in seinen Händen, die von frühauf im Arbeiten geübt werden. Reichen gibt Gott Geld, Armen Betriebsamkeit! Unser Vater hat beides nicht, er ist ein Unglücklicher, ein Kranker, liebe Schwester, und ich fürchte, die Nanni zieht über seinen Kopf ein Netz, mit dem sie ihn erwürgt. Ah, unser Herr Doctor!"

Der jüdische Greis trat in das Kämmerchen und sagte den Geschwistern guten Morgen, besah Gertrud's Näharbeit und Strickzeug, Eduard's Zeichnungen und lobte beide wegen ihres Fleißes und ihrer Reinlichkeit, dann ging er in das Zimmer des Kranken. Fast in demselben Augenblick erwachte Bergenau.

Er war matt, seine Hände zitterten heftig, und er klagte über Durst. Nanni, die ihr Bett in seine Stube getragen hatte, machte ihm ein

Getränk von Wasser, Wein und Himbeersaft, und der Doctor fand es gut und passend.

Frau Deborah kam nach einiger Zeit auch zu den Geschwistern und Tom Smith fragte Eduard, ob er auch wegen der Krankheit seines Vater etwas bedürfe. Der Knabe dankte. Dieses stolze Gemüth kannte keine größere Furcht auf der Welt als Wohlthaten annehmen zu müssen, und der Engländer war überdies keine Persönlichkeit, der man sich gern verpflichtet sah.

Unglück kommt schnell und geht langsam, sagt ein altes Sprüchwort. Bergenau's Krankheit war in einer Stunde ausgebrochen, es brauchte Wochen, ja Monate, um sie zu beseitigen. Er bedurfte der Wartung bisweilen wie ein Kind, und Nanni war eine unermüdliche und heitere Wärterin. Wenn sie nur gegen Abend ein Stündchen fortspringen konnte, ihre eigenen Wege zu besorgen, so saß sie gern während der übrigen Zeit am Bette des Kranken, schalt oder hätschelte ihn, gab ihm heimlich Wein, machte Umschläge auf seine glühende Stirne, und erzählte ihm allerlei Neues, bald aus der Stadt, bald aus dem Hause.

Die Kinder arbeiteten auf ihre eigene gewohnte

Weise fort. Sie waren oft im Zimmer des Vaters, aber jedesmal, wenn er sie sah, verfinsterte sich sein Gesicht und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust.

Bergenau war jetzt nüchtern und das Geschick der beiden armen Wesen, die so still, so freundlich, so geduldig ihr freudenloses Dasein trugen, lag bleischwer auf seiner Seele. — Nanni wußte dies nur zu wohl, war sie doch schon seit längerer Zeit die einzige Vertraute, welcher er seine Gedanken mittheilen konnte. — Seit Jahren schon gehörte sie gewissermaßen zum Kreise der Familie. Als Hermione Bergenau in Wien ihren Knaben gebar, nahm sie das kleine Waisenmädchen zu sich, damit es ihr bei der Wartung des Kindes behülflich sei. Von da ab hatte sie die verschiedenen Schicksale der Familie getheilt, und unter Hermione's Leitung manche gute Eigenschaft, z. B. die pünktlichste Reinlichkeit angenommen.

Nanni hatte die Briefe des Prinzen ihrer Gebieterin zuzustecken versucht und Hermione's ernste Abweisung ganz genau dem stürmischen Liebhaber hinterbracht. — Hermione's Trennung von ihrer Familie war der leichtsinnigen Magd gerade recht,

zumal da sie durch dieselbe einen bedeutenden Geldgewinn zu machen hoffte.

Herrin ihrer Zeit und stets im Besitz von ziemlich ansehnlichen Summen, fehlte es der ganz hübschen und blühenden Person nicht an Anbetern, zumal unter dem Militär.

In den Tanzlocalen, die sie seit der Abwesenheit ihrer Herrin fleißig besuchte, hatte sie eine Bekanntschaft gemacht, die von Einfluß auf ihren Charakter und ihr ganzes Wesen sein mußte. Es war ein Husarenunteroffizier, ein schöner Mann, dem viele Mädchenaugen nachsahen, wenn er seinen klirrenden Säbel in den Straßen spazieren führte.

Der gewandteste Tänzer, der lustigste Kumpan bei der Flasche; den Karten und Würfeln, die ihm meistens günstig fielen, nicht abhold, war Heiking, den man in der Stadt bei seinem martialisch poetischen Vornamen den schönen Leo nannte, ein Mann, wohl geeignet das Herz eines Weibes, wie Nanni, vollständig zu entflammen. Ein Weib das liebt, es sei so edel oder so roh als die Verhältnisse es nur machen können, ist stets dem Geliebten gehorsam, und Nanni war bald ein vollständig willenloses Werkzeug in den Händen Heiking's geworden.

Sehr bald kannte er die Verhältnisse der Familie Bergenau und wußte, daß durch Nanni's Hände Geldsummen gingen, über welche sie Niemandem Rechnung abzulegen verpflichtet war. Das war die Geliebte, die der schöne Husar brauchte, Fortuna selbst in der bescheidenen Tracht eines Dienstmädchens! — Wenn Nanni Abends den Violinisten unter irgend einem Vorwande verließ, so wartete Heiking an einer Straßenecke oder in einem Thorbogen, und sie hing sich an seinen Arm und plauderte mit ihm lustwandelnd von allem was sie in der Welt wußte.

„Und dieser Mensch war jung und steinreich und ein Prinz und heirathete die alte Frau des Musikanten, die schon zwei große Kinder hatte?" Dies war die Frage, die der Husar immer wieder und wieder an das Mädchen richtete, meistens zu nicht geringem Leidwesen Nanni's, die vielleicht lieber süßere Dinge besprochen hätte.

„Was willst du, Leo", entgegnete sie ihm dann wol spitz, „die Frau Bergenau war so schön wie ein Marienbild, und sah so proper aus wie eine Prinzessin, und daß sie die jüngste nicht mehr war, das merkte kein Mensch und zudem, er liebte sie, was konnte er da anderes thun, als sie hei-

rathen?" Der Husar drehte die Spitzen seines rabenschwarzen Bärtchens, daß sie an den Nasenflügeln steilrecht emporragten und lachte.

„Er war ein Narr, dieser Prinz, ein Junge geradezu. Pah! er hätte billiger zu einer schönen Frau kommen können, als daß er sich gleich so mit Haut und Haar an sie verkaufte. Der Teufel hole den Ehestand, wer sich einmal unter den Pantoffel eines Weibes gegeben, der ist nur noch ein halber Mann."

„Aber jeder Liebhaber auf der Welt denkt doch seine Liebste zu heirathen und mit ihr zu wirthschaften, und —"

„Der ist ein Narr, der das denkt, mein Mädel, und die Dirne, die das verlangt, die hat ihren Schatz nicht lieb. Zumal bei armen Leuten. Nein, Nannerl, eh' ich mich für Zeit meines Lebens an ein Weib hänge, eher hänge ich mich an einen hanfenen Strick. — Was? Armuth und Kindergeschrei und ein kleines Loch von Wohnung, und Bettfedern auf der Uniform und das Commisbrot unter fünf bis sechs hungrige Mäuler vertheilt, und ein Weib, das nicht nur täglich runzliger sondern auch brummiger wird? Nimmermehr! Denke, Mädchen, was fehlt uns jetzt? Ich

liebe dich, Gott strafe mich! mehr als ich es aussprechen kann. An deine — ha, ha, ha, Prinzessin, darfst du nur schreiben: Geld, Durchlaucht, für Eduard oder Gertrud, oder den betrunkenen Musikanten, und es ist da, wie im Säckel des Fortunatus. Wir gehen spazieren, wir tanzen, Wein, Kuchen und Braten ist überall, wo man einen vollen Beutel aus der Tasche ziehen kann. Es lebe die Liebe, Mädel, und die Freiheit!

„Und die Treue", sagte Nanni mit einem Seufzer, der tief aus ihrem Weiberherzen kam.

„Ja die Treue, wenn sie freiwillig ist, ganz von Herzen muß sie kommen, nicht vom Pfaffen befohlen sein. Ich muß mir genug befehlen lassen, wie ich gehe und stehe und wenn ich wachen und wenn ich schlafen soll. Welches Mädchen ich küssen soll, das laß ich mir nicht befehlen, da schlag' das Wetter d'rein, wenn ich da auch noch ducken solle."

Nanni hatte darauf nichts zu antworten, denn der Husar drückte einen heißen Kuß auf die Lippen, die sich eben öffnen wollten, um dem Ehebande das Wort zu reden.

Aber es kam eine Zeit, in welcher Nanni zu ahnen begann, daß dasselbe nothwendig werden

dürfe, nicht nur ihr, sondern noch einem zweiten Wesen.

Das leichtsinnige Weib hatte Stunden fieberhafter Angst vor der Zukunft, die ihr wie ein Grab entgegengähnte.

Wenn Heiking sie verließ! Wenn Bergenau sie aus seinem Hause verjagte! Wenn die reichen Geldspenden Hermione's ihr verloren gingen! Was blieb ihr da übrig, als sich in den Strom zu stürzen, bevor noch ihr Kind das Licht der Welt erblickte.

Feige Furcht ist die Mutter der meisten Verbrechen. Nanni ward aus Furcht zur Heuchlerin, zur gemeinen Dirne. — Wie weit Heiking bei den Machinationen betheiligt sein mochte, die sie ausübte, um sich in Bergenau's Nähe zu erhalten — wer mag es wissen? Das Mädchen war für ihn der unerschöpfliche Brunnen voll Gold, den der vergnügungssüchtige Verschwender sich wünschte, doch war sie es nur, so lange es ihren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang, sie an Bergenau's Familie zu fesseln.

Kurz vor der Erkrankung des Violinisten hatte Nanni es schon nicht mehr für nothwendig gehalten, ihren Zustand dem Hausherrn sehr zu verbergen. Während seines langen Krankenlagers

wo sie beständig um ihn war und ihn wirklich mit aller Ausdauer, deren sie fähig, pflegte und wartete, wußte sie ihn geschickt mit den Schulden, die sie für den Hausbedarf gemacht haben wollte, zu ängstigen. Sie nannte die Personen, welche ihr geborgt, ihre Freunde und nähern Bekannten, sie zeigte ihm Rechnungen von Bürgersleuten, die Kleinhandel trieben, sie selbst verstand sich sehr gut darauf dergleichen auszufertigen — und vor nichts auf der Welt hatte Bergenau einen so großen Widerwillen als vor dem Durchsehen von Rechnungen.

Stolz und nachlässig zugleich, kannte Bergenau nichts Entsetzlicheres als Geldmangel. Nanni, die Vermittlerin zwischen ihm und den Gespenstern, die sich Gläubiger nennen, erschien ihm eine unentbehrliche Schutzmauer. Er fühlte sich ihr für die Zuneigung und Pflege verpflichtet, er hatte Mitleid mit dem Weibe für dessen Verführer er sich halten mußte. Er glaubte Vaterpflichten gegen ein noch ungeborenes Kind zu haben, und ganz im finstersten Hintergrund seiner tief gekränkten Seele lag der Gedanke, Hermionen einen empfindlichen Schmerz bereiten zu können, indem er ihr eine Nachfolgerin in ihrer Magd gab.

Es war ein düsterer Winter, der die Erde mit seinem Schneegewand einhüllte, als Bergenau genas und er ward für seine Kinder noch düsterer, durch die Nachricht, daß Nanni die Frau ihres Vaters würde.

Bergenau hatte in der Frühstunde eines Sonntags Beide in sein Zimmer gerufen und ihnen mit stockender Stimme und bleichen Wangen gesagt, daß Nanni, die ihm in seiner Krankheit so viel Gutes gethan, ihm unentbehrlich geworden sei. „Heute“, setzte er hinzu und seine Lippen bebten sichtbar, gehe ich nun hin und bestelle unsere Aufbietung und in drei Wochen werden wir getraut, ganz in der Stille natürlich. Ihr aber müßt euch von nun an gewöhnen, der Frau eures Vaters mit aller Achtung zu begegnen, denn sie ist als solche eure Mutter.“ Gertrud wandte sich schweigend ab, ihr kindliches Herz zuckte in ungeheuern, geduldig ertragenen Schmerzen. Nicht so Eduard. Das Blut rann prickelnd einen Augenblick durch alle seine Adern und klopfte sichtbar auf seiner Stirn, seine Wangen glühten und die Lippen ließen die blendend weißen Zähne erblicken, während Bergenau sprach. Als dieser schwieg, trat der Sohn einen Schritt vor und

heftete sein glänzendes Auge voll auf das Gesicht des Vaters.

„Du mußt wissen, was zu thun recht ist", sagte er, seine Stimme zwingend, daß sie nicht bebe, „deinen Kindern hast du nicht Rechenschaft abzulegen, nur Gott; aber die Frau, die du heirathest kann nur dann unsere Mutter sein, wenn sie wie eine Mutter an uns handelt. Nanni, die unsre wirkliche Mutter sehr oft liederlich, lügenhaft und faul schalt, kannst du zu deiner Frau nehmen, unsere Mutter ist sie darum nicht. Ich werde so wenig jemals unsre Dienstmagd Mutter als den Prinzen Moroschin Vater nennen. Sie heißt, wenn sie deine Frau ist, Frau Bergenau. Das ist traurig für mich, der ich dem Namen gern Ehre machen möchte. Ich denke mich aber in der Welt so aufzuführen, daß" — er schwieg, wandte sich ab und verließ das Zimmer. Bergenau sah ihm nach und es rann ihm wie Eis durch die Glieder. Die Stimme seines Sohnes klang ihm wie die Posaune des Gerichts. Schwächling, Feigling, Trunkenbold, flüsterte das Gewissen in ihm laut und vernehmlich, und das Vaterherz, das nie ganz aufgehört für die Kinder zu schlagen, die ein heiß geliebtes Weib ihm

in den lichten Tagen seines Künstlerlebens geboren, freute sich doch über des kühnen, edelherzigen Knaben ruhiges, fast männliches Wesen. Zum erstenmal seit ihrer Trennung hatte Eduard heute in seines Vaters Gegenwart von der Mutter gesprochen und ein Etwas in Bergenau's Brust freute sich und triumphirte, daß der Sohn sie nicht vergessen hatte.

O, dies Weib! dies Weib! so wunderbar schön, so immer sich selbst gleich in allen Lebenslagen, was hätte sie ihm sein, zu was ihn machen können, wenn in dieser blendend weißen Brust ein warmes Herz geschlagen, wenn sie es verstanden hätte, die reinern und nicht selten sich bis zur Erhabenheit steigernden Gefühle des Künstlers zu erwidern, zu beleben.

Er stellte sich ans Fenster und drückte die Stirn an die eisigen Scheiben. Die Erinnerung an Hermione's Schönheit, an seine frühere tief innige Liebe für sie, an die Vergötterung, die er der Geliebten seiner Jugend entgegengetragen, stand hell, hell wie ein Götterbild beleuchtet von den Flammen seines Tempels, den barbarische Rohheit angezündet, vor seiner Seele. — Hermione, in Düsseldorf geboren, war die Tochter

eines Malers von hohem Ruf und einer armen Taubstummen, deren wahrhaft classische Schönheit sie zu dem traurigen Erwerbszweig des Modellstehens befähigte. — Der Vater hatte das Kind legitimirt, als die Mutter für die er reichlich gesorgt, gestorben.

Das schöne dreizehnjährige Mädchen war nun in die Junggesellenwirthschaft des Künstlers getreten und hatte dort frühzeitig angefangen zu sparen, zu arbeiten und sehr bald war es ihr gelungen, den Vater, der sie abgöttisch liebte, an ein geregeltes Leben zu gewöhnen. Sie nähte und besserte, kochte und plättete für den alternden Künstler, der sich wohl dabei befand und was er erwarb und besaß, seiner jungen Haushälterin übergab; von Herzen froh, sich nicht mit Rechnungen und dem Gedanken an Schuhmacher, Schneider und Speisewirth den Kopf zerbrechen zu dürfen.

Die gemüthliche häusliche Sauberkeit des alten Morgen, war bald ein Vereinigungspunkt für alles, was von Künstlern sich nur in Düsseldorf zusammenfand.

Hier hatte Bergenau das bildschöne neunzehnjährige Mädchen kennen gelernt. Er selbst ein blühender Mann von fünfundzwanzig Jahren und ein

hochgefeierter Künstler. Wie stand sie jetzt ihm vor Augen, diese jugendliche Hebe in ihrem weißen Gewand, das doch nicht weißer als der belebte Marmor ihres Nackens, mit diesen Augen so wunderbar still; still wie der tiefste See im grünen Walde. Sie sprach wenig, desto beredter erschien dem Entflammten ihr Schweigen, ihr Lächeln. Sie bewegte sich langsam und ruhig und bewegte sich nie ohne etwas Nützliches damit zu bezwecken. Sie war immer beschäftigt und konnte stundenlang nähen, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, desto entzückender fand er den seltenen Aufschlag ihres Auges. Alle Flammen, die sein eigenes Herz durchglühten, glaubte er aus diesen Augen sich entgegen schimmern zu sehen. Es war der Widerschein eines Feuers in den kühlsten Wellen. Hermione, eine ruhige, kalte, keines Aufschwungs fähige Natur, konnte eine musterhafte Hausfrau in der Alltäglichkeit des kleinen Lebens werden, eine Künstlerseele wie die Bergenau's zu verstehen, zu würdigen, auf der reinen Höhe der Menschheit zu erhalten, war ihr nicht gegeben.

Bergenau wollte ein liebendes Weib. Er fand eine sorgsame Haushälterin. Er bedurfte einer Gefährtin und erhielt eine Dienerin, eine

Dienerin die ihren bestimmten festen Lohn von ihm foderte. Reichliche und gute Nahrungsmittel, hübsche Kleidung, wohl eingerichtete Zimmer, immer einen Nothgroschen in der Tasche, das war es, was Hermione Morgen, als sie Bergenau's Gattin wurde, von ihm beanspruchte. Allerdings nichts Unbilliges und doch wie unaussprechlich ärmlich gegen Das, was Bergenau dem geliebten Weibe bot, sein volles, warmes Menschenherz, das in ihren Händen wie seine Geige in den seinigen tönte. Daß sie es nicht zu behandeln verstand, war weniger ihre Schuld als ihre Natur. Er klagte sie nicht an, er wußte nicht einen Moment in ihrem gemeinsamen Leben, von dem er hätte sagen können: hier fehlte sie, hier verdiente sie meine Vorwürfe, verscherzte meine Achtung. Ist es die Schuld des Wassers, daß es die lustige Flamme tödtet und Qualm und Rauch, Ruß, Kohlen und Schmuz an der Stelle entstehen läßt, wo sie zum Himmel loderte, ein belebter Edelstein? Ach, er selbst, sein ganzes Leben und Weben, war jetzt ein Schutthaufen, Ruß, Trümmer und Schlacken, sein ganzes Ich.

Er weinte! Bergenau weinte leicht. Männer seiner Art und Natur haben die Thränen so lose

wie Kinder; aber diese Thränen waren nicht kindische, es waren Mannesthränen und der bitterste Schmerz erpreßte sie, der Schmerz über die eigene Entwürdigung.

Nanni trat herein und brachte Licht. Er sah das Weib an, dem er seinen Namen geben wollte, geben mußte, diese Stirn hatte die Verworfenheit mit ihrem unsaubern Finger gezeichnet, aus diesen Zügen lachte das Laster.

Sie stellte eine Flasche Wein auf den Tisch, nachdem sie ein Glas daraus gefüllt und es einen Augenblick gegen das Licht gehalten hatte. Es glänzte wie Gold und verbreitete einen erquickenden Duft. „Trag ihn hinweg", sagte Bergenau finster, „das ist kein Getränk für mich. Der Wein des Lebens ist mir schaal geworden, gib mir einen Humpen Branntwein, wenn er das Herz auch nicht erfreut, so erhitzt er doch das Blut."

Sie that lachend was er wünschte, und ging nun hinaus, zu morgen einzukaufen, wie sie sagte.

Siebentes Capitel.

Bergenau's Trauung war vorüber. Eduard und Gertrud schlossen sich noch inniger und fester aneinander seit diesem verhängnißvollen Moment.

„Ihr Vater verheirathet sich von neuem, Eduard", sagte Mr. Smith, als der Knabe am Tage der Trauung wie gewöhnlich zu seiner Arbeit kam. „Ja, Herr", entgegnete dieser.

„Die Stiefmutter, wie gefällt sie Ihnen? ist sie eine gute Frau, rechtschaffen, ordentlich?"

„Sie hat lange bei meinen Eltern gedient und uns als Kinder gewartet."

„Sind nicht die schlimmsten", sagte Smith, eine ehrliche Magd zu heirathen, ist manchmal viel besser als eine vornehme Närrin. Eine Stiefmutter ist es aber doch und sie wird bald eigne Kinder haben; wollen Sie bei mir bleiben, jun-

ger Mensch? Ich habe kein Kind, sein Sie mein Diener, bis Sie mein Sohn werden, Gewohnheit thut viel bei Menschen, wollen Sie?"

Eduard heftete die großen, dunkeln und denkenden Augen mit dankbarem Ausdruck auf den rauhen, aber rechtlichen Freund. „Ich darf nicht, Herr", sagte er eine Thräne zerdrückend, die sich gewaltsam hervor drängte, „ich habe eine Schwester, Sie wissen es ja, und die hat niemanden auf der Welt als mich, keinen Schutz, keinen Freund, keine Mutter und jetzt, jetzt", die Wehmuth übermannte den Knaben und die Thränen machten sich Bahn, „jetzt hat sie auch keinen Vater — der Bruder muß der armen Gertrud bleiben."

Smith sah ihn eine Weile theilnehmend an. „Recht, recht!" sagte er dann, dem Knaben die Hand hinreichend, „das sind gute und ehrenwerthe Gesinnungen, da wäre Tom Smith der Letzte, der was dawider reden möchte; aber Bergenau, mein junger Freund, wenn Sie einmal einen Freund brauchen, gehen Sie an dem wunderlichen Engländer nicht vorbei, ich bin — so kommen Sie her, kommen Sie her", er schlang seine Arme um den heftig weinenden Knaben und ließ ihn an seiner breiten Brust sich ausschluchzen.

„O, wir sind Waisen, arme, arme Waisen!“ sagte der Knabe mit heißem Schmerz.

„Da haben Sie unsern Herr Gott im Himmel zum Vater“, entgegnete der Engländer. Es war ein Wort zur rechten Zeit gesprochen, denn es warf einen Lichtstrahl in die verfinsterte Seele des Knaben.

„Sie müssen den Muth nur nicht sinken lassen, mein lieber Junge“, sagte Smith mit ganz väterlichem Tone, nachdem der heftigste Schmerz des Knaben sich ausgetobt hatte. „Was? jung, geschickt, gesund und das Herz auf der rechten Stelle, da steht Ihnen ja die ganze Welt offen. Sie zeichnen gut, ganz gut, sie haben hübsche Kenntnisse, haben hier bei mir etwas gelernt in Mathematik und Physik. Sie müssen Feldmesser werden, sobald als möglich treten Sie als Lehrling bei einem solchen ein.“

„Aber die Geldmittel“, sagte Eduard düster, wer nimmt einen so armen Jungen und wie kann ich meine Schwester verlassen — zudem ich bin ja nicht einmal confirmirt und niemand denkt daran, daß es nothwendig ist.“

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig, was für eine Art Kautz ist denn eigentlich Ihr Vater? Nein, machen Sie nicht ein so finsteres Gesicht,

ich muß das wissen, denn ich möchte einmal mit ihm reden und ihm den Kopf zurecht setzen, da muß ich doch wissen, wie ich ihn packen kann."

„Thun Sie das nicht, Herr", rief der Knabe eifrig, „Sie würden bei Ihrem besten Willen wenig Gutes damit stiften. Er läßt nicht mit sich reden. Unsere Mutter war noch die Einzige, die manchmal ein Wort sagen konnte, es kam nur dabei darauf an, ob sie es gerade traf. Bisweilen konnte sie mit ihm machen, was sie nur wollte. Sagte sie z. B. «Bergenau, denk' wie du, als du um mich warbst, so anders warst,» oder etwas ähnliches, dann weinte er, wurde ruhig und war manchmal tagelang ganz nüchtern, obgleich es ihm schwer wurde."

„Ah ha!" sagte Smith, der jetzt das Geheimniß plötzlich gefaßt hatte, das dem Knaben über die Lippen gegangen, „nun, so lassen wir den Vater, die Stiefmutter aber, was für eine Person ist denn die?"

Eduard faltete die Hände und streckte sie bittend dem Freunde entgegen, „nennen Sie sie nicht so", sagte er und überwand einen Schauder, der ihm über den Leib rieselte — „um Gotteswillen, nennen Sie sie nicht so. Hätten Sie unsere

Mutter gekannt. Sie würden einsehen, wie schrecklich es für uns Kinder sein muß, eine so schlechte Magd, wie diese Nanni an ihrem Platze zu sehen."

„Aber wo wohnt denn Ihre Mutter? Thut sie denn gar nichts für Sie? Sie soll reich und vornehm verheirathet sein, der Gemahl derselben würde sich sicherlich Ihrer annehmen, wenn Sie ihm schrieben."

Eduard trocknete die Thränen, die von neuem hervorbrachen. „Als die Mutter von uns ging, da zürnten wir mit ihr und gaben dem Vater das Versprechen, nie eine Hülfe von ihr anzunehmen — ach, sie hat uns nicht in den Fall gesetzt, eine solche zurückzuweisen, kein Brief, nicht ein einziger ist an ihre Kinder gekommen. Vergessen hat sie uns nicht, sie war nicht von vielen Worten, aber ich weiß doch, daß sie uns sehr lieb hatte und viele Nächte für uns arbeitete und daß ihr keine Mühe zu schwer war, wenn es darauf ankam uns sauber zu halten. O, Herr, jetzt, da sie fern ist, sehen wir erst ein, wie gut sie eigentlich war und manchmal kommen Stunden, wo ich gleich in den Tod gehen möchte, dürfte ich nur ihre schöne, weiße Hand küssen, die immer so fleißig war."

„So versuchen Sie doch an sie zu schreiben, sie muß doch zu erfragen sein, es wird doch jemanden geben, der ihren Aufenthalt weiß."

Eduard schüttelte betrübt den Kopf. „Und wenn ich ihn auch wüßte, Herr, ich dürfte doch nicht schreiben, Sie haben es wol überhört, daß ich, als sie ging, dem Vater mit Handschlag versprach, es nicht zu thun."

„So? Das thaten Sie? Das war nicht recht, denn es war ja doch Ihre Mutter, schlimm, sehr schlimm, aber ein Wort ein Mann!"

Sie hatten durch dieses Gespräch den größten Theil der zur Arbeit bestimmten Zeit verplaudert und Eduard beeilte sich, da ihm dies plötzlich aufs Herz fiel, den Schaden einzubringen. Arbeit verscheucht fast stets den Kummer und Smith ließ den Knaben arbeiten, der allmälig vergaß, was ihn betrübte, und als es dunkel ward erst wieder schwer aufseufzte, denn als er den Zeichnenstift aus der Hand legte, trat ihm sein Kummer wieder vor die Seele.

Smith zahlte nie einen Pfennig mehr als er abgemacht hatte, auch heute that er es nicht und Eduard fand dies ganz natürlich und in der Ordnung.

Als er den Engländer verlassen, ging dieser noch lange im Dunkeln auf und ab.

„So ein Kind, so einen Sohn haben und mit einem Laffen durchgehen und nicht einmal schreiben, diese Mutter muß ein Musterweib sein", sagte er wüthend vor sich hin. „Er ist zwar ein Lump von Kerl, der um eines Weibes willen verzweifelt; aber daß er säuft, daß er jetzt seine Magd heirathet, das ist Alles ihre Schuld, ihre, ihre! Durch das Weib kam alles Elend in die Welt. Könnte ich mir aber den Jungen kaufen, daß er mein Sohn würde. Ah, das wäre etwas. — Na, Tom Smith, man kann nicht beides besitzen, Freiheit vom Ehejoche und wohlgerathene Kinder."

Eduard ging nach Hause und trat in die Flur, wo, seit die jüdische Familie das Haus bewohnte, Abends stets ein Lämpchen brannte. Jemand schlüpfte, als er die Thür öffnete, durchs Hinterpförtchen in den Hof. Es klang als ob Metall an Holz schlüge. Ein Husar kann doch hier nicht herumlaufen, dachte der Knabe, hätte ich doch geschworen, einen Schleppsäbel zu hören.

Auf der Diele schimmerte etwas Weißes, er

hob es auf, es war das Stück eines Briefes und deutlich sah er darauf geschrieben:

„Ach sorge für meinen Eduard und meine Gertrud, ich möchte mein Herz geben, um ihnen —“ Auf der andern Seite stand: „Ich weine manche Nacht, ein seidenes Kopfkissen ist nicht immer —“

Er ging eilig damit hinauf. Gertrud war nicht in der Wohnstube, nicht in der Kammer, wahrscheinlich hatte sie sich fortgeschlichen zu Frau Deborah und Rahel. Nanni mochte es nicht gern, wenn sie die jüdische Familie besuchte. „Es sind schmuzige Mauschels“, sagte sie, und mit solchem Volke muß man sich nicht einlassen.“ Da aber der Vater ihr den Umgang nicht verboten, so ging sie doch so oft als möglich zu ihren gütigen Freundinnen und auch heute hatte sie bei ihnen Trost gesucht.

Eduard konnte seinen Fund der Schwester nicht zeigen. Eine Ahnung sagte ihm jedoch, es sei ein Brief seiner Mutter, ihre Handschrift kannte er nicht, denn Hermione hatte sich niemals viel auf schriftliche Expectorationen eingelassen.

Der Vater lag wie gewöhnlich auf dem Sopha und schlief fest. Nanni war abwesend.

Er trat an das Fenster, das in den kleinen Hof hinaussah und lehnte den Kopf an die Scheiben. Es war stichdunkel draußen, aber plötzlich fiel ein Lichtstrahl aus dem Nachbarhause in den Hof, es war nur wie ein Blitz, aber es hatte ausgereicht, dem Knaben zu zeigen, daß die Frau seines Vaters neben einem Manne, den er nicht kannte und wahrscheinlich von seinem Arm umfaßt, an der Mauer des Stalles stand.

Wer war das? Was hatte dieser Fremde hier zu thun? Eduard wollte hinunterlaufen, um nachzusehen, welche Bekanntschaften Nanni ins Haus geschleppt, aber Gertrud trat ein, und es war ihm wichtiger dieser das Brieffragment zu zeigen.

„Es ist von der Mutter, gewiß, ganz gewiß, Eduard, und sie hat uns nicht vergessen", sagte sie, „ich muß noch einen Waschzettel haben, den sie geschrieben, ich — ich habe ihn als Andenken in meine Bibel gelegt, die mir Frau Deborah geschenkt."

Sie nahm das Buch hervor, aber ihr suchen war fruchtlos.

„Ach Gott!" sagte sie seufzend, „so hat es mir Nanni genommen, die war immer ärgerlich, daß ich es verwahrt und schrie, was ich mit dem

unnützen Papier mache, ich sollte den Vater nicht ärgern, dem jede Erinnerung an die Frau, die ihn so schändlich verlassen, unangenehm wäre."

„Gleichviel, Gertrud", sagte der Knabe und schlang den Arm um der Schwester Nacken, „sie hat doch unser gedacht, sie ist noch unsere Mutter, wenn auch fern von uns, lebt sie ja doch."

„Sie ist für uns wie Gott unsichtbar, aber wir dürfen sie lieb haben, denn sie möchte ihr Herz für uns hingeben", flüsterte das Mädchen. „Eduard, seit ich bete, habe ich alle Tage für die Mutter gebetet, ich wagte nur nicht, es dir zu sagen."

Im Hofe stand unterdeß Nanni neben Heiking, der sich fröstelnd in seinen Mantel hüllte.

„Das geht so nicht, Nannerl", sagte er, „ich muß ins Haus kommen können, offen und geradezu. Es ist hier verflucht kalt und naß in diesem elenden Höfchen, wir müssen etwas erfinden, das mir zur Thür hinein hilft. Kannst du nicht einen Vetter oder Bruder brauchen oder so was dergleichen? Ich würde dich als Verwandte sehr lieb haben, mein Mädel."

Er knipp sie in die kalte Wange, sie drückte sich fester an seine Brust und entgegnete:

„Das ist nichts, Leo, er — sie wies dabei mit einer verächtlichen Bewegung nach dem Fenster hinauf, wo Bergenau schlief — kennt mich von kleinauf. Ich bin im Findelhause aufgezogen, dergleichen Kinder haben keine Verwandte; aber ich habe einen bessern Gedanken. Einmal könnte er doch fragen und forschen wollen, wo das Geld herkommt, womit ich ihn füttere. Ich habe ihm schon eingeredet, daß ich, wenn ich seine Frau bin, ein Geschäft anfangen werde. Erst wollte er davon nichts hören, aber ich habe es ihm begreiflich gemacht, daß ich für das Kind, was kommt, das tägliche Brot verdienen muß, da hat er mich mit seiner feuchtkalten, zitternden Hand gestreichelt und hat gesagt: «Du bist eigentlich ein wackeres Mädchen, Nanni, thue was du willst, ich kann ja nichts mehr thun auf dieser Welt, ich bin ein verdorrter Baum.» Ich sage dir, es war schauerlich, wie seine Worte geklungen haben. So werde ich denn eine Schenke eröffnen. Wir bleiben hier nicht wohnen, in der Hinterstraße habe ich zu Weihnachten eine große Stube gemiethet, dort soll das Schenklocal sein. Eine kleine Stube ist dabei für Bergenau, ein hübsches Stübchen für mich und ein paar Kammern für die Kinder. An Geld fehlt

mir's nicht. Die Gertrud und auch der Junge können die Gäste bedienen, etwas thun müssen sie ja doch für das Brot, das man ihnen gibt. Da kannst du alle Stunden am Tage bei mir sein. Bringt die Sache was ein", fuhr Nanni fort, „so ist's desto besser, ist's nicht — meinetwegen, für mich und dich wird immer genug da sein; aber nun muß ich fort, Bergenau könnte erwachen und der Junge muß längst von dem Engländer zurück sein."

Heiking schlich sich durch die Zaunöffnung in den Nachbarhof, wo Smith wohnte, und ging durch die dort beständig offenen Thüren nach seinem eigenen Quartier.

Nanni eilte nach oben, wo Bergenau sich dehnend nach Licht und Abendbrot rief.

Die Kinder erschienen am Tische, Gertrud bleich und still wie immer, Eduard mit dem Zuge des verbissenen Grimms, der sich deutlicher und deutlicher in dem jugendlich schönen Knabengesichte ausprägte.

Daß sich Gertrud von ihren jüdischen Freunden, von ihrer lieben Weide und von den stillen Zimmern trennen sollte, in denen noch die Mutter gewaltet und gearbeitet, war ein fürchterlicher, ganz unerwarteter Schmerz für das arme Kind.

Der Gedanke, nicht mehr in diesem kleinen Hause, in dem sie jedes Winkelchen kannte, ihre Heimat zu haben, schien ihr anfänglich ganz unerträglich, Rahel und Deborah waren es, die sie trösteten.

„Weine nicht, meine liebe süße Gertrud", sagte die jüdische Jungfrau milde, als sie ihr das bevorstehende neue Leid zu klagen kam, „wir trennen uns ja nicht so, daß uns das Wiedersehen irgend schwer werden könnte. Meine Mutter und ich und auch mein guter Großvater werden dich so oft als möglich in der neuen Wohnung besuchen und so oft als du nur irgend Erlaubniß bekommst, magst du den ganzen Tag bei uns sein. Du weißt ja, daß wir verabredet haben, du sollst alle künstlichen Stickereien erlernen, in denen ich geübt bin. Du sollst auch das Stopfen nach Damastmustern erlernen und andere Arbeiten, die ich verstehe, und dazu mußt du bei mir sein, deine Stiefmutter kann nichts dawider haben, was man lernt, ist ein Gewinn für's Leben und Mädchen, die wie du und ich kein Capital haben, müssen sich auf die Geschicklichkeit ihrer Hände verlassen können. Wohlerworbenes Vermögen ist ehrenvoll, Fleiß und Genügsamkeit bei unverschuldeter Armuth sind es auch."

Gertrud schmiegte sich schmeichelnd an die Brust des schönen Mädchens.

„Ach", sagte sie, durch ihre Thränen lächelnd, „ich weiß gewiß, daß der liebe Gott Sie zu mir armen verwaisten Kinde geschickt hat. Der liebe Gott, von dem ich aus Ihrem Munde zuerst hörte."

„Es ist sehr kläglich", sagte der alte Großvater mit seiner schönen Prophetenstimme, „daß bei den Christen die Religion so vernachläßigt wird. Sollte man nicht glauben, nur Druck und Kummer mache das Menschenherz fromm, und doch ist es so menschlich schön, Gott im Glück zu verehren und ihm, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, für dieselben zu danken. Nimm einem Volke, einem Menschen die Freiheit Gott in seiner Weise zu verehren, und sie wird mit aller Anstrengung, mit Blut und Thränen gesucht und errungen werden. Die französischen Hugenotten feierten das heilige Abendmahl unter dem Donner der Kanonen, die sie zerfleischten. Die irländischen Katholiken verlassen lieber ihr Land als ihren Glauben. Die Altlutheraner Deutschlands bevölkern den fünften Welttheil, um nur dem Herrn in ihrer Weise dienen

zu können. Wir armen Juden wandern von Land zu Land, uns den Glauben unserer Väter zu erhalten. Nur die herrschende Religionspartei ist immer kalt und gleichgültig gegen die Religion, und ihre Glieder versäumen sogar ihre eigenen Kinder zu Gott zu führen. Ist es denn wirklich wahr und möglich, daß man dich nicht gelehrt hat, den Herrn zu suchen und zu erkennen?"

„Ach, lieber Herr Salomon", entgegnete Gertrud schüchtern, „es ist mir eigentlich recht schlimm mit dem lieben Gott gegangen, bevor ich die gute Rahel fand. Sehen Sie, es ist nun schon recht lange her, schon acht Jahre vielleicht, ich war noch ganz klein. Mein Bruder las in der Bibel von Gott und das gefiel mir, ich hörte gern zu. Nun ging unser Vater mit uns spazieren; er war damals ganz anders als jetzt und liebte uns so sehr, wie man es jetzt gar nicht denken kann. Die Mutter, unsere Mutter, ging selten mit. Sie saß gern zu Hause und nähte oder sang — ach sie sang so wunderschön wie Vater Geige spielte. Draußen hatte ich meine Freude an Wald und Feld und an den lieben Blumen, am allerliebsten war mir aber der Himmel mit Mond und Sternen. Einmal sah ich mir im Winter so den

Mond an und dachte: wie es nur zugehen mag, daß er bald rundbackig und voll, bald schmal wie eine Sichel sei, daß er einmal Morgens und dann wieder Abends scheine. Ich fragte die Mutter danach. «So ein Kind», sagte die, «kann doch wahrhaftig Dinge fragen, die ganz verdreht sind.» Warum können denn im Winter nicht Blumen wachsen? Warum muß es kalt sein und Wolken am Himmel? fragte ich wieder. «Dummes Kind», antwortete die Mutter endlich, «das will Alles der liebe Gott so.» Der liebe Gott! Sie können gar nicht glauben, wie mir das wichtig war. Wo ist denn der, liebe Mama? fragte ich, ich will ihn um Sonnenschein und Blumen und Sommer bitten. «Ueberall», antwortete meine Mutter. Ach, Herr Salomon, wie habe ich den lieben Gott gesucht. Ich stellte mich auf die Treppe und rief ganz laut, er möge zu mir kommen. Ich sah in alle Winkel, ich stellte mich vor die Thür und schrie in den Wind hinein: Lieber Gott, komm zu Gertrud! Da wurde aber meine Mama böse und nannte mich ein ganz verdrehtes Kind, worüber ich weinte. Ich suchte aber den lieben Gott doch immer, wenn ich ihn auch nicht mehr laut rief. Einmal, es war an einem

Feiertage, ich weiß es noch wie heute, kam die alte Nachbarin die Straße daher im schwarzen Seidenkleide, mit einem Gesangbuch in der Hand und sehr geputzt. Frau Walter, sagte ich, wo kommst du nur her, du siehst so sehr schön aus. «Aus der Kirche, mein Kind», antwortete sie mir, «ich bin zu Gottes Tisch gewesen.» Das war mir ein Fingerzeig — in der Kirche wohnte also Gott, da man dort bei ihm zu Tische ging. Alle Tage habe ich nun gebeten, in die Kirche gehen zu dürfen. Die Mutter hätte es schon erlaubt, der Vater aber sagte, das ginge nicht, man müsse Kinder nicht eher zur Kirche schicken, bis sie verständen, was da vorgeht. Endlich an einem Sonntag im Frühling ließ er sich denn doch erbitten, ich quälte gar zu sehr. Vater sagte selten nein, wenn man ihn nur recht bat. So nahm mich denn Frau Walter mit, nachdem ich versprochen hatte, keine Störung zu machen. Ich hätte versprochen nicht Athem zu holen, und ich denke, ich möchte es auch gehalten haben, hätte ich in der Kirche eine Spur von Gott gefunden. Frau Walter führte mich an der Hand. Wir kamen auf den Kirchhof, da blühten auf den Gräbern schöne Blumen. In einem Fliederstrauch,

der ganz mit Blüten bedeckt war, summten Bienen, ein goldgelber Schmetterling schwebte umher und setzte sich in den Kelch einer Narzisse und aus der Kirche quoll Orgelmusik wie ein Strom von Gottesgedanken uns entgegen. O, dachte ich, wie wird es im Gotteshaus erst sein, da es hier draußen schon über alle Maßen schön ist. So trat ich denn ein. Es rann mir eiskalt über die Glieder, draußen war es warm, hier drin wie in einem kalten Keller. Nun führte mich Frau Walter in ein Gestühle, da saßen auf Bänken mit hochrothem Plüsch und goldenen Nägeln beschlagen mehre Männer und Frauen. Ich machte einen Knix, wie auch Frau Walter, die dann ein Weilchen ganz still stand, ich sah mich indessen um, wo ich wol den lieben Gott an seinem Tisch finden mochte. Dann setzten wir uns, ich neben einen ältlichen Herrn, der sehr, sehr laut sang, er brüllte ordentlich. Sie können mir es glauben, er kam immer mit den Zeilen des Liedes eine gute Weile früher zu Ende als die Gemeinde. Mir ist als hörte ich es jetzt noch, man sang ein Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten, fing es an. «Wer nur den lieben Gott läßt walten», schrie mein Nachbar überlaut und wieder-

holte dann «walten, walten, Und hoffet auf ihn allezeit!» galoppirte er wieder allen Andern vor, «Zeit! Zeit!» nachschreiend, bis man ihn eingeholt. Ich konnte es gar nicht begreifen, wie der liebe Gott in seinem eigenen Hause so schreckliche Musik dulden könne. Dann trat ein Mann auf einen hohen Tisch und sprach lange, sehr lange; ich sehnte mich nach dem Ende und bemerkte, daß Frau Walter beide Augen fest zu hatte, es sah mir ganz aus als ob sie schliefe. Ich zupfte an ihrem Kleide und sagte: Gute Frau Walter, ach schlafe nur nicht, du könntest es verschlafen, wenn wir zu Gottes Tisch gehen! Da machte sie mir ganz bitterböse Augen und sagte leise, ich sei ein naseweises Ding und mein Vater hätte ganz recht gehabt, mich nicht in die Kirche lassen zu wollen. Ich war sehr erschrocken darüber, sonst hatte sie mich nie gescholten, die gute alte Frau, ich war also von da ab ganz mäuschenstill und stand noch geduldig ein langes Lied aus, obgleich der Herr neben mir ebenso laut schrie als vor der Predigt und mir es ordentlich in den Fingerspitzen prickelte, denn solch musikalischer Lärm ist mir von kleinauf zuwider gewesen, und als ich aus der Kirche ging, war ich

sehr betrübt, weil ich da auch den lieben Gott nicht gefunden. Seitdem bin ich älter geworden und verständiger; ich weiß, daß ich ihn nicht finden kann, und doch ist mir immer, als müßte und möchte ich ihn suchen, als hätte ich nichts Nöthigeres zu thun als überall hinzusehen, ob er nicht da oder dort sei, als müßte ich gehen, weit vorwärts, immer weiter und zuletzt würde ich ihn finden."

Der jüdische Greis hatte mit tiefer Theilnahme dem kleinen bleichen Mädchen zugehört und legte als sie schwieg, seine Hand auf ihren Scheitel.

„Suche nur, ohne zu ermüden, ohne abzulassen", sagte er, „du wirst finden und ans Ziel gelangen. Das Leben aller bessern Menschen ist ein Suchen nach dem Ewigen, und wir finden ihn in allem Guten, Großen und Schönen. Gleichviel ob wir ihn Geist der Natur, Jehovah, Brahma oder Herr Gott nennen!"

Dann nahm er das kleine Mädchen in seine Arme, küßte es mit der Innigkeit eines liebevollen Großvaters und versprach ihr, von den Sternen, dem Monde und dem ganzen Himmel recht viel Schönes zu erzählen, wenn sie Acht haben wolle.

„Und wenn es wieder Frühling wird, meine

liebe Gertrud, und der Herr, den wir Beide suchen, mich noch auf dieser Erde gelassen, so sollst du die Natur der Pflanzen, deren Schönheit und Leben dir soviel Freude macht, auch durch mich kennen lernen, denn deine Mutter hatte ganz recht, mein Kind, als sie sagte: Gott ist überall!"

Das kleine Mädchen war gerührt und hocherfreut, sie fühlte die Regung eines Glücks in ihrem Herzen, das innigen Gemüthern um so seltener zutheil wird, je heißer sie dasselbe meistens ersehnen, sie fühlte sich verstanden! Das Kind konnte sich nicht Rechenschaft geben über Das, was es so glücklich machte, auch rang sie nicht danach, sie lehnte nur innig beseligt ihr Köpfchen an die Brust des Greises und ein paar helle Thränen funkelten in ihren Augen. Es waren die ersten Freudenthränen ihres Lebens!

Achtes Capitel.

Mit dem Vorrücken des Winters begann für die beiden Geschwister ein neuer Lebensabschnitt. Nanni, als Bergenau's gesetzmäßige Ehefrau, bemächtigte sich ganz und vollständig des häuslichen Regiments und führte dasselbe mit eiserner Hand. Sie beherrschte den elenden, durch Ausschweifung geschwächten Mann, indem sie ihm das Maß der geistigen Getränke nach dem Grade seines Gehorsams gegen ihren Willen verabreichte.

Bergenau hatte schon seit Monaten seinen letzten Schüler verloren, was er aß und trank, jedes Kleidungsstück, das er brauchte, Hausmiethe und Brennholz, kurz jedes Lebensbedürfniß empfing er daher durch Nanni aus den Händen seiner geschiedenen Frau. Niemals gewohnt zu rechnen und seine Bedürfnisse nach seiner Ein-

nahme zu regeln, dachte er jetzt in seinem sittlichen Verfall weniger noch als sonst daran, sich zu beschränken und zu arbeiten, um leben zu können. Er nahm, was ihm zufiel, wie die Vögel unter dem Himmel, die auch nicht säen noch ernten und doch von ihrem himmlischen Vater ernährt werden, aber mit unendlich weniger Harmlosigkeit. Er fühlte seine Entwürdigung in jedem Augenblick der Nüchternheit, fühlte sie selbst im Rausch, ja im Schlafe; denn schlafend stöhnte und ächzte er oft und nannte sich, während er den bleiernen Schlaf des Rausches abschüttelte, jammernd einen Lump und Erbärmlichen. Das bessere Gefühl dieses einst hochbegabten Menschen diente jetzt nur dazu, ihm das Gräßliche seines Zustandes erkennen zu lassen und ihn mit Gewissensbissen und Selbstverachtung zu foltern. Er haßte sich selbst, er haßte das Weib, das ihn verlassen, um einem reichen Manne zu folgen, er haßte den Sonnenschein, der seiner Selbsterniedrigung leuchtete und haßte jedes Menschenauge, das ihn ansah, weil er fühlte, daß es seinen sittlichen Verfall erkennen müsse. Nur seine Kinder haßte er nicht, obgleich er sie in einem gewissen Stadium des Rausches oft noch mishandelte. Trotz dieser augenblicklichen Verirrung

liebte er sie mit einer tiefen wilden Liebe; er sah in ihnen sein besseres Ich und nannte sie seine Unsterblichkeit, seine guten Engel. Diese beiden Kinder, die so früh die bittersten Tropfen aus dem Kelche des Lebens kosten mußten, fanden in denselben eine geistige Nahrung, von deren Kraft glücklicher situirte Menschen kaum eine Vorstellung haben.

Sehr früh, früher als andere Kinder eine Ahnung davon haben, lernten Gertrud und Eduard den eigentlichen richtigen Werth des Geldes begreifen und schätzen. Geld ist Arbeit oder vielmehr das überall gangbare Aequivalent für Arbeit, das wußten sie, da sie gesehen, daß ihr Vater erst in Verfall gekommen, als er seine erwählte Berufsarbeit vernachlässigt. Seit geraumer Zeit schon erwarb Eduard, was er und Gertrud zu ihrer Kleidung gebrauchten; auch Gertrud strickte und nähte für Geld und erwarb kleine Summen und jede Zeit, die sie übrig hatte, verwendete sie, um von dem Unterricht der geschickten Rahel Nutzen zu ziehen. Die junge Jüdin nahm sich mit liebevoller Theilnahme des verlassenen Kindes an. Herr Salomo, ihr Großvater, war Arzt, ihre Mutter, Frau Deborah, war

sein einziges ihm übrig gebliebenes Kind. Er hatte sie günstig verheirathet, aber den Schmerz gehabt, ihren Gatten, in dem er einen Sohn nach seinem Herzen gefunden, nach einer zweijährigen Ehe in wenigen Wochen nach Rahel's Geburt sterben zu sehen. Das kleine Mädchen, das seinen Vater nicht gekannt, hatte doch nie Gelegenheit gehabt, die Vaterliebe zu vermissen, denn der Großvater hing an ihr — nach Lessing's Wort — mit siebenfacher Liebe. Rahel war wie ihre Mutter vortrefflich erzogen, an Nachdenken und Fleiß gewöhnt und auch in allen weiblichen Künsten und Fertigkeiten mehr noch als sonst gewöhnlich die Töchter ihres Volks geübt.

Dem stillen, thätigen, nützlichen und zufriedenen Leben, das die Familie geführt, entriß sie der eiserne Wille Dessen, den man fast allmächtig nennen konnte. Kaiser Nikolaus hatte den jüdischen Arzt aus Gründen, die Doctor Salomo nie näher bezeichnete, aus seinem Reiche verwiesen.

Es geschehen keine Wunder mehr, sagen die Weisen unserer Zeit. Die Welt ist wie ein großes Uhrwerk, das sich selbst aufzieht, das einzige perpetuum mobile, es bedarf keines Willens zu seinem Fortbestehen, zur Regelung seines Laufes.

Es ist, und Rad an Rad greift ineinander so unendlich als unerklärlich, gleichviel was und wen diese unhemmbaren Räder mit ihren eisernen Zähnen erfassen und zermalmen. Ach, und blickt man nur einmal mit Ernst und Nachdenken ins Leben des einzelnen Menschen, und wäre es der einfachste, unbedeutendste, blickt man hinein mit dem Vorsatz Gottes Walten zu er-, nicht zu verkennen, wie bald, wie deutlich sieht man da die liebevolle Vaterhand, die leise ordnend die Verhältnisse fügt, die durch das Rücken eines Strohhalms, eines Fadens das Menschenherz auf den rechten Weg führt, die vor dem Bösen warnt, zum Guten leitet, das Rechte erkennen lehrt, den Fehler bereuen läßt. Der despotische Wille eines Fürsten hatte der verlassenen Gertrud eine Freundin, eine Lehrerin in Rahel, in dem alten Arzt einen wahrhaft weisen Erzieher gegeben. Die Neigung eines reichen Mannes zu mechanischen Spielereien gab Eduard Gelegenheit, den Grund zu denjenigen Kenntnissen zu legen, die ihm einst im Leben am nothwendigsten und förderlichsten zu seinem Fortkommen sein sollten, und zugleich die Gelegenheit, sich durch eigenen Fleiß seine Lebensbedürfnisse zu erwerben. Fürs tägliche Brot arbeiten lernen ist die erste Grundlage

der Selbstachtung bei einem armen Kinde. Eduard durfte nicht Nanni um ein Paar Schuhe oder einen Rock bitten, weder für sich noch für seine Schwester. Er hatte beständig eine gewisse Summe vorräthig liegen und da er genau wußte, wie schwer ein Groschen zu verdienen ist, so hütete er sich wol, ihn für Firlefanz auszugeben. Von der Mutter an strenge Achtsamkeit auf ihre Kleidung gewöhnt, verstanden beide Kinder dieselbe hübsch und anständig zu erhalten und obwol sie nur sehr wenig darauf verwendeten, so sahen sie doch zu jeder Tageszeit sauber und niedlich aus. Lange schon hatten sie sich daran gewöhnt, ihre Schuhe selbst zu putzen, ihre Kleider selbst zu bürsten, lange schon ordnete Gertrud ihr und Eduard's Bett, fegte und wischte die Zimmer und wusch Tassen und Teller mit eigenen Händen aus. Nanni, deren süddeutsche Sucht nach Genuß sich nicht mit süddeutschem Thätigkeitstrieb vereinte, lag oft stundenlang, wie Bergenau, über ein Bett gestreckt und verschlief oder verfaulenzte den lieben lichten Tag.

Abends, wenn Bergenau und die Kinder zur Ruhe gegangen, verließ sie dann noch das Haus und ging mit Heiking an einen öffentlichen Ort.

Das Städtchen war groß genug, um ihr solche Extravaganzen zu gestatten, ohne sie den Nachbarn in die Hände zu geben und bessere Hausgenossen als die jüdische Familie hätte Nanni für ihren unregelmäßigen Lebenswandel nicht finden können. Sie kümmerten sich anscheinend wenigstens, um nichts, und außer ihnen bewohnte jetzt Niemand mehr das Haus, sie hatten alle Räumlichkeiten gemiethet, die Bergenau mit seiner Familie nicht inne gehabt, sogar das Hinterhaus, wo die Rolle stand, und das kleine Waschhaus. Für Gertrud war das recht angenehm. Frau Deborah gestattete ihr die Benutzung ihres Waschkessels, ihrer Wanne und erlaubte ihr sogar von ihren Spähnen zu brennen, wenn sie für sich, Eduard und den Vater wusch. Nanni half ihr jetzt niemals dabei, ja sie verlangte sogar, daß Gertrud auch ihre Wäsche reinige. Die armen Hände des kaum dreizehnjährigen Mädchens bluteten oft bei der harten Arbeit, aber der Muth und der gute Wille behielten ihre Herrschaft über die physische Kraft. Gertrud that, was sie für ihre Pflicht erkannte und lernte es täglich besser und vollständiger thun. Eduard bedauerte sie zwar, aber er fühlte die Achtbarkeit ihres Stre-

bens und sein natürliches Ehrgefühl, sein gerader und rechter Sinn sagte ihm, daß seine kleine Schwester, die über den Waschzuber gebeugt, sich bis zur Ohnmacht anstrengte, für die Ihrigen nicht mehr, aber auch nicht weniger thue, als der Feldherr, der seine Brust den feindlichen Kugeln darbietend, ruhig: vorwärts! commandirend in den Schwarm der Feinde sprengt.

Ein Mensch kann ja dem Guten und Rechten nicht mehr hingeben, als seine ganze Kraft und seinen ganzen Willen; gleichviel welch ein Theilchen er zu fördern berufen ist, er baut mit am erhabenen Ganzen der Menschheit und thut, was er soll und kann!

Ein Gutes hatte die angestrengte Körperarbeit, der das kleine Mädchen sich unterwerfen mußte, was sogleich in die Augen fiel. Es erhielt sie gesund und färbte allmälig ihre einst so bleiche Wange mit zartester Rosenröthe. Gertrud litt nicht an der Bleichsucht, sie hatte keine hysterischen Zufälle. Mitten in Sorge, Schmerz und Entbehrungen war sie gesund und heiter, weil sie arbeitsam war und das Gefühl in sich trug, ihre Pflicht zu thun.

Eduard, der nun fertig englisch sprach, vor-

treffliche mathematische Kenntnisse sich angeeignet hatte und mit großer Accuratesse zeichnete, fühlte und erkannte, daß es für ihn einen Lebensberuf gebe, der ihm Ehre, Gewinn und Glück bringen mußte, das Studium der Baukunst. Einmal aber fehlten ihm die Geldmittel dazu und dann hielt er es auch für ganz unmöglich und unthunlich, Gertrud zu verlassen, deren einziger Schutz er sowol gegen den trunkenen Vater als gegen Nanni's zunehmende Anmaßungen war. Gertrud freilich durfte dies nicht ahnen, sie würde ihr Herzblut hingegeben haben und unweigerlich allein geblieben sein, um den lieben Bruder von den Banden zu befreien, die seinen Genius fesselten und oft dachte sie daran, an die ferne Mutter zu schreiben oder Mr. Smith, oder ihre jüdischen Freunde um Geldmittel anzusprechen; aber ihre stolze und edle Natur sträubte sich gegen borgen und betteln. Sie glaubte, daß jeder Mensch in seiner eigenen Arbeit die Mittel zum Fortkommen finden müsse, und hielt sich überzeugt, daß auch ihr und ihrem Eduard die Gelegenheit, sich mit Ehren durch die Welt zu helfen, werden würde.

Dabei lernte sie, ohne zu ermüden, bald durch den Unterricht Rahel's die feinen Arbeiten, mit

denen arme Mädchen sich ihr nothdürftiges Brot zu verdienen pflegen, bald durch den Unterricht und das Gespräch des alten Arztes mancherlei Wissenschaften, die ihren Ideenkreis erweiterten, bald durch die Mittheilungen ihres Eduard englisch und endlich durch Uebung ihrer eigenen Kraft und ganz ohne Anleitung alle jene Fertigkeiten, die dem Weibe im Familienkreise ihren ehrenhaften Platz sichern.

Wie ein knospender Rosenstock an der Wurzel einer jungen Birke, so stand Gertrud an der Seite ihres sich mit jedem Tage kräftiger entwickelnden Bruders. Beide Geschwister, wol werth, der Stolz und die Freude rechtlicher, pflichttreuer Eltern zu sein, hatten außer den wenigen Freunden, die zufällige Verhältnisse ihnen gegeben, nur ihre gegenseitige Liebe zur Stütze in ihren Bestrebungen. Ueber ihnen aber wachte das Auge Gottes.

Es ist ein schöner Gebrauch, daß man in einigen katholischen Ländern die Findlinge Kinder der heiligen Jungfrau nennt. Ein Geist mütterlicher Liebe durchzieht mit mildem Hauch das All der Welt und wo ein verlassenes Wesen, das sich noch nicht selbst helfen kann, des Schutzes, der Stütze bedarf, da umhüllt er dasselbe mit weichem

Flügel. Verwaiste Kinder stehen unter Gottes Aufsicht, sagt ein schönes Sprüchwort. Bei Gertrud und Eduard bewährte es sich in jeder Stunde ihres jungen Lebens.

Verlassen und preisgegeben wie sie waren, ward die Armuth, die sie zu Fleiß und Sorgsamkeit nöthigte, ihre beste Erzieherin. Gemeinsame Entbehrungen, gemeinsamer Kampf gegen die Rohheiten und Vernachlässigungen ihrer Umgebungen stärkte und verdoppelte ihre Liebe, und ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, ihr gänzliches Verlassensein von menschlicher Hülfe führten sie zu Gott! Ihre Armuth war es, die sie arbeiten, lieben und beten lehrte — und mehr kann kein Pädagog, kein Weiser und Schriftgelehrter einem Kinde, das er zu erziehen hat, beibringen; wer arbeiten, lieben und beten kann, der mag nur getrost vorwärts schreiten, er wird die Sonnenhöhe des Menschthums erreichen.

Es war in einer rauhen Decembernacht als Gertrud über heftigem Wehgeschrei erwachte. Die Jammertöne wiederholten sich in kleinen Pausen, sie waren so durchdringend, so herzerschütternd. Das junge Mädchen richtete sich zitternd in ihrem Bette auf und fragte den Bruder, dessen Lager

nur durch eine spanische Wand von dem ihrigen geschieden war:

„Eduard, hörst du nichts?"

„Ich bin schon seit einer langen Weile munter und höre das Stöhnen und Schreien, es ist Nanni; aber was um Gotteswillen mag ihr fehlen?"

„Ich will zu ihr gehen", sagte Gertrud; „als ich noch klein war, hat sie auch manchmal an meinem Bett gewacht, wenn ich krank war, und ihre Augen waren voll Schlaf; aber sie erhielt sich munter, weil sie mich lieb hatte."

Sie warf sich einige Kleidungsstücke über und horchte dann wieder und wieder auf die Laute, die der grimmigste Schmerz dem leidenden Weibe erpreßte.

„Geh hinunter, Eduard, zu dem guten alten Doctor, er wird sich ihrer annehmen, sie ist gewiß sehr krank", fügte sie dann hinzu, die Thür schon in der Hand haltend.

„Gertrud, Gertrud! bleib noch eine Minute, höre ich will dir was sagen, ich will dich was fragen, liebe Schwester!"

Sie trat zurück und setzte sich neben das Bett, in dem Eduard sich aufgerichtet hatte.

„Schwester, du bist ein Mädchen, was meinst du, ist es wol möglich, daß eine verheirathete Frau noch einen Liebhaber neben ihrem Manne besitzen kann?"

„Warum fragst du mich Das, Eduard?" Weiß ich es denn besser als du? Aber wir, die Kinder einer Frau, die sich von ihrem Manne scheiden ließ, wir sollten —"

„Das war etwas anderes, Gertrud; unsere Mutter that Unrecht, daß sie uns und den Vater verließ; aber ich glaube nicht, daß der Prinz jemals ihr Liebhaber war. Liebe Gertrud, ich habe oft darüber nachgedacht und in meinem Herzen wird es klarer und klarer um das Bild der Mutter. Ach und du glaubst nicht, wie wohl mir das thut!"

„Horch", sagte Gertrud, „jetzt stöhnt sie wieder fürchterlich, laß mich zu ihr, Eduard!"

„Nein, bleibe, Gertrud, ich muß mit dir reden. Was dort vorgeht, dabei können wir nicht helfen, ich denke — ich meine — Nanni bringt ein Kind zur Welt."

„Ein Kind!" rief das Mädchen; großer, lieber Herr Gott, das wäre ja ein Bruder oder eine Schwester für uns! Eduard, Eduard, o, das würde uns so viel Freude machen!"

„Still, Gertrud, jubele nicht thöricht und voreilig, Nanni ist unsers Vaters angetraute Frau, aber das Kind ist uns nicht verwandt, nicht unsers Vaters Kind."

„Das verstehe ich nicht", entgegnete das Mädchen, „es ist das Kind von unsers Vaters zweiter Frau, unser Stiefgeschwister zwar, immer aber doch unser Geschwister. Ein kleines liebes Kind, siehst du, Eduard, ist schöner als die schönste Blume, als der hellste Stern, das ist — ach Gott, ach Gott, wie liebe ich es jetzt schon und wie will ich es pflegen, warten, hätscheln und lehren."

„Aber, Gertrud, Nanni betrügt unsern schwachen und oft besinnungslosen Vater, sie hat einen Liebhaber."

„Ach, Eduard, gleichviel, das Kind wird uns immer Bruder und Schwester nennen und wir werden es Beide lieben, weil es unserer Hülfe bedarf, weil es klein ist, weil — du, Eduard, wirst es eben so herzlich lieben als ich, ich kenne dich zu gut und überdies was geht uns Nanni's Liebhaber an?"

„Unsere Mutter", sagte Eduard und schlang seinen Arm um der Schwester Nacken und lehnte

seinen Kopf an ihre Schulter, „war besser und mehr als wir verstanden und dachten, Gertrud, Tag und Nacht geht mir es nicht aus Kopf und Herzen, ich weiß jetzt so gewiß als ob ich in ihr Herz gesehen hätte, daß sie den Prinzen nur heirathete, um uns beistehen zu können, um uns aus der Noth, aus Schulden und Sorgen zu reißen. Sie konnte nicht viel sprechen, aber ich weiß, sie liebte uns. Gertrud, wir haben ihr Herz wol oft misverstanden, weil sie ihrem Gefühl nicht Worte geben konnte. Sie hat uns stets zu Fleiß und Ordnung angehalten, schonen und sparen gelehrt. Sie konnte Armuth nicht ertragen — vielleicht, liebe Schwester, weil sie fühlte, daß verschuldete Armuth unehrenhaft ist."

„Still, Eduard, du sollst so nicht sprechen, du darfst es nicht, vergiß nicht, daß es unser Vater ist, den du seit einiger Zeit in deinem Herzen tadelst und verdammst. Kennst du das vierte Gebot nicht mehr? Laß uns dasselbe nie vergessen! Für Kinder, welche von ihren Eltern nur Gutes sehen und empfangen ist es nicht gegeben, sondern für solche, die wie wir oft Schwächen und Fehler an den ihren entdecken.

Man darf nicht den Befehl erhalten, Die zu ehren und zu lieben, die uns durch ihre Tugenden ehrwürdig werden, die uns durch tausend Wohlthaten Liebe einflößen, das kommt ja von selbst. Neulich las ich mit Rahel in der Bibel. Es ist schön, die Bibel zu lesen, wenn Jemand, der so gut und klug ist als der liebe Großvater Salomon, die unverständlichen Stellen erklärt, da lasen wir: «Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen.» Großvater Salomon sagte: «Das ist schrecklich anzuhören, wenn man bedenkt, wie viele schlechte und leichtsinnige Eltern es gibt, die ihrerseits ihre Pflichten gar nicht oder nur sehr mangelhaft erfüllen, die ihren Kindern nicht mit gutem Beispiele vorangehen, nicht für sie sorgen, nicht sie zum Guten erziehen, nicht sie in allen lebendigen Wahrheiten unterweisen und doch ergeht das Gebot und diese schwere Drohung des Herrn an alle Kinder.» — Eduard, ich wußte wol, daß diese Worte uns galten und ich schwur in meinem Herzen, dem Vater immer eine gehorsame, liebreiche Tochter zu sein, komme auch was wolle über uns und ihn. Sieh, wir wollen für uns

selbst fühlen können, daß wir bessere — Eltern verdient hätten, daß wir den besten Ehre machen würden, wenn Gott sie uns gegeben. Es ist doch Gottes Wille, daß wir diese Eltern haben und keine andern und darum müssen diese, gerade diese für unser wahres Bestes die besten sein."

„O du bist gut, Gertrud, bist engelgut und auch verständig", sagte der Knabe, die feine Wange der Schwester streichelnd, „ich werde mich gewiß auch nie gegen den Vater vergessen — sei er, wie er immer wolle."

„Das ist nicht genug, Eduard, du mußt ihn lieben und ehren, es ist ja unser Vater."

„Ich liebe ihn, Gertrud, schon weil ich ihn so sehr bemitleide — das Herz wendet sich mir um, wenn ich ihn ansehe. Ehren? liebe Schwester, ich ehre die Vaterwürde, den Begriff Vater in ihm, ich ehre Gottes Gebot in ihm, indem ich ihm nie widerstrebe, ihm alle Achtung bezeige, die ich dem besten Vater nur bezeigen könnte, ja mehr als diesem, denn dem gegenüber bedürfte ich nie der Selbstüberwindung zu einem ehrfurchtsvollen Betragen. Seinen Charakter ehren kann ich nicht, das kann selbst Gott mir nicht be-

fehlen, denn es widerspräche das allen andern Geboten, ich kann Schwäche infolge eines unausrottbaren Lasters an einem Menschen beklagen, aber ich muß sie, wo ich sie auch finde, immer verachten."

„Still!" sagte Gertrud und legte die Hand auf den Mund des Knaben, „jetzt stöhnt Nanni wieder."

„Laß sie, Schwester, es ist Jemand bei ihr, ich hörte deutlich Tritte in der Stube und eine fremde laute Stimme, du bist dort nicht mehr nöthig, vielleicht sogar im Wege. Unser unglücklicher Vater büßt durch seine Abhängigkeit von diesem Weibe wol mehr als er verschuldet hat, das ist gewiß. Bezahlte ich ihr nicht Das, was wir brauchen, durch den Ertrag meiner Arbeiten, ich hätte längst an unsere ferne Mutter geschrieben, viel lieber von ihr, als von diesem Weibe Etwas annehmen; das Geld, das sie besitzt, kann sie nicht auf ehrlichem Wege erwerben. Ich habe schreckliche Geschichten bei Tom Smith gehört, von Diebesbanden, die ihre Verbrechen ganz geschäftsmäßig betreiben und so schlechter Weiber bedürfen, um gestohlene Sachen zu verkaufen, von Falschmünzern und vielen andern schändlichen

Handwerken. Nanni muß so etwas betreiben, es kann nichts anders sein und sie nimmt gewiß einst noch ein schreckliches Ende."

„Eduard", sagte Gertrud und ihre Stimme begann zu zittern, „laß Nanni — wir sind nicht ihre Richter; aber sieh, mein Bruder, wäre es nicht überhaupt gut, wenn du dich an die Mutter wendetest. Du brauchst Geld, um was zu lernen, ach, du müßtest das Baufach studiren, Tom Smith hat ganz Recht, der Mutter wäre es eine Kleinigkeit, und ich weiß, es würde sie glücklich machen, wenn sie für dich sorgen dürfte."

„Ich will dir was sagen", entgegnete der Knabe, „wir haben jeder unsern Glauben, Gertrud, und wir müssen ihm schon nachleben. Du, mein Schwesterchen, glaubst an Gott und die Engel, die die Schwachen und Verlassenen schützen, ich — ich glaube an meine eigene Kraft. Im Grunde ist es wol Dasselbe, denn die Kraft, die ich mir zutraue, ist mir ja auch von Gott gegeben. Sieh, als die Mutter von uns ging, da grollte es in mir bitter, bitter! Ich hätte diesen reichen Mann, diesen Prinzen, der sie uns stahl, mit eigener Faust erschlagen mögen. Unsere Mutter, Gertrud! Du weißt nicht, kannst nicht wissen

wie ich sie liebte. Sie war so schön, so prächtig, sie stand wie eine Gottheit, wie ein Bild in Marmor, immer still, schön und ernst neben dem Vater, der sich im Schmuz der Niedrigkeit wälzte. Wo sie hintrat schien sie Sauberkeit und Licht um sich zu verbreiten. Sie verließ uns, o, das war ein Schmerz, ein Grimm in mir, Gott hat ihn gesehen! Geh! dachte ich, als sie sich abwandte, geh, sei reich, sei vornehm, verlaß uns, mich sollst du nicht wiedersehen, nicht wieder von mir hören, bis ich dir zeigen kann, daß du einen Sohn verlassen hast, der werth war, daß er dir angehörte, der es verdiente, daß du ihn jedem andern Glück vorgezogen. Sieh, das dachte ich; es mag schlecht gewesen sein, aber ich kann nicht anders, ich habe es mir selbst geschworen, sie nicht früher wiederzusehen, nicht eher an sie zu schreiben, bis ich durch mich selbst, ohne sie und ihren Prinzen, ein Mann geworden, der sich getrost den Sohn einer Prinzessin Moroschin nennen kann. Ich will was Rechtes werden, Gertrud, und ich werde es! Nicht durch das Gold, das meiner Mutter Gatte mir gibt, sondern durch meine eigene Kraft, durch mein festes Wollen, meinen Fleiß. Wer reich ist und vornehm, dem ist es leicht, zu Ehren zu

kommen — aber es sind auch Ehren danach; ich will die höchsten Ehren erstreben, die Ehren, die man sich selbst geben kann."

Gertrud küßte ihn innigst und liebevoll.

Das Geräusch in Nanni's Zimmer hatte nun einen andern Charakter angenommen. Man hörte Thüren zuschlagen, die Schritte mehrer Personen, lautes Sprechen, dann wieder heftiges Stöhnen, aber von anderer Art.

Die Kinder hatten beschlossen, sich fern von dem Allen zu halten, dabei zu schlafen war aber ganz unmöglich und so verließen sie denn ihre Betten. Gertrud machte ein wenig Feuer im Ofen an, entzündete die kleine Lampe, die sich Eduard gekauft und bei deren Licht Beide schon manche liebe Stunde gearbeitet hatten. Auch jetzt leuchtete sie dem Fleiße der Geschwister, die dem Tage entgegenarbeiteten, der allmälig grau und düster in ihr Stübchen sah.

„Ich koche dir Kaffee, Eduard, bevor du hinüber zu Smith gehest", sagte Gertrud.

„Laß nur", entgegnete der Knabe, „ich werde noch oft mit einem Glase Wasser als Frühstück vorliebnehmen müssen. Laß nur, es schadet ganz und gar nichts."

„O, ich habe noch Kaffee", lachte das Mädchen, „wenn du ein großer Mann werden willst und solche Pläne und Gedanken hast — ich habe die meinen auch, ich will so fleißig und sauber und so wirthschaftlich werden wie die Mutter, will auch immer etwas vorräthig haben wie sie, und aus allen Lümpchen was Nettes machen; aber, lieber Junge, du glaubst nicht wie sehr schwer das ist."

„Siehst du, Gertrud, siehst du, das ist das größte Lob, das du ihr nachsagen kannst, es ist sehr schwer, so gut zu sein wie sie."

Der Wintermorgen schaute mit einem lächelnden Sonnenblick in das Stübchen, wo die verlassenen Kinder die Tugenden ihrer Mutter anerkannt und ihre Fehler vergaben und so ernstlich sich vorgenommen hatten, den Vater trotz seines Lasters, seiner Schwäche kindlich zu ehren. Die Sonne konnte keinem schönern, erhabenern Schauspiel auf diesem Erdball leuchten.

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, sagt die Bergpredigt, obgleich das kleinste Samenkorn, birgt es doch eine Staude, die den Vögeln unter dem Himmel Schutz gibt. Der feste und reine Vorsatz eines Menschen, die ihm ob-

liegenden niedrigen und kleinlichen, schweren Pflichten zu erfüllen, ist das Senfkorn, keimend und wachsend wird es zur Riesenpflanze, die Schatten um sich verbreitet in allen Gluten des Lebens.

Neuntes Capitel.

Sechs Schritte von den fleißigen Kindern kämpfte indeß die leichtsinnige Nanni jenen furchtbaren Kampf, der den Menschen in das Leben des Kämpfens einführt. Sie war eine robuste, kräftige Person und litt, wie das unter diesen Umständen natürlich ist, heftig. Jeder neue Schmerz, der durch ihr Gebein rieselte und das wildeste Klagegeschrei über ihre Lippen lockte, erweckte zugleich auch qualvolle Gedanken in ihrer Seele. — Um Bergenau, dem geschiedenen Manne, angetraut zu werden, hatte die Katholikin übertreten müssen, zum mindesten versagten ihre Priester ihr die Sacramente. Die Hölle muß sein, wie mein jetziger Zustand, dachte sie. Ewig, ewig so von Pein zerrissen zu werden, o, wie schrecklich muß das sein! Aber Heiking sagt, dies sei alles Unsinn,

und nur von den Pfaffen erfunden. Ah! wenn er hier neben mir stehen, mir die Hand reichen könnte, das wäre doch ein Trost. Hier liege ich, ein elender, jammernder Wurm, und er geht vielleicht morgen mit einer Andern zum Tanz und ich muß mich mit einem Kinde quälen mein Leben lang. Puh! und diesen lüderlichen Säufer neben mir dulden, der jetzt wie ein Todter schläft, während ich — Gott erbarme sich meiner! Wenn ich Heiking's Frau werden könnte, was wollte ich nicht dafür thun und aushalten. Zehn Jahre seine Frau und daß er mich wirklich lieb hätte, so recht von Herzen, wie er's kann, da machte ich mir aus der Hölle nichts. Wenn er todt wäre, dieser Bergenau, der von seinem Leben nichts weiß, dann könnte ich die Kinder als ihre Stiefmutter behalten und das Geld ziehen und Heiking heirathen. O, wenn er stürbe, wenn er nur endlich einmal soviel Branntwein zu sich nähme, daß er von innen verbrennte, wie es so Vielen vor ihm geschehen ist, es kann nicht gräßlicher sein als Das, was ich jetzt leide."

Ihr wildes Geschrei hatte indeß die jüdische Familie erweckt und Frau Deborah, die sehr wohl wußte, was oben vorgehen konnte, überwand den

Widerwillen, den die Leidende ihr einflößte, und trat voll Matronenmitleid an das Bett, wo Nanni jammernd rang.

Doctor Salomon, der seine Tochter begleitet hatte, versicherte, daß Alles gut stände und daß seine Hülfe hier überflüssig, die einer Hebamme dagegen erfoderlich sei.

Bald darauf erschien diese denn auch durch seine Vermittelung und in den ersten Stunden des grauen Decembertags, gerade als der freundliche Lichtstrahl auf die Kinder ihrer betrogenen Herrin fiel, gab Nanni einem Mädchen das Leben, das sie mit jener instinctmäßigen Liebe betrachtete, welche die roheste Menschenmutter mit der Hyäne und Tigerkatze theilt.

Bergenau war mit seinem gewöhnlichen Stöhnen und Klagen endlich auch erwacht, er verließ sein Lager wie immer, ein zitternder gebeugter Greis, in dessen schwammigem Gesicht die Augen wie zwei ausgebrannte Kohlen mit glühenden Rändern lagen.

Das Ereigniß wurde ihm mitgetheilt und mit schlotternden Knien schleppte er sich an das Bett des Weibes, das er jetzt das seinige nannte; er betrachtete das Kind mit mistrauischen scheuen

Blicken. Sein Gedächtniß war gänzlich zerstört und nur wie glänzende Träume schwebten Erinnerungen an ähnliche Momente, wo man ihm gesagt, daß er Vater geworden, an seiner Seele vorüber. Hermione's schönes Bild mit dem Knaben, seinem Erstgeborenen, im Arm, schien ihm aus weiter dämmernder Ferne zuzuwinken und die Thräne, die sich an seiner Wimper sammelte und langsam auf die Stirn des kleinen Geschöpfs niedersank, war etwas reiner als die Ströme, die er jetzt so oft und so leicht in einem gewissen Stadium des Rausches zu vergießen pflegte.

„Gehe nun und thue es den Kindern zu wissen, Bergenau, daß sie eine Schwester haben", sagte Nanni nach einem kurzen Schweigen.

„Sie werden es zeitig genug hören", entgegnete er finster, „was soll ich den unschuldigen Seelen meine Schande und mein Elend auch nur eine Minute früher sagen, als sie es von selbst erfahren."

„Fluch über dich!" murmelte das Weib mit tiefem und grausigem Groll, „seine Schande, sein Elend, als ob es dem Trunkenbold —"

Sie kehrte sich gegen die Wand und beendete

den Satz nicht. Bergenau suchten die Schlüssel zu dem Schranke, in welchem Nanni den Branntwein aufzuheben pflegte. Es stand eine Flasche Sprit in demselben, den sie ihm sonst nur in einem Gemisch mit Wasser und Zucker zukommen ließ. Sie sah, daß er sich ein Glas voll einschenkte und ließ ihn die flüssige Flamme in seinen Körper gießen, mit dem unausgesprochenen, aber in jedem Nerv gefühlten Wunsch, sie möchte ihn tödten; aber sie belebte ihn nur, sein Körper erhielt Spannkraft, er konnte sich fest und aufrecht erhalten, er kleidete sich an und ging aus dem Hause, wohl versehen mit Geld, das er aus Nanni's Börse genommen, ohne seine beiden seit Stunden arbeitenden Kinder auch nur einen Augenblick gesehen zu haben.

Eduard ging zur gewöhnlichen Stunde zu Smith, und Gertrud, um dort aufzuräumen, in das Wohnzimmer, wie es ihre tägliche Pflicht und Gewohnheit war.

Nanni lag in der Kammer neben demselben, sie hörte das Geräusch des Fegens und Wischens.

„Komm herein, Gertrud", sagte die Wöchnerin.

Leise mit bebenden Knien trat das zarte, halb

schon jungfräuliche Mädchen an das Bett des verbrecherischen Weibes.

„Du hast eine Schwester bekommen diese Nacht", flüsterte Nanni, „sieh sie dir an, Mädchen."

Gertrud trat an das Körbchen, in dem das Neugeborene schlief. Ihr tiefer seelenvoller Blick ruhte lange, lange auf dem sanft schlummernden Kinde, es war so klein, so hülflos, so warm, es erschien ihrem weiblichen Instinct so schön und lieblich. Der Geist der Liebe breitete seine Flügel aus in dem Herzen des sanften Mädchens. Unendliches Mitleid mit der Hülflosigkeit, unendliche Theilnahme für die Lieblichkeit des jungen Geschöpfchens durchwogten in weichen warmen Wellen ihre Seele; sie sank neben dem Lager des Kindchens auf die Knie, hauchte auf die weiche Flaumwange einen innigen Schwesterkuß und sagte, nur Gott in ihrem Herzen hörbar: Ich will dich lieben, pflegen, erziehen und nie verlassen, so wahr mir Gott helfe!

Gertrud's guter Engel verzeichnete ihr kindliches Gelübde im Buche des Lebens.

Als Eduard in der Mittagsstunde von Tom Smith heimkehrte, fand er seine Schwester waschend, mit hochgerötheter Wange und klopfendem

Busen. Die Arbeit, die hier nothwendig geworden, überstieg die Kräfte des kindlichen Mädchens. Eine Hülfe annehmen wollte Nanni nicht, sie wollte ein für allemal kein fremdes Auge in den wüsten Haushalt blicken lassen. Jeder Beobachter war ihr ein Todfeind. Selbst Nachts bestand sie darauf, ohne Wärterin zu bleiben.

„Wovon bezahlen?" sagte sie mit scheuem Blick, und als Eduard ernst, aber ohne Widerstreben ein Goldstück, die Frucht seiner Ersparnisse, auf den Tisch legte, sagte sie roh: „Gib es zu Brot oder bezahle eine Schuld damit, die dein Vater gemacht; ein fremder Mensch, ein unnützer Brotesser soll hier nicht in unsere Armuth schauen, ich werde es nimmermehr leiden."

„Wohlan, wie Sie wollen, Nanni", sagte Eduard, „aber Gertrud wird nicht wachen, da sie den Tag über so schwer arbeiten muß, ich werde das nicht leiden, durchaus nicht. Das Geld, das ich hergebe, ist zur Erleichterung meiner armen Schwester, nicht für Sie, gewiß nicht, Sie haben Geldquellen, die uns unbekannt sind; Gertrud soll jetzt schlafen gehen, machen Sie, was Sie wollen."

Gertrud aber schlang ihren Arm um den

stolzen Nacken des Bruders und bat mit flehendem Tone:

„Laß mich bei dem kleinen Mädchen, Eduard, damit es keinen Schaden leidet.“

„Gehe zu Bett, gehe Kind“, sagte Nanni, „ich werde an die Wand klopfen, wenn ich dich brauchen sollte; ich denke aber, wir werden Alle miteinander schlafen, denn ich bin jetzt besser als ich für möglich gehalten hätte.“

Tage und Woche vergingen. Nanni genas bald und vollständig und stillte ihr kleines Mädchen mit Leichtigkeit.

Bergenau kümmerte sich um Alles, was in seinen vier Pfählen vorging, gar nicht, er trank und trank und Nanni that ihm dabei allen Vorschub. Auch die Zeit kam endlich heran, wo die Familie das Häuschen verlassen sollte, um, wie Nanni sagte, einen Broterwerb anzufangen.

In der Hinterstraße stand ein altes baufälliges Haus. Wo dem lieben Gott eine Kirche gebaut wurde, wird gleich dem Teufel eine Schenke errichtet, sagt das Sprüchwort. Das Haus, das Bergenau's Familie bezog, bestätigte dasselbe, es hatte seit Jahren eine Schankberechtigung und stand gerade der Marienkirche gegenüber.

Gertrud's liebe Weide entfaltete ihre ersten Kätzchen als das junge Mädchen heiß weinend von ihr Abschied nahm. Es war ein großer, herrlicher Baum geworden, eine Trauerweide mit zarten hängenden Zweigen. Eine wahre Zierde des kleinen Hofraums, hatte Doctor Salomon gesagt, der das kleine Haus jetzt gekauft hatte und im Frühling einige Bauten darin vornehmen wollte. Die Weide sollte geschont werden und um sie herum hatte Herr Salomon beschlossen, einen kleinen Blumenplatz anzulegen, sobald nur die Arbeitsleute den Hof verlassen würden. Um den Breterzaun waren schon im Herbste Rankengewächse gelegt worden, Hopfen, Aristolochia und Haargurken, die bereits ihre zarten Spitzen und maigrünen Keimblätter aus dem frischen braunen Erdboden streckten. Sie sollten den Zaun überranken und verdecken und der kleine Hof war bestimmt, künftig der jüdischen Familie ein Festplatz bei ihren Laubhütten zu sein.

„Die Weide, meine liebe Gertrud", hatte Doctor Salomon gesagt, „bleibt dein Eigenthum und wird uns zugleich ein liebes Andenken an dich sein. Wir werden uns nicht für lange Zeit trennen, du wirst uns oft besuchen, gleichsam wie

eine Enkeltochter, die im Hause ihres Vaters wohnend, wie es natürlich und ihre Pflicht ist, doch noch eine Heimat hat im Hause des Großvaters. Du wirst uns an jedem Tage der Woche willkommen sein, aber besonders gern werden wir unsere Sabbathfeier, die dir so wohlgefällt, mit dir und deinem Bruder theilen. Der Herr und Gott Israels segne deinen Ausgang und deinen Eingang."

Auch Frau Deborah entließ Gertrud mit mütterlichem Segensspruch und Rahel weinte ebenso heiß wie Gertrud und knüpfte ein kleines Carneolherz, das sie stets am Halse zu tragen pflegte, ab und legte es um den Nacken ihres lieben jungen Schwesterchens als sie das Mädchen aus ihren Armen ließ.

Ihre Thränen im Herzen festhaltend, ihre feinen Lippen zum klaglosen Schweigen zusammenpressend, wie sie es so oft geübt hatte, verließ Gertrud das Haus, an das sich alle ihre Erinnerungen knüpften und seltsam genug — aber das menschliche Herz hat diese Wundergabe — schien es dem Kinde jetzt als ob diese Erinnerungen ohne Ausnahme nur glückliche gewesen wären, als ob der Kummer nur als flüchtiger Gast diese Räume besucht hätte.

Als sie noch einmal Alles durchsah in den

leeren Zimmern, öffnete sie auch den Wandschrank, den ihre Mutter zum Aufbewahren der Arbeitsutensilien benutzt hatte. In dem hintersten Winkelchen desselben stand ein Fingerhut von Knochen, ein kleiner Zwirnwickel lag daneben und eine eingefädelte Nähnadel stack darin. Reliquien von ihr, die ihre Kinder durch ihr Beispiel die Heiligkeit der Arbeit gelehrt.

Nanni, welche alle Besitzthümer Hermione's an sich genommen und verbraucht, hatte diese Kleinigkeiten übersehen. Sie erschienen Gertrud jetzt wie ein Zuruf von der Mutter selbst, wie eine Aufmunterung zum Fleiß aus ihrem eigenen Munde.

Sie nahm sie an sich, küßte mit heißen Lippen den Fingerhut, den sie so oft an der fleißigen Hand ihrer schönen Mutter gesehen hatte und verließ dann die Wohnung, im Herzen getröstet durch diesen Fund und die Ueberzeugung, daß nicht fremde kalte Menschen, sondern liebe Freunde diese Räume künftig benutzen würden.

Nanni war sehr beschäftigt mit der Einrichtung des Schenklocals. Die alten massiven Schränke, in welchen die verschiedenen Getränke aufbewahrt werden sollten, fand sie eingemauert

in dem Zimmer, ebenso eine hölzerne Schranke, die die Wirthin von den Gästen scheiden sollte. Stühle, Tische, einen großen ledernen Armstuhl, Gläser, Krüge und Maße hatte sie von dem frühern Besitzer erstanden. Jetzt befestigte sie Guirlanden von hölzernen Citronen an der Decke, füllte die bauchigen Flaschen mit verschiedenfarbigen Liqueren, marinirte Heringe, wog Käseportionen ab und machte noch sonst allerlei Vorbereitungen für die erwarteten Gäste.

Bergenau saß dabei stumm mit glotzenden blöden Augen, sie hatte dafür gesorgt, daß er bald in denjenigen Zustand des Rausches kommen mußte, wo er unschädlich war.

Eduard hatte die Stübchen eingerichtet, die er mit Gertrud theilen sollte und erwartete die Schwester. Es begann zu dunkeln, da hörte er ihren leichten Schritt und mit glühender Wange und fliegender Brust trat sie in sein Zimmer und warf sich ängstlich Schutz suchend in seine Arme.

„Was ist geschehen? Was hast du?“ fragte er erschrocken.

„Ach, ach — es ist nichts, Bruder! Ich habe mich umsonst geängstigt, ich weiß auch gar nicht wie ich jetzt bin. Ich kam von zu Hause,

aus unserer alten Wohnung meine ich, da steht an der Ecke der Grünstraße ein Mensch, ein Soldat, ich denke ein Husar. Er sieht mir so sehr unter den Hut mit solchen großen schwarzen Augen und als ich an ihm vorübergehen will, sagt er: «Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite, mein schönes Kind?» Ich zitterte an allen Gliedern, gewiß ich weiß nicht warum, ich ging so schnell ich nur konnte, aber ich vernahm deutlich, daß er mir folgte, ich hörte seinen Säbel auf dem Pflaster anschlagen und dazwischen sein Lachen, auch sagte er ein paarmal: «Nicht so spröde, meine Schöne!» Das war Alles; aber es machte mich sehr bange."

Eduard beruhigte die Schwester. Ihm selbst schien die Sache ganz unbedeutend, doch fühlte er in seinem Herzen eine Ahnung, die ihm zuflüsterte, daß sie das nicht sei, daß eine Gefahr für Gertrud in dem Anstarren und dem Nachlaufen eines Mannes liege und daß er, ihr Bruder, sie vor derselben schützen müsse. Seit einiger Zeit kam ihm seine Schwester verändert vor. Sie war im letzten Jahre sehr gewachsen, in den letzten Monaten stärker geworden. Ihre Gestalt erinnerte in ihrer weichen Biegsamkeit an die ihrer

schönen Mutter. Ihr Gesicht allerdings glich dieser nicht. Es hatte zwar die feinen frischen Farben, aber die Lippen waren schmaler, die Augen lagen tiefer unter den weichen geschwungenen Brauen.

Gertrud erinnerte an den Vater, sie sah aus wie ein Künstler etwa den guten Genius des gefallenen erniedrigten Mannes gemalt haben würde. Sie war vielleicht in ebenso hohem Grade schön als die Mutter, von der sie auch die ruhigen Bewegungen, den langsamen Augenaufschlag geerbt hatte; aber sie war es in ganz anderer Weise. Ein erfahrener Mann würde gesagt haben, die Schönheit der Tochter sei mehr geistiger, die der Mutter mehr sinnlicher Natur. Eduard verstand freilich noch nicht diesen Unterschied zu machen, aber er sah und begriff jetzt plötzlich, daß seine fast funfzehnjährige Schwester kein Kind mehr, sondern eine reizende, hold erblühende Jungfrau sei.

Die Schankwirthschaft, welche Nanni eröffnet, fand bald Zuspruch. Es kamen Unteroffiziere dorthin, junge Schreiber, Zimmergesellen, kurz ein Schlag Männer, die, ohne den höhern Ständen anzugehören, doch einen gewissen Bildungsgrad besaßen. Nanni, ganz strahlend von Gesundheit,

wohlgekleidet und stets in der besten Stimmung, stand dem Geschäft mit ziemlichem Ordnungssinn vor. Es war nach ihrem Geschmack, sich zu jeder Stunde unter Männern zu befinden, zu plaudern und zu lachen, und da Heiking alle Zeit, die ihm sein Dienst frei ließ, in dem ledernen Armstuhl zubrachte, aus dem er den eigentlichen Hausherrn mit Gewandtheit zu verdrängen gewußt, so war auch ihr Herz befriedigt, denn in der Liebe zu diesem Manne trat dasselbe wirklich und mit aller Lebhaftigkeit hervor. Außer ihm liebte sie nichts in der Welt, selbst ihr Kind nicht, das ganz und gar der Sorgfalt Gertrud's überlassen blieb, und das funfzehnjährige Mädchen ward für die kleine Leontine an Zärtlichkeit eine wahre Mutter.

Gertrud selbst kam fast nie in das Schenklocal, Nanni selbst wollte das nicht, ihr wäre die Gegenwart des stillen jungfräulichen Mädchens bei ihren Unterhaltungen mit den Gästen sehr unangenehm und störend gewesen. Bergenau dagegen rührte sich selten von dort. Für ihn hatten die geschliffenen schimmernden Flaschen dieselbe Anziehungskraft, wie die Klapperschlange sie auf gewisse Vögel ausübt. Mit dem Bewußtsein, daß sie ihm Entwürdigung und einen sichern

Tod bereiten würden, setzte er sich doch jeden Morgen in die nächste Nähe derselben und trank soviel als es Nanni nur immer gestattete, die genau wissend, welche Wirkung jedes bestimmte Maß Branntwein auf ihn ausübte, seine Laune wie eine Art von Uhrwerk nach ihrem Belieben stellte, indem sie ihn nach Umständen bis zur Munterkeit, zur Melancholie, zur Wuth oder zur Bewußtlosigkeit trinken ließ, letzteres stets wenn Heiking anwesend. Sie machte bald die Bemerkung, daß es von Woche zu Woche eines geringern Maßes Spiritus bedurfte, ihn diese Scala durchlaufen zu lassen.

Das lebhafte und genußsüchtige Weib haßte den Mann, dessen Namen sie trug, mit einer Stärke, die um so furchtbarer war, je mehr sie diese verbergen mußte. Sie reichte ihm nie ein Glas Branntwein ohne den stillen, aber brennenden Wunsch, daß es ihn tödten möge, und hätten böse Gedanken die Wirkung von Zauberformeln gehabt, so wäre Bergenau tausend Tode gestorben. Aber der ehemalige Violinist hatte eine zähe, unzerstörbare Natur. Er verschlief jeden Rausch und erwachte nach jedem zwar als ein elender, an sich selbst verzweifelnder Mensch,

aber ohne bedeutende, wenigstens ohne erkennbare Abnahme seiner Kräfte.

Während Nanni scherzend, lachend und wohlgeputzt hinter ihrem Schenktische stand, während Bergenau sich von ihr die Mittel der eigenen Entwürdigung erbettelte, arbeitete Eduard mit eisernem Fleiß für seine und seiner Schwester Zukunft. Ohne daß es Gertrud wußte, erlernte er neben seinen Arbeiten bei Tom Smith die Feldmeßkunst bei einem geschickten Geometer, der eben im Orte beschäftigt war. Er stand um drei Uhr auf und zeichnete für Smith, dem er um fünf Uhr schon die Arbeiten für den Tag einreichte, und wenn Gertrud den Bruder am gastlichen Tische seines alten Beschützers wähnte, arbeitete er mit schweißtriefender Stirn im Freien mit seinem Lehrmeister, oder genoß im Schatten eines Baumes ein Stück Brod und ein wenig Obst, als einzige Mahlzeit für den Tag. Erst Abends, wenn er heimkehrte, erwartete ihn ein Restchen warmer Speisen, das die Schwester ihm aufhob, nicht selten sich still über den Appetit Eduard's wundernd, der gewöhnlich alles Vorräthige bis auf das letzte verzehrte, als ob er in vierundzwanzig Stunden nichts Eßbares gesehen, wie

sie lächelnd zu sich selbst sagte, ohne zu ahnen, daß dies wirklich der Fall sei. — Er wollte die Schwester überraschen mit dem ersten Schritt ins Leben, wie er das zu machende Feldmesserexamen nannte, und er betrachtete dies Schweigen gegen sie, die er so herzlich liebte, als eine Art von Prüfung seiner eigenen Festigkeit. Kinder und junge Menschen, die von Andern nicht mit System und Nachdenken erzogen werden, erfinden sich oft ganz eigene Erziehungs- und Prüfungssysteme, vorausgesetzt natürlich, daß sie strebsamen Geistes und edeln Herzens sind. Ein Buch, das ihnen zufällig in die Hand fällt, das hingeworfene Wort einer ihnen völlig fremden Person, ein schöner Vers, den sie auf der Straße singen hören, werfen eine Art von himmlischer Erleuchtung in ihre jungen Seelen, die sie den rechten Weg in der Finsterniß ihres armen Lebens erkennen und finden läßt. Eduard, der mit dem tiefen Streben nach allem Guten und Edeln, ein ungemein schnelles Auffassungsvermögen verband, zog nicht selten Lehren, die auf sein ganzes späteres Leben einwirkten, aus einem einzigen, zufällig scheinenden Worte Tom Smith's. Der Entschluß über seine Strebungen und Vorsätze

nicht eher zu sprechen, als bis er bereits einen Erfolg aufzeigen könne, war ihm auch auf diesem Wege gekommen. Stolz war überhaupt der Grundzug im Charakter von Bergenau's Sohn. Dieser Stolz, der täglich, stündlich die empfindlichsten Verletzungen, schon durch den bloßen Anblick des entwürdigten Vaters erdulden mußte, suchte seine Nahrung auf dem einzigen Wege, auf dem sie zu finden war, Eduard wollte durch sich selbst etwas werden. Er wollte der Welt zeigen, daß er eines bessern Vaters würdig sei und der Mutter beweisen, daß sie einen Sohn geboren, den sie nicht um Geld und Gut zu verlassen nöthig gehabt, da er das beste Gut der Erde, ein ehrenhaftes Fortkommen als nützlich wirkender Mann, sich selbst zu erringen fähig gewesen. Er hatte nicht viel Zeit zum Träumen, er mußte arbeiten mit allen Kräften seines Geistes und Körpers; aber es gab in den bewaldeten Bergen, die er jetzt für seinen Lehrherrn vermaß und nivellirte, ein stilles, grünes Thälchen, in dem er gern die kurze Ruhestunde, die er sich gestatten mußte, zubrachte. Ein silberheller Bach hüpfte dort murmelnd und fast wie mit Menschenzungen plaudernd über glatte glänzende Kiesel. Die

Hügel, ganz vom Laubwalde bedeckt, rückten nahe zusammen und schienen mit liebenden Armen den kleinen, saftgrünen Wiesenfleck zu umfassen, den Waldmeister, Gundermann, duftiger Quendel und die zarte, gefiederte, ambraduftende Waldnelke mit ihren bunten Sternchen schmückten. Hier unter den Zweigen einer riesigen Buche lag der allmälig zum Jüngling reifende Knabe, die brennenden Füße im Wasser kühlend, den Rücken an den Baumstamm gelehnt und das große Auge empor zum Blau des Himmels gerichtet, das klar und durchsichtig zwischen den leicht bewegten Blättern hervorsah. Finke und Amsel schauten von den Zweigen auf ihn nieder, mit klugen, freundlichen Augen. Das Reh führte nicht zwanzig Schritte von ihm, sein reizendes Kälbchen an den Bach; auf den tiefgrünen Blättern des Erlbusches, dicht neben ihm, schaukelten sich Libellen, deren blaue, grauschwärzliche, zarte Leiber im stärksten Goldglanze schimmerten, und die von Zeit zu Zeit ihre fein geaderten Florflügel ausbreitend, sich emporschwangen in die reine und balsamische Luft.

Hier träumte Eduard, aber seine Träume waren gute Vorsätze! Alle Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft hatten ihre starken, lebensfrischen

Wurzeln, in dem Bewußtsein seiner Kraft, seines guten Willens und seiner ausdauernden Liebe. Drei Gestalten nur belebten diese Träume, die zarte Gertrud, der er eine heitere und sorgenlose Zukunft schaffen wollte durch seinen Fleiß; die prächtige seiner Mutter, der er zeigen wollte, was guter Wille und Ausdauer auch ohne die Macht des Geldes vermögen, und noch eine, die ihm allmälig theurer und theurer wurde. Freilich erinnerte er sich auch des Vaters als eines schönen, genialen Mannes, der durch seine Kunst jedes Herz zu entzücken verstand. Er wußte, daß ein dunkles Etwas stets zwischen Vater und Mutter gestanden, daß der erstere sich oft unglücklich gefühlt habe, wegen der Kälte und Gleichgültigkeit mit der diese die Dinge ansah, die ihn am lebhaftesten interessirten und hier, wo die Natur mit tausend Liebesworten zu ihm sprach, hier konnte er aus voller Seele dem entwürdigten Vater vergeben, ja er fühlte hier, daß in seiner Seele die natürliche Liebe des Sohnes lebe und daß sie nur eines Anlasses bedürfe, um hell empor zu lodern in einer göttlichen Flamme. Leise rauschte dann der Zweig über dem strebenden Knaben, fröhlich sangen die Vögel und hell

tanzte der goldene Sonnenschein auf dem grünen Waldrasen. Ein Menschenherz, welches liebt, hofft und strebt, steht im vollen Einklange mit der ganzen Natur und fühlt ihren beseligenden Einfluß.

Auch Gertrud hatte ein Plätzchen gefunden, wo sie im Freien sein und sich des Frühlings und des Sommers erfreuen konnte. — Der Platz um die Marienkirche, der frühere Gottesacker, war ihr Garten geworden. Es war ein stiller, ernster Raum, eingehegt zum Theil von einem Gitter von uralter schöner Schmiedearbeit, durch das sich Schlingpflanzen in vielfachem Gewinde woben; zum Theil umgeben von den Häusern der Prediger und anderer Kirchendiener, stieß er an den Fluß, der hier, eine Biegung machend, ihm den Charakter einer Halbinsel gab. Am jenseitigen Ufer desselben rauschte bei Tag und Nacht das Wehr einer großen Mühle, die der Seehandlung gehörig aus einer Masse von Gebäuden bestand, in denen nur Arbeiter und Aufsichtsbeamte sich aufzuhalten pflegten. Der Kirchhof selbst, seit vielen, vielen Jahren schon nicht mehr als Begräbnißplatz gebraucht, hatte doch noch den schwermüthigen Charakter eines solchen behalten. Ur-

alte Linden streuten ihre Schatten und ihre duftigen Blüten auf den weichen, grünen Rasen, auf dem die Ziegen des Küsters und ein Lieblingslamm, das in eines der Predigerhäuser gehörte, gewöhnlich weideten. Einzelne Grabkreuze mit veralteten, oft schon halb verlöschten Inschriften, standen unter den Bäumen, hier und da blühten noch Blumen auf eingefallenen Gräbern. Im Schatten von vier prächtigen, weißen Akazien stand ein schönes, kleines Gebäude, das Grabmal einer Familie Dubois. Ruhebänke von Stein standen unter den Zweigen der Akazien, Steintische vor denselben, einst vielleicht hier angebracht, um denen, die einen geliebten Todten hier betrauerten, einen stillen Ruheplatz zu geben. Dieser Platz war von außerordentlicher Schönheit. Abgeschieden von der lauten Welt, hatte er die Aussicht auf das rauschende, brausende Wasser des Mühlwehrs, auf einen schönen Seitenflügel der Kirche und auf den grünen, fast heitern Platz, der mehr an einen Park als an einen Kirchhof erinnerte. — Hier saß Gertrud und hierher trug sie die kleine Leontine, die in der frischen Luft und unter der sorgsamen Pflege ihrer Schwester sich wie ein Mairöschen entfaltete. —

Es war ein Kind von großer Schönheit. Für Gertrud, die es mit tiefer Zärtlichkeit liebte, das schönste in der Welt. Nanni ließ es der Kleinen nicht an einer niedlichen Kleidung fehlen und Gertrud trug Sorge für die Sauberkeit derselben.

Mit dem Schwesterchen im Arm entschlüpfte Gertrud, so früh als die Kleine nur erwachte, dem dumpfen Hause. Sie nahm ihr Arbeitskörbchen und ein Stück eines alten Teppichs mit sich, dieser wurde dann auf den Rasen gebreitet, die kleine Leonie darauf gesetzt und Spielkram, Blumen und Grashalme um sie hergelegt und während das kleine Kind jauchzend im Grünen spielte, setzte sich das größere zur emsigsten Arbeit nieder. Sie hatte für Geld für einen Laden genäht und gestrickt, Wochen und Monate lang, oft in der Nacht beim Schein eines Lämpchens, das sehr dunkel brennen mußte, damit es Gertruds Treiben nicht dem Bruder verrathe.

Jetzt aber hatte sie auch ein Ziel erreicht, nach dem sie schon lange gestrebt. Eduard hatte noch nie ein Oberhemd besessen, er trug Chemissets und sehr, sehr grobe Hemden. Er wünschte sich Oberhemden, das wußte die Schwester nur zu gut, er liebte saubere und feine Wäsche so außer-

ordentlich. Gertrud hatte von selbst erworbenem, ach, wie mühsam erworbenem Gelde, feine Leinwand gekauft, nach einem alten, ganz unbrauchbaren Oberhemde des Vaters, das sie als Model zerschnitten, hatte sie sechs Hemden für Eduard zugeschnitten, und nun saß sie und nähte und paßte, und ließ es sich nicht verdrießen an einem kleinen Läppchen zwanzig und mehr Probeknopflöcher zu machen, bis sie den rechten Stich herausgefunden und die kleine Hand geübt hatte, ihn in der rechten Weise auszuführen. Eduard freilich that dem Anschein nach mehr als sie, aber auch nur dem Anschein nach. Dieselbe Liebe, dieselbe Ausdauer und Pflichttreue beseelte beide Kinder und sie hatten dieselbe Folge bei beiden, die Ausbildung ihres eigenen Ichs. Die Stärkung ihrer Willenskraft, die Verläugnung ihrer Eigenliebe, die Entwickelung ihres Geistes.

Wie tiefinnig liebte Gertrud den stillen Kirchhof, wie glücklich war sie an jedem heitern Tage auf ihrem lieben Plätzchen. Das schwerste Leid der Armuth kannte weder sie noch Eduard, die Beschränkung im Wohnraum, die allen Comfort, ja selbst Zucht und Sitte tödten muß. Es lag Nanni selbst viel zu viel daran, unbeobachtet zu

bleiben, sie mußte daher den beiden Geschwistern eine Räumlichkeit zu ihrer Disposition anweisen, in der sie von dem Treiben ihrer Stiefmutter entfernt waren. Ihr Stübchen, in dem sie mit Eduard arbeiten, lesen und plaudern konnte, hielt Gertrud wie ein Schmuckkästchen, wenn sie auch jetzt, wo Nanni sich eine Magd gemiethet, um die übrigen Räume des Hauses, sich weniger als sonst kümmerte.

Ihren Vater suchte sie täglich einigemal auf, um zu sehen, ob er nichts bedürfe. Seine zweite Frau sahen beide Kinder bisweilen wochenlang nicht; denn Nanni lebte und webte nur in der Schenkstube. Ein Gast war dort fast immer, er war so häufig da, ging so oft ab und zu im Hause, daß Gertrud ihn sogar kannte. Der große, breitschulterige Husar, mit den dunkeln Augen, den frischen Wangen und den dichten, dunkeln Locken, die niemals reglementmäßig sich fügen wollten, kam ihr vor, wie ein hübsches, wildes Pferd, das man von weitem recht gern ansieht, dessen Nähe man aber vorsichtig meiden muß, weil man es nicht regieren kann.

So lange das Wetter nur irgend freundlich war, arbeitete Gertrud täglich mehre Stunden

auf dem Kirchhofe. Die kleine Leontine gedieh in der frischen Luft so schön, sie war ein ungemein kräftiges Kind, an der beide Geschwister ihre Freude hatten; aber der Herbst kam, der Herbst mit seinen langen, dunkeln Abenden, mit seinen nebeligen Morgen; Gertrud war vom Wetter in ihr Stübchen gebannt. Eduards Oberhemden waren fertig; sie sollten ihr Christgeschenk sein und lagen wohlaufgehoben in einem Komodenkasten. Gertrud arbeitete wieder für Geld. Eine alte Wäscherin, die bisweilen auf dem Kirchhofe ihre Wäsche trocknete und dann mit dem freundlichen, jungen Mädchen gern plaudern mochte, hatte ihr Herrenwäsche zu nähen verschafft, die ziemlich gut bezahlt wurde. Bei rechtem Fleiß hätte Gertrud bis zu acht Silbergroschen täglich verdienen können, dazu aber kam es nie; denn das Kind raubte ihr doch viel Zeit, obgleich es gut gewöhnt war und oft stundenlang allein auf der Decke spielte.

Ende September gab es noch herrlich klare Tage. Die Sonne schien so lieb und freundlich und der Thau blitzte noch in der Mittagsstunde so diamantklar an den Grasspitzen. Es litt Gertrud nicht im Stübchen, sie nahm ihre Arbeit

und ihr Schwesterchen und ging hinaus auf ihren Kirchhof. — Das junge Mädchen war so unbewacht und unbeaufsichtigt, daß sie überall hätte hingehen können, wohin zu laufen sie Lust verspürt hätte, und ohne die glückliche Gewohnheit zu arbeiten, würde Gertrud Bergenau vielleicht wie manche andere vor ihr und nach ihr die Wege des Verderbens gegangen sein, die über Tanzböden zu einem frühen, schmachvollen Ende im Krankenhause führen. Aber die Versuchung zu demselben lag dem thätigen Mädchen fern. Die fleißige Gertrud kannte kein anderes Vergnügen und verlangte nach keinem andern als dem Aufenthalt auf dem grünen, sonnigen Plätzchen, wo sie arbeitend dem Rauschen des Wassers, dem Jauchzen ihres Schwesterchens, dem Summen einer verirrten Biene lauschte und an ihren Bruder dachte, oder an die ferne Mutter, oder sich mit tiefer Sehnsucht der vergangenen Zeit erinnerte, wo der Vater so gut, so gut gewesen, wo sie seinem Geigenspiel mit solchem Entzücken gelauscht hatte, wo man ihn einen der ersten Künstler seiner Zeit genannt hatte. Manchmal dachte sie auch an die Zukunft und malte sich die Möglichkeit, daß er wieder werden könne, was er ge-

wesen, daß sie mit Eduard und der heranwachsenden Leonie ihn pflegen und warten, und daß endlich eines Tages die Mutter zu ihnen eintreten würde, strahlend im Glanze ihrer Schönheit, und so gut und liebevoll, daß sie ihre Kinder wohlgerathen, ihren Gatten gebessert, ihr Haus durch Eduard's Fleiß und Gertrud's Ordnung und Sparsamkeit im besten Stande finden und bei ihnen bleiben, mit ihnen leben und sie lieben würde. An Nanni dachte sie bei solchen Träumen durchaus nicht, obgleich Leonie niemals in denselben fehlte. Das Kind gehörte zu ihnen, nicht aber dessen Mutter, sie war jetzt dem Herzen von Bergenau's Kindern als ihre Stiefmutter unendlich fremder geworden, als zu der Zeit, da sie neben Hermione im Hause eine fleißige Dienerin gewesen.

Auch heute überließ sich Gertrud bei ihrer Arbeit solchen Träumen. Die Sonne schien so hell, das Wasser rauschte so traulich, Sommerfäden flogen durch die blaue Luft und wickelten sich an die Zacken und Zweige der Bäume. Es war als ob das Jahr Abschied nehmen wolle mit freundlichem Sonnenblick. Die Kleine war, das Köpfchen auf dem Teppich, eingeschlafen.

Gertrud hatte einige Zweige in die Erde gesteckt und ihr Tuch so darüber gebreitet, daß es ein Zeltdach für Leonie's Köpfchen bildete und das liebliche Gesichtchen vor Sonnenstrahlen und dem Winde schützte. Gertrud selbst saß in ihrem hohen Kleide, von dunkelblauem Kattun, mit ihrer weißen Halskrause und dem sorglich arrangirtem Haar daneben und nähte eifrig, ihr einfacher Strohhut hing an den zusammengesteckten Bändern, in den Zweigen der Akazie, an der die warmen Sonnenstrahlen eine zweite, verspätete, aber darum vielleicht doppelt schöne Blüthe hervorgelockt hatten.

So lange Gertrud hier arbeitete, hatte noch niemals Jemand den abgeschiedenen Platz zum Spaziergange gewählt. Heute geschah es zum erstenmal. Durch ein Pförtchen, was sonst gewöhnlich verschlossen war, betraten zwei Personen den einsamen Ort. Beides Männer, beide in Uniform, der eine, größere war Heiking, an seinem Arm hing ein hübscher, junger Mensch mit braunem Schnurbärtchen und blondem, reichem Haar, ein Dritter folgte ihnen, offenbar ein Kirchenbeamter, ein Greis bereits, wie ein Bild St. Peters einen großen Schlüssel in der Hand haltend.

„Aber das ist offenbar Tollheit", sagte Heiking zu seinem Begleiter, „jetzt gerade in dies gesegnete Grabmal hinabsteigen zu wollen, jeder andere Tag wäre dazu auch gut genug gewesen, heute wo wir so lustig waren."

„Laß mich, Heiking", entgegnete der andere, „ich habe nun einmal solche Einfälle und sie machen mir Spaß. Von einem Gelage in ein Gewölbe, in die Gruft, wo meine Vorfahren liegen, wo ich in ein paar Dutzend Jahren auch den Rausch dieses Erdenlebens ausschlafen werde, das ist nun mein Vergnügen. Siebzehn Jahre alt, kannte ich schon nichts mehr, was mir Spaß machte, als eben die Contraste; jetzt mit zweiundzwanzig Jahren ist das Leben mir allgemach schaal geworden — ich will einmal sehen, ob der Anblick von dem, was nach demselben kommt, ihm für eine kurze Zeit einen Reiz verleihen kann."

Bei diesem Gespräch traten sie um die Ecke der Kirche und standen der lieblichen Gruppe, die Gertrud mit ihrem Schwesterchen im Schatten der blühenden Akazie bildete, gegenüber.

„Alle Wetter", flüsterte Heiking, „das ist ja die Tochter Bergenau's, das Mädchen wird, Gott strafe mich, eine Schönheit."

Der Jüngere heftete einen durchdringenden Blick auf Gertrud und sagte dann: „Ein Abenteuer, und zwar ein ganz reizendes, das ist mir lieb. Es ist und bleibt wahr, daß Meister Zufall der Freund aller Taugenichtse ist. Komm, Heiking, gehen wir bescheiden neben diesem Bilde der «Madonna vom Kirchhofe» vorüber."

Beide grüßten dann die tief erröthende Gertrud mit dem Anstand von Männern von Erziehung. Der alte Küster hatte unterdessen die Thür des Gewölbes geöffnet und der jüngere stieg von ihm gefolgt hinab, während Heiking zu Gertrud tretend, ihr artig einen guten Tag bot. „Sie sind oft hier, Fräulein," setzte er dann hinzu, „macht es Ihr Herz nicht traurig, so unter den Todten zu verweilen?"

„Ich habe nur wenig Bekanntschaft mit Lebenden," entgegnete das Mädchen ruhig, „und bin hier gern, weil es der nächste grüne Platz von unserm Hause ist. Ich vergesse meistens, daß es ein Kirchhof ist, für mich ist es nur ein stiller, schöner Garten."

„Aber Sie begehen einen Raub, mein Fräulein, wenn Sie sich dem Umgang mit dem Lebenden entziehen, um unter Gräbern zu weilen."

Gertrud fand was Heiking sagte, sonderbar, sogar albern.

„Ich bin gern im Grünen und nicht ungern für mich allein," sagte sie einfach. Heiking nahm es für eine Zurückweisung. Die hat Geist, und den Mund auf dem rechten Fleck, dachte er bei sich selbst; aber ich bin kein Schüler, der sich durch ein schnippisches Wort in die Flucht schlagen läßt, zudem möchte ich Dubois den Spaß machen, mit dem hübschen Mädchen zu reden. — „Wenn Sie auch gern zu Zeiten für sich allein sind, so werden auch andere Zeiten kommen," entgegnete er, „wo Sie Freude an Gesellschaft finden. Die Jugend will Zerstreuung, Unterhaltung, Vergnügen, ein junges Herz verlangt auch nach Freundschaft und Liebe, Fräulein Bergenau, oder glauben Sie mir es nicht?"

„Sie wissen ja, daß ich einen Bruder habe," sagte sie, „den ich sehr liebe, der mich auch liebt, gern bei mir ist, mich belehrt und beschützt, wie es nur ein guter Bruder kann."

Donnerwetter, dachte der Husar, die ist gewitzt — ihr Bruder beschützt sie, das ist deutlich — übrigens glaube ich selbst, daß der Junge Dem alle Knochen im Leibe zerschlüge, der dem Mäd-

chen zunahe käme, die halten ja wie Kletten zusammen, daß weiß auch Nanni. Er sagte aber mit einer ganz noblen Verbeugung: „Wer, mein Fräulein, könnte so ohne alles Gefühl sein, Ihnen zunahe zu treten, Ihr sicherster Schutz ist Ihre Schönheit.“

Gertrud warf einen verwunderten Blick auf ihn. So hatte noch kein Mensch mit ihr gesprochen. Er nannte sie Fräulein, er nannte sie schön, sie kannte nicht Gretchens naive Antwort, doch trat ihr auf die Lippen eine ähnliche, wenn auch in anderm Sinne. Sie hätte sagen mögen: Lieber Herr, ich bin kein schönes Fräulein, sondern nur noch ein Kind. Zu jedem Menschen dessen Gesicht ihr Vertrauen eingeflößt, hätte sie es auch gesagt, Heikings ganzes Wesen aber war ihr unangenehm und sie sagte daher nach einem augenblicklichen Schweigen: „Ich freue mich aber doch, daß ich einen Beschützer habe, ich kenne wenig Menschen und bin furchtsam, ich bin daher auch weit lieber allein als mit Fremden zusammen.“

Sie heißt mich gehen, dachte Heiking, aber ich will es nicht verstehen, ich muß ja auf den tollen Jungen warten, der nun schon eine Viertel-

stunde und länger in dem garstigen Loche unten sitzt und sich die alten Särge seiner Großväter betrachtet.

In diesem Augenblick trat aber sein Gefährte aus der Gruft, er sah bleich aus und seine braunen Augen erschienen wie von einer Thräne verschleiert. Heiking winkte ihm, näher zu treten, der Jüngling aber machte Gertrud blos eine Verbeugung und schritt an ihr vorüber. Heiking hielt es für seine Pflicht, ihm zu folgen, er empfahl sich und sprach die Hoffnung aus, die reizende Gertrud während des Winters recht oft in ihrem Hause zu sehen.

Zehntes Capitel.

Erst an der Kirchhofpforte holte der Unteroffizier den jungen Freiwilligen ein und hing sich an dessen Arm.

„Welch ein Einfall, an dem hübschen Mädchen so vorüberzugehen," sagte er, „ich hatte dir die schönste Gelegenheit geboten, mit ihr zu plaudern. Hier in der Stadt findest du keine Hübschere, selbst nicht unter den Vornehmsten und bei so einem Dinge, da ist für einen unternehmenden Burschen wie du, noch etwas zu machen. Die ist wie ein weißes Blatt Papier, eine bessere Bekanntschaft als die der Fräulein, die auf den Ballsälen zu finden sind, und ganz etwas anderes als die hübscheste Magd."

Der Jüngling schien auf Heiking's Geschwätz nicht zu hören, er wandte sich plötzlich zu ihm

und sagte, ihm voll ins Gesicht sehend: „Und weißt du auch, Leo, daß ich an dem Sarge meiner Mutter gestanden habe?"

„Ich dächte, die wäre in der Gruft ihrer Vorfahren beigesetzt, die schöne Baronesse, meine allerliebste Stiefschwester."

„Du hast sie nicht geliebt, Leo; aber sie war der Liebe wol werth und steht mir wie ein Traum vor Augen in ihrer zarten, jugendlichen Schönheit."

„Nun, ich sollte meinen, daß ich von allen Menschen in der Welt am wenigsten Grund hätte, deine Mutter und Großmutter zu lieben. Ward doch mein Vater zum Meineidigen, ja zum Schurken an mir und meiner armen Mutter, wegen des schönen Gesichtes deiner vornehm geborenen Großmama. Eine Fürstin zu heirathen, noch dazu eine, die mit dem königlichen Hause verwandt; das war dem Baron von Heiking eine zu gewaltige Versuchung, darum hielt er der armen verwaisten Tochter seines Amtmanns nicht Wort. Nun, sie starb und ward begraben, Gras wuchs über ihrem Grabhügel und über der Geschichte und ich kam, da meinem alten Großvater das Herz brach, aufs Schloß, wo deine Großmama mir gnädig erlaubte, mich mit den Hunden her-

umzuwälzen, mit den Bedienten zu zanken und mit den Mägden und Kammerjungfern zu scharmiren. Deine Mutter, meine schöne Stiefschwester, das rechtmäßige Kind meines Vaters, war ein feines Prinzeßchen, ich, der Bastard, ein wilder Straßenbube. Laß nur die alten Geschichten todt und begraben sein; es taugt nicht, wenn ich mich daran erinnere. Wenn sie mir durch die Seele ziehen, diese finstern Wolken, dann beneide ich alle, die noch im Stande sind, sich zu betrinken. Die Fluten des Branntweins wallen über manchen Erinnerungen, die das Herz schwer machen und einen an Gott und der Welt verzweifeln lassen."

„Wahrhaftig, Heiking," entgegnete der jüngere mit einem schlecht gelungenen Versuch zu scherzen, „du bist ein Narr, ein anspruchvoller Narr. Ich weiß, daß du ein Bastard bist, was mehr? Was schadet dir das? Hat man dich nicht erzogen, wie es dem Kinde deiner Mutter zukam? Hat man dich nicht drei bis viermal ausgestattet? Hat nicht meine Großmutter dir Geld gegeben, um dein Fortkommen im Militär zu fördern? Von meiner Kindheit an, haben deine Klagen, dein seltsames, verbittertes Wesen mir Interesse

eingeflößt. Ich weiß nicht, warum, aber du kamst mir stets vor wie ein Räthsel, das ich hätte lösen mögen, und wenn deine Riesenkraft, deine unverwüstliche Männerschönheit, meine Bewunderung erregten, so hatte ich für deine groben Ausschweifungen, deine Verschwendung, deine offenkundige Verachtung alles Herkömmlichen und Gebräuchlichen, stets Entschuldigungen und ein kindisches Mitleid mit deinen wilden Klagen, heute aber noch, weiß ich nicht genau die eigentliche Geschichte deines Lebens, meine feine, vornehme Großmama ließ sich nie darauf ein, meine neugierigen Fragen über diesen Punkt zu beantworten, es hieß stets: Menschlichkeit und Mitleid gebieten mir, diesem Menschen, der gewissermaßen meinen Namen trägt, beizustehen, auch empfehle ich ihn dir für alle Zukunft, sorge, soweit Geld dies bewerkstelligen kann, dafür, daß er nicht gänzlich zugrunde geht."

„Meine Geschichte, o, die ist bald erzählt, ich habe sie dir eigentlich schon erzählt, Benno", sagte Heiking, „meine Mutter war ein bildschönes Mädchen — so sagt man — denn ich habe sie ja nicht gekannt. Mein Vater verliebte sich in sie und — hatte wirklich die Absicht, die Tochter seines Amt-

mannes zu heirathen. Es gab nur noch das Vorurtheil eines vornehmen Vetters im zwanzigsten Grade zu besiegen, aber eines Vetters, den man beerben sollte. Ich glaube, Junge, es gibt Weiber in der Welt, bei denen die Hingebung an den Geliebten ein Act erhabenster Großmuth ist, und meine Mutter, Helene Brüggemann, war ein solches Weib. Ich habe Briefe von ihr gelesen — pah! hätte ein Weib mir solche Worte geschrieben, die so warm, so weich aus einem edeln, liebevollen Herzen quollen — ich hätte es nie verlassen können, und lieber, viel lieber mir und ihr eine Kugel durchs Hirn gejagt. Als ich geboren wurde, war meines freiherrlichen Vaters Liebe zu ihr wol schon im Abnehmen, doch ließ er mich in der Stille auf seinen Namen taufen, er hatte ihr sein Edelmannswort gegeben, mich stets als seinen Sohn zu halten. Da kam jener bewußte Vetter, und schlug ihm eine Gemahlin vor, Prinzessin Theresia Maria Louise Elisabeth von Ebersbach-Steinau — zweiundzwanzig Jahre alt, eine Schönheit, eine Cousine Sr. Majestät, arm freilich, wie eine deutsche Prinzessin nur immer sein kann. Mein Vater zauderte nicht, die Ehre war unermeßlich, und schön war Ihre Durch-

laucht auch. Am Hochzeittage, der in Wien gefeiert wurde, fiel meine arme Mutter zufällig in den Fluß neben der Mühle; das Flüßchen war nicht tief, aber die Mühle so nahe — man hat ihren Körper aus den Rädern hervorgezogen — aber geahnt hatte sie den Zufall, denn sie hatte den Tag vorher an meinen Vater geschrieben und ihn, ohne sich zu beklagen — na, ich zeige dir den Brief einmal — gebeten, sich ihres Sohnes anzunehmen. Mein Großvater, der alte Amtmann Brüggemann, seit seiner Kindheit, ja seit seiner Urväter Zeiten Diener der Barone von Heiking hatte sich die Geschichte sehr zu Herzen genommen. Fortgehen von dem Orte, an dem alle seine Erinnerungen wurzelten, wollte oder konnte er nicht, die Aecker, die Fruchtbäume hielten ihn fest und doch erzählte hier jeder Stein dem Greise von der Schande, dem Elende dem Tode seines einzigen Kindes. — Er überlebte seine Tochter nur achtzehn Monate. Ich, kaum ein dreijähriger Bursche, stand nun so einsam auf der Erde, als wäre ich aus dem Monde gefallen. Ich trieb mich unter den Knechten und den Kälbern herum, die letztere Gesellschaft war besser für mich als die erstere, denn unter dem zweibeinigen Vieh

auf dem Gute gab es sehr boshafte Creaturen. Baron Heiking und seine durchlauchtige Gemahlin reisten unterdessen in Italien und der Schweiz. Endlich kehrten sie heim auf ihre Güter. Es war vom neuen Amtmann ein feierlicher Empfang vorbereitet worden. Ich war zur Zeit noch nicht fünf Jahre alt, aber den Tag habe ich im Gedächtniß als ob nicht dreiundvierzig Jahre seitdem verflossen wären. Das Schloß war aufgeputzt, Ehrenpforten von Birkenreisern und Tannenzweigen auf den Wegen hatte der Schulmeister mit den kleinen Dorfmädchen hergestellt. Des Schulmeisters Frau hatte mich gewaschen und mir für eigene Kosten einen neuen Rock machen lassen, dazu Stiefeln, so blank wie sie Bürsten nur machen können. Mir schien meine Kleidung der Inbegriff aller Pracht. Ich war, glaube ich, damals ein ebenso schönes und kräftiges Kind, als ich später ein schöner und kräftiger Kerl wurde. Ich stand also an der Ecke hinter den Schulkindern, ein trotziger, halsstarriger Bengel, der für jeden Schlag nach Kräften wieder einen gab, der kein Geschöpf auf der Welt liebte als den alten Muff, den zottigen Hofhund im Amtsgebäude, wo ich aus alter Gewohnheit in einem Treppenkämmerchen eine Schlafstelle

hatte. Der Nachfolger meines Großvaters war ein geiziger böser Kerl und hatte ein noch zehnmal böseres Weib, sie thaten Beide, als ob ich gar nicht in der Welt wäre, als ob sie immer über meinen kleinen schwarzen Krauskopf hinwegsähen. Ich dagegen haßte sie gründlich und that besonders der Madame alles mögliche Herzeleid an. Traf mich der Amtmann Berg dabei, so zerbläute er mich gottesjämmerlich und ich schrie, kratzte, biß und spuckte und hatte schon unzählige Fensterscheiben in seiner Wohnung eingeworfen. An dem Tage waren die Berg's äußerst freundlich gegen mich gewesen. Nun war ich aber noch so dumm, mich von jeder Freundlichkeit gleich beglücken und bestechen zu lassen, sprach ein Mensch ein paar freundliche Worte mit mir, so wäre ich für ihn durch Wasser und Feuer gelaufen, war er dagegen böse zu mir, so wurde ich tückisch und that nicht gut. Ich freute mich, daß der Amtmann so nett war und gab ihm meine kleine braune Hand und so führte er mich als just der Wagen mit der Herrschaft ankam, an eine Stelle, wo ich sozusagen unter seinen Kindern stand und da hieß er mich bleiben. Der Wagen hielt an der Freitreppe, ein Herr öffnete den Schlag und

half einer sehr schönen Dame heraus. Man schrie: Willkommen! ich sah ganz deutlich wie die Dame nach mir blickte, wie sie den Herrn auf mich aufmerksam machte, wie der den Schulmeister rief und fragte, wie dieser etwas antwortete und die Dame mit einem Schrei in Ohnmacht fiel. Die ganze Geschichte löste sich nun in allgemeine Verwirrung auf, mich stieß und schob man in den Schafstall, wo ich mich nach meiner Gewohnheit auf ein Bund Erbsenstroh warf und ganz ruhig einschlief. Was mein Herr Vater mit deiner Großmama für eine Scene gehabt haben mag, weiß ich nicht, aber gegen Abend rief man nach mir, die Frau Schulmeisterin wischte mir die Nase und kämmte meine Locken und der Amtmann nahm mich beim Arm und führte mich ins Schloß. Die prächtigen Zimmer, die vor kurzem erst neu eingerichtet, waren hell erleuchtet, überall sah ich Dinge, die meiner kindischen Einbildungskraft imponirten, zuletzt brachte man mich ins Boudoir der Gnädigsten. Seide, Gold, Federn und Blumen, ich dachte im siebenten Himmel zu sein. Die Dame saß auf dem Sopha, ein kleines schönes Mädchen spielte auf einem Teppich zu ihren Füßen, der Baron stand in einer

Fensternische. Ich trat blöde und tölpisch näher, um, wie man mir befohlen hatte, der Dame die Hand zu küssen, verwickelte meine ungeschickten Füße in den Teppich und stürzte zu Boden. Der Baron hob mich auf, ich fühlte, daß er zitterte, ich fürchtete mich vor ihm und haßte ihn. «Möge die Existenz dieses Kindes, dessen Sie sich großmüthig annehmen wollen, theuerste Therese, ein neues Band zwischen uns bilden», sagte er, indem er mich vor der Dame auf den Boden setzte. «Möge das Kind, das seine Existenz einem Vergehen dankt», entgegnete die Dame, «Sie, Leo, nicht für dasselbe durch ein verbrecherisches Leben bestrafen!» Das war mein Eintritt ins Vaterhaus! Als am andern Morgen die Gardinen im Zimmer der Baronin noch geschlossen waren, trat mein Vater in die Kammer, wo ich schlief. Ich erwachte unter seinen Küssen, Amtmann Berg war auch gegenwärtig und mein Vater machte ihm heftige Vorwürfe wegen meiner vernachlässigten Erziehung. Er verlangte, daß ich ihn, wenn Niemand anwesend, Vater nennen sollte und nannte mich Sohn, auch überhäufte er mich mit Zärtlichkeiten, die mir bis dahin völlig fremd geblieben, und beschenkte mich mit Spiel-

werk, Näschereien und Geld, dessen Werth ich noch gar nicht kannte, und von da an führte ich ein seltsam getheiltes Leben. Bisweilen das gehätschelte Kind der Liebe, bisweilen der verachtete, vernachlässigte Bastard, lernte ich Haß und Neid kennen, die Rache hatte ich lange gekannt. Ich wuchs auf, eine Pflanze wunderlicher Art. Alle Laster, aber auch alle Tugenden lagen in meiner Brust, wild wie ein Teufel, stark wie ein Riese, ein bildschöner Kerl, den die Weiber verzogen, hatte ich nichts gelernt, spürte keine Lust zu irgend einem Lebensberuf. Ich hielt es für mein Recht, die Besitzungen meines Vaters zu erben, war ich doch sein einziger Sohn. Als aber mein Vater starb — ich war etwa siebzehn Jahre alt — gab es überhaupt nichts zu erben, die Güter kamen unter Sequestration, die gnädige Frau zog nach der Residenz, ihre Tochter zu erziehen, mich brachte sie in eine Pensionsanstalt, aus der ich fortlief; ich wollte nach Amerika und verdingte mich auf ein bremer Schiff als Junge. Der Steuermann schlug mich noch im Hafen mit einem Tauende, dafür warf ich ihn ins Wasser und lief wieder davon. Die Polizei fand mich in einer Spelunke, lieferte mich aber nicht an das Schiff, sondern an

meinen zeitweiligen Vormund, den Amtmann Berg aus. Die gnädige Gattin meines Vaters ermahnte mich nun dringend, wobei sie nicht unterließ mir begreiflich zu machen, daß ich ein Kind der Sünde und Schande, mich mehr als jeder andere Mensch anzustrengen hätte, um etwas Rechtes zu werden. Sie verheirathete um diese Zeit ihre einzige Tochter mit einem steinreichen geadelten Kaufmann, einem Herrn Dubois, der etwa dreißig Jahre älter war als das sechzehnjährige Kind. Herr Dubois nahm mich in sein Comptoir, aber zum Kaufmann bin ich nicht geboren, nach einem halben Jahre erklärte ich das auch rundheraus. Ich sollte mir nun einen Lebensberuf wählen. Laßt mich Soldat werden, sagte ich, ein tüchtiger Reiter war ich ja schon auf den Gütern meines Vaters. Ich kam also zu den Husaren. Ich sollte Offizier werden, aber ich lernte nie, was zu einem Examen nöthig ist. Ich bin dreimal im Fähnrichsexamen durchgefallen, zudem machte mein Hitzkopf mir allerhand Ungelegenheiten, und hätte nicht das Geld deines Vaters und die Connexionen deiner Großmama mich in verschiedenen Fällen herausgebissen, ich trüge längst die Sträflingsjacke. Jetzt habe ich mich

freilich an Militärdisciplin gewöhnt, ich bin ein Husarenunteroffizier wie er im Buche steht, der beste Reiter, der beste Schläger, der erste Pistolenschütze des Regiments. Geld und gutes Leben habe ich durch die Weiber, und deine Großmama und deinen Vater, die mich wie den leibhaften Teufel fürchteten, durfte ich meistens auch nicht zweimal auffodern, mir etwas zu schicken, aber ich habe nicht gern mit dem vornehmen Volke zu thun."

„Ich habe von dir Wundergeschichten gehört, Heiking", entgegnete Dubois, als Jener schwieg. „Du bist der Popanz unseres Familienkreises und Großmama glaubte keine härtere Strafe für mich erfinden zu können, als daß sie mich, wenn ich nicht Gutes gethan, mit ihrer weichen süßen Stimme ein zweites Exemplar des ungerathenen Leo nannte. Die Kutscher und Bedienten in meinem Vaterhause, meistens Käthnersöhne von den Gütern — die, wie du weißt, mein Vater wieder gekauft hat —, erzählten von dir, wie du die wildesten Pferde zugeritten, einen rasend gewordenen Stier bei den Hörnern gepackt und in den Stall geführt, wie du deine Feinde zerbläut und Denen, die dir einen Dienst geleistet, dich dankbar erwiesen hast. Als der selige Herr Candidat Wels,

mein in Gott ruhender Lehrer, mir von Alexander und Bucephalus erzählte, nahm das Phantasiebild des künftigen Eroberers von Indien deine Züge an. Ich könnte den Cid Campeador nur mit deinem Gesicht malen, wenn ich überhaupt malen könnte, und nur weil ich in deine Nähe kommen und eine Zeitlang mit dir leben wollte, bestand ich darauf, mein Jahr als Husar und zwar hier zu dienen. Großmama trug mir auf, da ich jetzt nach dem Tode meines Vaters das Haupt der Familie sei, es dir an nichts fehlen zu lassen, damit Geldmangel dich nicht zum Verbrecher mache und meinte dann, daß unsere Lebenswege und Erziehung zu verschieden seien, als daß du mir gefährlich werden könntest. Sie würde einen gewaltigen Schreck bekommen, wüßte sie, daß mein erster Weg, als ich hier angekommen, in dein Quartier gewesen."

„Du hast meinetwegen nicht nöthig, noch einmal dich dahin zu bemühen", erwiderte Heiking trocken. „Du sollst erfahren, wenn du es noch nicht weißt, daß ich mich nie bemüht habe, meiner vornehmen Sippschaft näher zu treten."

Dubois lachte.

„Ich werde aber meinetwegen zu dir kommen",

sagte er mit wirklicher Freundlichkeit, „ich habe nun einmal Wohlgefallen an deiner Art und Weise. Wir hatten zu Hause einen Bastard von Hund und Wolf, ein großes riesiges Thier, das einen Ochsen zerreißen konnte; aber der Hund lag an der Kette und war mein bester treuester Spielkamerad, nimm es mir nicht übel, du erinnerst mich an den seligen Odin, du liegst auch an der Kette militärischer Disciplin, doch theile ich sie jetzt mit dir und wir Beide sind ziemlich zahm und ungefährlich. Komm mit mir, trink eine Flasche Champagner in meiner Stube."

„Nein", sagte Heiking, „ich muß in meine Kneipe, zu einem Weibe, das sich todt weint, wenn ich nicht zur rechten Zeit komme. Gehe in gute Gesellschaft, Benno, und vergiß den Bastardbruder deiner Mutter für ein paar Stunden, um ein feiner Mann zu sein."

Sie standen vor Bergenau's Thür, wohin sie nach einem ziemlich weiten Spaziergange gekommen waren, und Benno Dubois ging nach einem vornehmen Stadtviertel, während Leo in das Schenklocal trat, wo Nanni weinend bei einem Kaminfeuer saß, denn es war, seit Heiking den

Kirchhof verlassen, nicht nur dunkel, sondern auch unangenehm kalt geworden.

Heiking haßte wie alle kräftigen Männer Weiberthränen, er fürchtete sie sogar, wenn man überhaupt das Wort „fürchten" auf die Gemüthsbewegungen eines Menschen anwenden kann, der bei dem Bewußtsein eigener großer Kraft selten an die Möglichkeit des Mislingens denkt, keinen besondern Werth auf das Leben legt und von der Meinung Anderer über ihn sich gänzlich unabhängig gemacht hat.

Die Thränen eines Weibes waren ihm unangenehm, weil er keine Waffe gegen dieselben kannte, harte und gütige Worte ließen sie gewöhnlich noch stärker fließen und das süße Schmeicheln anderer Männer, das so leicht der Thränenflut eines Weibes ein Damm entgegenstellt, war ihm ungeläufig, unnatürlich, hatte es doch keine liebende Mutter dem Knaben gelehrt. Im Besitz dieser Kunst wäre Heiking ein Don Juan gewesen, dessen Netzen die meisten, auch die gebildetern Weiber erlegen, jetzt war er weit weniger gefährlich und stand Nanni gegenüber ziemlich verlegen neben dem Stuhle, auf welchem Bergenau tiefathmend und unruhig schlief.

Endlich, als die verhaßten Thränen gar nicht zu fließen aufhören wollten, sagte er verdrießlich: „Willst du mit mir reden, Nanni, oder soll ich gehen, bis du in besserer Laune bist?"

„Geh!" entgegnete sie leise, „was hilft es mir, wenn du auf Minuten und zu einer Zeit kommst, wo das Zimmer voll Leute ist und der Trunkenbold hier erwacht, um mir von neuem das Leben zu verbittern."

„Er schläft fest wie ein Todter", sagte Heiking, „den weckt es nicht auf, wenn du mir ein freundlich Wort sagst."

Sie blickte rasch empor.

„Er hat eine zähe Natur", flüsterte sie leise und mit einem ingrimmigen Ton, „ich glaube er könnte geschmolzenes Blei trinken und es würde ihn nur in Schlaf wiegen."

„Es ist ein Kerl von Eisen", sagte Heiking, einen langen Blick auf den Schläfer werfend, eine Natur wie die meinige; ich möchte ihn wol gekannt haben als er jung und nüchtern war, er muß ein schöner Mensch gewesen sein."

„Bildschön", entgegnete Nanni rasch, „ich kenne ihn solange als der Junge lebt. Das

war ein schönes Paar, die Leute blieben auf der Straße stehen, um ihnen nachzusehen."

„Wem? Er ist doch nur einer", lachte Heiking, „jetzt höchstens ein Paar Hosen und ein Paar Stiefeln. Ah, er und seine Frau, die Prinzessin, die dir soviel Geld schickt?"

„Ja die! Ich ernähre damit den Menschen und die Kinder. Ich wollte er wäre todt, aber der stirbt so leicht nicht, das Gott erbarme."

„Na, laß ihn leben, Nanni, ich habe dich doppelt lieb, weil du den Säufer geheirathet, um uns das Nothwendigste in der Welt zu sichern, und stürbe er jetzt und dieser Laden hier ernährte dich und mich, ich heirathete dich gewiß."

Sie war hinter ihrem Schenktisch hervorgetreten und lehnte sich auf seine Schulter.

„Thätest du das, Leo?" flüsterte sie, „ich kann noch immer nicht daran glauben. Siehe, ich habe an die Zukunft gedacht seit langer Zeit schon. Ich habe mir etwas auf die Seite gebracht, er — sie deutete mit dem Finger auf den Schläfer — hat hundertmal gesagt, die Kinder sollen, auch wenn er stirbt, nicht zu der Mutter, die sie um Geld und Gut verlassen, und diese Kinder, so wie sie sind, immer nur arbeitend und

ohne ein Vergnügen, die gehen auch nicht zu ihr, die bleiben, wenn der Vater es will, bei mir und wir können von Dem, was sie schickt, angenehm leben im schönen Wien oder sonst wo, wo es dir und mir gefällt. Wenn er nur stürbe, der Trunkenbold und du nur Wort hieltest —" setzte sie zweifelnd und plötzlich entmuthigt hinzu.

„Nun ich halte Wort, Nanni, schon um des kleinen Mädchens willen, das ja doch wol mein Kind ist; aber der lebt mit uns um die Wette. Ich kannte schon mehr als einen alten Säufer, den der Tod vergessen zu haben schien."

Sie warf einen Blick auf den Schläfer, der wunderlich, ja grausig erscheinen mußte, wenn man das vorherige Gespräch in Erwägung zog. Es lag eine solche Gewißheit in demselben, ein so eigenthümlicher Triumph.

Heiking lächelte darüber, ein Wort dachte er, noch dazu ein Wort zu einem Weibe gesprochen, ist noch keine Kette und sie nimmt mein Versprechen wie ein Evangelium, es sind doch einfältige Creaturen, die Frauenzimmer.

In diesem Augenblick erschienen andere Trinkgäste und nach etwa einer Viertelstunde erwachte Bergenau. Nanni beeilte sich, ihn zuerst zu be-

dienen und sein Glas aus mehren hochstehenden Flaschen zu füllen, es war die Spritflasche darunter und das Maß, das sie ihm davon gab, war nicht unbedeutend.

Oben in ihrem kleinen Stübchen saß indeß Gertrud und entkleidete das Schwesterchen zur Nacht. Sie selbst hatte einen warmen Rock angezogen, denn es war ziemlich kalt und sie verschob es noch immer, Feuer im Ofen anzumachen, weil sie das erste lustige Prasseln und Knistern der Flammen so gern mit Eduard genießen mochte.

So schön der Morgen, so goldig klar, und ein solcher Abend muß darauf folgen, dachte das junge Mädchen. Ach, ist das nicht wie im Leben mancher Menschen, wie im Leben meines armen Vaters zum Beispiel. Armer, unglücklicher, schuldiger Vater, welche Jammerstunden muß die Zeit enthalten, in der er sein volles Bewußtsein hat! Gott, mein Gott, der du die Weltbälle in ihren ewigen Bahnen erhältst, warum lässest du ein Menschenherz so irre gehen? Sein Leben, das zu so vielem Schönen und Guten geschickt war, verrinnt jetzt, wie ein prächtiger Strom, der keinen Abfluß findet, in einem abscheulichen Sumpf. Wie bald, und er wird sterben, es werden nicht mehr

viele Jahre verfließen, bis Eduard sein Grab so besuchen kann wie heute der fremde junge Mann das seiner Verwandten. Wie muß das sein, wenn man neben einem solchen Grabe mit dem beseligenden Gefühle stehen kann, daß Die, welche darunter schlafen, uns, den Nachkommen, ein Beispiel in allem Guten gegeben, wenn wir stolz daran denken können, von Menschen abzustammen, deren guter Namen ihr Leben überdauerte, die Thaten ausgeführt, welche der Menschheit noch zum Nutzen oder zur Ehre, oder zur Freude gereichen, nachdem sie selbst Asche geworden sind. O, ich kann den Adelstolz begreifen, es muß ein beglückendes Gefühl sein, von Menschen abzustammen, die schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden der Menschheit als ein Beispiel vorleuchteten. Wer nur der junge Herr gewesen sein mag, der heute in die Gruft seiner Vorfahren hinabstieg. Ein Dubois, das ist gewiß, ich habe den Namen auf dem Gewölbe hundert und hundertmal gelesen. Er sah recht schön und edel aus und grüßte so freundlich und respectvoll als ob ich eine rechte Dame wäre. Gott! wenn dieser Mensch, dieser Heiking, ihm sagen wird, daß mein Vater — Gertrud konnte sich nicht helfen, neben dem Bette

des Schwesterchens fing sie bitterlich zu weinen an und erst als Eduard's Schritte auf der Treppe vernehmlich wurden, raffte sie sich empor und versuchte eine Arbeit zur Hand zu nehmen und die Spuren der glühenden Thränen aus ihren Augen zu vertilgen. Des Bruders scharfes Auge ließ sich aber nicht täuschen, er schalt, er fragte, er drang mit tausend liebevollen Worten in sie und so gestand sie ihm endlich, wie es schon lange ihr tiefster Kummer sei, gleichsam gezeichnet dazustehen als die Tochter eines Vaters, der sich um seine bürgerliche Ehre gebracht, einer Mutter, die ihre Kinder verlassen und vergessen.

Eduard war sehr ernst geworden, es zuckte um seinen Mund, er ging ein paarmal im Zimmer auf und in seinen Augen schien eine Flamme zu sprühen.

„Wir haben uns unsere Eltern nicht ausgesucht", sagte er endlich mit festem Tone der Stimme, „wir sind auch vor Gott und Menschen für sie nicht verantwortlich. Gertrud, weine nicht, lege auch nicht mit so verzweifelt resignirtem Ausdruck deine armen Hände in den Schoos, hebe immer deine schönen lieben Augen zum Himmel und blicke dreist und frei in die Welt. Wir,

Bergenau's Kinder, haben das Unglück unsers jungen Lebens nicht verschuldet, wir haben es bis zu dieser Stunde mit Geduld, mit Muth und ich denke auch mit Menschenwürde ertragen. Wie, Gertrud, hast du nicht gearbeitet, daß deine kleinen Hände oft bluteten, um die Stelle der Mutter zu ersetzen? Habe ich, ein ausgewiesener Schüler, nicht etwas Tüchtiges gelernt? Haben wir es nöthig gehabt andern Menschen zur Last zu fallen, zu betteln, zu borgen, zu stehlen? Bestehen wir nicht seit unserer frühesten Kindheit durch eigene Kraft und eigenen Fleiß? Nein, du brauchst dich nicht zu schämen, Gertrud, gewiß nicht; ich denke im Gegentheil du und ich, wir können stolz sein auf Das, was wir bereits geleistet. Die Fehler der Eltern, wenn sie uns ein Sporn wurden Gutes zu thun und was Rechtes zu leisten, müssen uns sogar erhöhen, zur Ehre gereichen! Es ist nicht so schwer, gut zu sein, wenn man immer nur Gutes vor sich sieht."

Gertrud schüttelte leise das Köpfchen.

„Du verstehst mich nicht, Eduard", sagte sie sanft, „ich denke weniger an die Welt, an mich und dich, als du mir das auseinandersetzest. Ich bedaure uns, ich bedaure den Vater, ich bedaure

die Mutter und gewissermaßen auch die Welt, wegen dessen, was sie an unserm Vater verlor, als er sich selbst aufgab, und es kommt mir vor, als hätten wir beide, du und ich, eine große Schuld an die Menschheit zu bezahlen, all das Gute nämlich, das unser Vater und unsere Mutter zu thun unterlassen."

Eduard blickte der Schwester lange in die Augen. „Das haben wir auch, Gertrud", sagte er mit einem tiefen Athemzuge, dann aber schlang er seinen Arm um ihre feine Taille und führte sie an das Fenster, durch das in der Klarheit des ersten frühen Frostes die Sterne auf sie niederblickten. „In eurer Gegenwart, ihr fernen goldenen Lichter, ihr der Erde fremden Zeugen von der Schönheit und Erhabenheit Gottes, schwöre ich, die Schuld meiner Eltern zu zahlen mit jedem Tropfen meines Herzblutes, wenn es sein muß, mit jedem Gedanken meiner Seele, jeder Regung meines Herzens. Ich will nicht nur für mich selbst ein tüchtiger, ein rechter Mann werden, sondern ich will es zum Glück der Menschheit, zum Heile Anderer, zur Bezahlung der Schuld meines armen Vaters."

Thränen waren in des Jünglings Augen ge-

stiegen, solche Thränen, wie sie das Menschenherz nur in seltenen, erhabenen Momenten vergießt.

Gertrud lehnte den Kopf an seine Brust und fühlte ihre Seele schwellen in seliger Freude über den Besitz ihres Bruders.

Elftes Capitel.

In dieser Nacht mischte sich, zum erstenmal im Leben des jungen Mädchens, eine fremde Gestalt in ihre Träume, die des jungen Mannes, der gestern das Grab seiner Mutter besucht hatte. Auch beim Erwachen gedachte sie seiner mit eigenthümlicher Theilnahme. Er hatte traurig ausgesehen und sein Blick war ihr wie umdüstert erschienen. Er hatte seine Mutter im Himmel, der Tod hatte ihn von der Theuren getrennt. Gertrud und ihre Mutter trennte das Leben, sie war fern, und wenn sie ihrer Kinder früher gedacht hatte, jetzt besaß sie vielleicht schon andere, die ihre Zeit, ihre Thatkraft, ihre volle Liebe in Anspruch nahmen. Der Jüngling mit den dunkeln, schönen und traurigen Augen konnte seine Mutter im Himmel suchen, wo sie von allen Erdensorgen

und Erdenmängeln befreit und doch durch die ewigen Bande der Liebe, mit dem Sohne vereint war. Gertruds Mutter hatte selbst das Liebesband, das Mutter und Kind aneinander knüpft, zerrissen. O, das war traurig, trauriger als der Tod!

Eduard war wieder an seiner Arbeit, Gertruds Herz war voller als je von Schmerz und Bangen, sie hätte ihn so gern geküßt, so gern seine Hand an ihr Herz gedrückt, die liebe Hand, die einzige in der Welt, die sich erheben würde, sie zu schützen und zu stützen, was immer für Leid und Kränkung über sie kommen möge. Gertrud hatte den Vater seit Tagen nicht gesehen. Er war stets in der Schenkstube, oder schlief und Nanni mochte es nicht gern leiden, wenn Gertrud in der Morgenstunde, wo der Vater zwar matt und hinfällig aber doch bei Besinnung war, hinunter kam. Abends war das Local mit mancherlei häßlichen Leuten gefüllt, vor denen Gertrud sich fürchtete, außerdem schlief dann der Vater, oder tobte und lallte. Ich muß aber doch einmal nach ihm sehen, dachte das Mädchen, als sie das Kind gebadet und angekleidet hatte, das nun spielend am Boden saß. Ich will hinuntergehen, jetzt gleich, jetzt ist er

noch nüchtern, und so stieg sie mit ihrem ruhigen, geräuschlosen Schritt die Treppe hinab. Schon in der Vorflur hörte sie den Vater laut stöhnen. Sie drückte eilig die Thür auf und stand vor ihm, der sich ganz allein in dem Raume befand. Er lag halb ausgestreckt auf dem Lehnstuhle und sein Gesicht sah fahlbleich aus, seine Augen waren mit Blut unterlaufen.

Das Herz der Tochter schwoll über in unaussprechlichem Mitleid, beim Anblick der Jammergestalt. Sie trat zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Sterben, sterben, allein und verlassen", murmelte er, „sterben, ohne das eine einzige Thräne auf meinen Sarg fließen wird, sterben unter solchen Qualen. Ach!"

„Du bist nicht allein, Vater", sagte Gertrud sich über ihn beugend.

Er blickte sie lange mit stieren, verglasten Augen an, dann stieg eine eigenthümliche Röthe in sein Gesicht. „Jone", sagte er leise und zitternd, „Jone, kommt dein verklärter Geist, mir vergebend, mich abzuholen?"

„Ich bins, Vater", entgegnete das Mädchen, „deine Gertrud!"

„Du! Du bist Gertrud", rief er, sich das Haar aus der Stirn streichend und seine Gestalt kräftig emporrichtend — „unmöglich, ganz unmöglich, diese große, schöne, stolze Jungfrau sollte sich aus dem blassen, zitternden Kinde entwickelt haben, unmöglich, unmöglich!"

Sie war vor ihm niedergekniet und lehnte ihren Kopf an sein Herz. „Erkenne mich, Vater", flüsterte sie mit ihrer süßen Stimme, „erkenne mich und küsse mich und segne deine Tochter, die einst dein Liebling war, und die keine deiner Liebkosungen, kein freundliches Wort von dir vergessen hat. O, könnt ich dich doch nur einmal, ein einzig mal auf deiner Geige spielen hören, nur einmal noch dich heiter und kräftig sehen, wie ich dich als kleines Kind täglich sah."

Er schüttelte schmerzlich das Haupt. „Bring mir die Geige, Gertrud", sagte er heiser, „ich will versuchen, ob sie meinem verbrannten Herzen, meinen gekrümmten Fingern, noch Antwort gibt, wenn ich sie frage."

Die Geige lag, Gertrud wußte dies, in ihrem feinen Futteral auf einem Schrank, in dem Zimmer, wo Bergenau schlief. Gertrud sprang dort hin und ergriff, ohne sich umzusehen, das Instru-

ment; erst als sie das Zimmer verlassen wollte, erblickte sie Nanni, die an einem Tisch stehend, Branntwein aus mehren Flaschen in eine mischte. Es schien ihr seltsam, daß sie sich dazu diesen Raum erwählt hatte, aber nur mit dem Gedanken an den Vater erfüllt, achtete sie nicht weiter darauf, sondern eilte zum Vater zurück, der den Geigenkasten aus ihren Händen nahm, und mit irrem Blick sagte: „Du willst es, Jone, so will ich denn den Augenblick der letzten Angst nicht scheuen.“

Er stand vom Stuhle auf, blickte wild um sich, glitt mit der Hand an dem Halse des Instruments einen Augenblick auf und nieder und spielte dann einen Choral, jene wunderbare, uns allen bekannte Melodie:

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht ꝛc.

Er spielte sie zweistimmig in ihrer ganzen erhabenen Einfachheit und es schien, als ob er den Tönen, die er selbst hervorrief, mit tiefster Aufmerksamkeit horche. Nachdem er die Melodie zweimal durchgespielt, entsank das Instrument seinen Händen und er selbst in den Stuhl zurücktaumelnd, sagte mit der Betonung eines Knaben,

der ein auswendig gelerntes Schulpensum für sich wiederholt:

Mich dünkt, schon lieg' ich kraftlos da,
Dem letzten Augenblicke nah',
Von höchster Herzensangst befallen.
Der Sinne Kräfte lassen nach,
Gehör und Augen werden schwach,
Und kaum kann noch die Zunge lallen.
Doch des Gewissens Stimme spricht
Noch laut genug: „Gott hält Gericht!"

Ein Schauder schien dabei eiskalt durch die Gebeine des unglücklichen Mannes zu rieseln, er hielt die Hände vor die Augen und wand sich wie ein Wurm, in seinem Sessel.

„Vater, lieber Vater, lieber, lieber, guter Vater", sagte Gertrud voll innigster mitleidsvoller Liebe, erhole dich, fasse dich, lege deinen Kopf an deiner Tochter Herz und denke nicht an das, was dich quält und drückt. Ich bin es ja, dein Lieblingskind, deine Puppe, deine Gertrud, und ich habe dich von Herzen, von ganzem Herzen lieb."

„Verfluche mein Andenken nicht, mein Kind", entgegnete Bergenau, jetzt bei völliger Besinnung und die Tochter mit einem Blick der Liebe betrachtend. „Du erinnerst dich all der guten und

freundlichen Worte, die meine Liebe für dich hatte, als du noch ein kleines Kind warst. Jetzt bist du eine schöne, stattliche Jungfrau, fast schöner noch als deine Mutter, und du wirst alle meine Lieblosigkeit, meine Laster, meinen Leichtsinn ebenso gut in deinem Gedächtniß haben, als die wenigen liebreichen Regungen, die ich dir in der Kindheit zeigte. Güte und Verstand sprechen aus deinen schönen Zügen, armes verlassenes, verrathenes Mädchen. Bleib gut, bleib gut, trotz deines lasterhaften Vaters, trotz der Mutter, die dich verließ. Ich werde im Säuferwahnsinn sterben. Bald vielleicht, bald hoffentlich, Gertrud, verfluche mich nicht, wenn ich rase und tobe; es ist nicht meine Seele, die aus mir dann spricht, es ist der Teufel, der glühend in der Flasche wohnt und dem, der ihm einmal verfallen, wieder und wieder die Krallen ins Herz schlägt. Der Sohn des Säufers müßte naturgemäß ein Dieb, seine Tochter eine Landläuferin sein. Meine Kinder sind begabte, edelherzige Menschen, der weiseste Vater, die sorgsamste Mutter könnten stolz auf sie sein — ich weiß, o, ich weiß alles, mehr als sie denkt, diese Furie, an die ich mich verkauft habe. Gertrud, bezahle die Nanni, wenn ich

einmal sterbe, sie soll meinen Namen nicht führen, sie soll, dies Teufelsweib, sich nicht rühmen können, mich seit Jahren ernährt zu haben, bezahle sie und —"

„Und das Schwesterchen, Vater, die kleine, liebe Leonie, das Kind können wir ja nie verlassen, sorge dafür, daß es bei uns bleiben darf, was auch künftig aus Nanni werden mag, mache, daß das Kind unter meiner Obhut bleibt, gewiß, gewiß, ich werde der Kleinen eine rechte, treue Mutter sein."

„Ich will das, ich werde das", entgegnete Bergenau, „wenn das Gesetz nur irgend es möglich sein läßt, behältst du das kleine Mädchen, meine herzliebe Tochter."

„Segne mich, Vater", flüsterte Gertrud, „segne mich jetzt, daß dein Segen mir Kraft und Ausdauer für die Zukunft gebe."

Er legte die zitternde Hand auf das schöne, gebeugte Haupt. „Bleibe gut, werde besser", sagte er mit festem Tone, „jeder von uns Menschen ist so glücklich als er tugendhaft ist, denn das Glück liegt nicht in den Verhältnissen, sondern in der eigenen Brust."

Sie küßte weinend seine Hände, sie hätte

alles Glück der Erde darum gegeben, jetzt mit ihm sterben zu dürfen, den Kopf an seine Brust gelehnt, von seinem Arm umschlungen, und wie sie so neben ihm kniete, flüsterte eine Stimme in ihrer Brust: Und hast du denn immer und zu allen Zeiten deine Pflicht gegen diesen unglücklichen, so schwer, so fürchterlich leidenden Vater gethan? War es genug, daß du seine Mishandlungen schweigend ertrugst, daß du nie ein heftiges Wort gegen ihn aussprachst und dich endlich so fern als möglich von ihm hieltest? Hättest du nicht in allen Fällen neben ihm stehen, ihn bewachen, und wenn es Noth that, pflegen und trösten müssen? — Von jetzt an, schwur sie sich leise, soll dein Krankenlager, dein Sterbebett kein einsames sein, mein Vater, ein liebendes Herz wird es treu bewachen, das Herz deiner Tochter.

Nanni's Schritt, der sich vor der Thür hören ließ, störte ihr Gelübde nicht, aber sie stand auf von den Knien und erwartete ruhig den Eintritt der Frau, die sie mit jedem Tage mehr scheute.

Am Abend dieses Tages trat Eduard früher als sonst in das Zimmer der Geschwister. Er küßte Gertrud heftig und sagte: „Ich muß mor-

gen um Mittag nach Danzig verreisen, Trudchen, ich komme in vierzehn Tagen wieder, rüste meine Wäsche und meine Kleider, hier ist ein Koffer dazu; frage mich nicht, was ich zu thun habe, ich gehe nur, um dir ein Christgeschenk zu bringen, aber bete für mich, mein trautes Herz, ich bedarf deines Gebetes und Segens mehr, als zu jeder andern Zeit meines Lebens."

„Und zum Christfest bist du wieder hier?" fragte das Mädchen mit zitternder Stimme. „In vierzehn Tagen, mein Herz, und dann bringe ich dir das Christgeschenk, was dich auf der Welt am meisten erfreuen wird."

„Die Mutter!" rief Gertrud mit bebender Stimme.

Er küßte ihre Augen und sagte leise: „Also die wäre dir das Beste und Liebste auf der Welt?"

„Nach dir, erst nach dir, Eduard, Geschwister, die wie wir, alle Leiden und Freuden ihres Lebens getheilt haben, die verbindet das festeste aller Familienbänder in der Welt."

„Es soll noch ein festeres, ein innigeres geben, Gertrud", entgegnete der Jüngling, aber ob das sich für uns finden wird, das weiß ich nicht."

„Ich, Eduard“, sagte die Schwester, „weiß ganz gewiß, daß ich keinen Mann lieben könnte, der mich von dir trennte.“

„Wer weiß, Gertrud, über Gefühle, die man nicht kennt, soll man nicht urtheilen“, entgegnete der Bruder, „ich kann denken und ahnen, daß ich eine Geliebte mehr noch als dich lieben könnte, heißer wenigstens“, setzte er dann sich verbessernd hinzu, und sah vor sich nieder.

„Wirklich?“ entgegnete sie mit naiver Verwunderung, „ach, wie würde ich die auch lieben. Das wäre ja dann meine Schwester und es muß hübsch sein, eine Schwester zu haben, die dich ebenso liebt wie ich.“

Eduard küßte sie innig und fragte: „Würdest du dann aber nicht eifersüchtig sein auf eine Geliebte, mein herziges Schwesterchen?“

„O, pfui! Eduard, eifersüchtig? Nein, nein! Wie könnte ich das werden, je mehr sie dich liebte, desto lieber würde sie mir sein.“

„Und wenn sie mich nicht liebte?“

„Ach, daran ist gar nicht zu denken; da, sieh in den Spiegel, Bruderherz! Dich, den besten, hübschesten und klügsten Jungen, liebt jedes Mädchen auf der Welt, das kannst du mir glauben.“

Während dieses Gesprächs, das allmälig aus Ernst in heitern Scherz überging, war Gertrud nicht müßig gewesen. Sie hatte Eduard's sämmtliche Kleidungsstücke geordnet und packte sie in den Koffer, und dann fragte sie, sich rasch nach ihm hinwendend: „Willst du nicht dem lieben Doctor Salomon und seiner Familie und deinem Freunde Tom Smith Adieu sagen, Eduard?"

„Das ist schon geschehen, Schwesterchen", antwortete er und erröthete sichtbar, „du bist lange, lange nicht bei Frau Deborah gewesen."

„Kann ich denn von dem Kinde, Eduard? wie geht es aber der lieben Rahel?"

„Wie es den Engeln immer auf Erden geht, Gertrud, sie hat Kummer und Leiden, ich wollte es dir schon früher sagen, der Familie droht der Verlust ihres ganzen Vermögens. Vielleicht werden sie nach England reisen, schon in wenigen Tagen, Tom Smith wird sie dann begleiten. Er ist viel beim Doctor Salomon. Rahel läßt dich auch herzlich bitten, morgen, wenn ich fort sein werde, zu ihr zu kommen und wäre es auch nur auf eine halbe Stunde."

„Das werde ich gern thun — aber, Eduard, mein Bruder, was wird aus dir, wenn du die

Arbeit bei Tom Smith verlierst? O, Gott! o, Gott! Das ist eine sehr traurige Nachricht."

„Beruhige dich deshalb, mein Herz", entgegnete er heiter, „ich behalte von ihm Arbeit, auf lange, lange Zeit, und ein jeglicher Tag soll seine eigne Plage haben."

Gertrud wäre unter andern Bedingungen keineswegs ruhig gewesen, sie war viel zu sehr Weib, um nicht zu erzittern bei dem Gedanken an Mangel und Unthätigkeit für den Bruder, jetzt aber nahmen so vielerlei Einzelnheiten ihre Gedanken in Anspruch. Eduard's Reise zu einem Zweck, den er ihr verschwieg, die Verhältnisse der ihr so theuern jüdischen Familie, Nanni's Seltsamkeit, die ihr heute recht eigentlich wie das böse Gewissen vorgekommen; auch — sie konnte sich das nicht verbergen, die Erinnerung an den fremden, jungen Mann, der so gut und lieb ausgesehen und Eduard's Worte, über die Möglichkeit einer andern als der geschwisterlichen Liebe. Ob ich ihn wol lieben könnte, so lieben wie Eduard meint? fragte sie sich selbst ein paar mal des Abends. Als sie sich entkleidet hatte und im Bette das weiße Nachthäubchen unter dem rosigen Kinn zuband, stand das Gesicht des jungen Freiwilli-

gen, der vom Grabe seiner Mutter kam, so lebhaft vor ihren Augen, daß es ihr eine Auffoderung schien, ihn in ihr Nachtgebet einzuschließen. Wer weiß, sagte sie sich leise, ob er Jemanden hat, der für ihn betet, er sieht aus, als ob er auch manche Schmerzen im Leben schon kennen gelernt hätte.

Der Abschied der Geschwister war schmerzlich. Es war ihre erste Trennung voneinander und obgleich sie nur kurze Zeit währen sollte, so ging sie ihnen doch zu Herzen. Als Gertrud weinend am Halse des Bruders hing, da wäre ihm sein Geheimniß beinahe entschlüpft. Wie würde es das arme Mädchen trösten, dachte er, wenn sie wüßte, daß ich nur von ihr gehe, um den Fuß fest in einen schönen Lebensberuf zu setzen, der mir und ihr das tägliche Brot geben soll, aber er schwieg doch. Jetzt noch nicht, jetzt nicht, sagte er beinahe laut, sie soll sich nicht ängstigen wegen eines möglichen Mislingens und soll vor dem Vollbrachten mit ihrem erstaunten, glücklichen Gesichtchen stehen, wie ich es mir so oft geträumt habe, ich gäbe ihr jetzt ja nur statt ungetrübter Freuden, Sorge und Unruhe. So bezwang er sein Herz, ging fort und saß bald auf dem Post-

wagen, der ihn in die rauhe, winterliche Nacht hineinführte.

Gertrud theilte das Loos aller Zurückbleibenden. Das Weh des Abschieds überschlich ihr Herz und ließ es schauern und beben. — Sie hatte sich seit jenem Morgen, wo sie mit dem Vater so lange und so innig gesprochen, vorgenommen, täglich mehre mal zu ihm zu gehen, nach ihm zu sehen und womöglich zu versuchen, ob sie ihn vom Trinken abhalten könne. Diesen Vorsatz heute auszuführen war ihr aber unmöglich.

Unten im Schenkzimmer tobte wüster Lärm, der Abschied betrübte sie und raubte ihr die Kraft, die wie sie wußte, nothwendig war zu der Scene die ihr bevorstand, wenn sie hinabging, zudem war das Kind unruhig und nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Abend verging, ohne daß sie sich um ihren Vater bemühen konnte.

Am folgenden Morgen als sie zu ihm kam, hatte Nanni ihn bereits so reichlich mit Branntwein versehen, daß er sich kräftig fühlte und eine nicht geringe Unzufriedenheit äußerte, über ihr ungerufenes Erscheinen. Leise schlich sie hinweg, und kam wieder und wieder hinab, aber immer nur um zu sehen, wie der Rausch zunahm. Zart

und eingeschüchtert durch Mishandlungen in der Kindheit, wie Gertrud es war, hatte sie nicht den Muth, auch nur ein Wort zu sagen, was den Vater an sein Laster erinnern konnte. Am nächsten Abend trat sie eben in das Schenkzimmer als Nanni mit Bergenau allein, diesem ein großes Glas Branntwein reichte, dessen Duft schon hinreichte um eine fein organisirte Natur zu betäuben. Sie hatte sich bei ihrem Morgengebet geschworen, heute den Versuch zu machen, ihren unglücklichen Vater vor dem Verderben zu warnen, und so legte sie mit einem Heldenmuth, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, die kleine, feine Hand auf den Arm Bergenau's und sich zitternd zu ihm beugend, sagte sie kaum hörbar: „Vater, lieber Vater, um deiner Gertrud willen trinke das nicht, es ist dir so schädlich."

Bergenau's guter Engel war es, der in der Gestalt seines Lieblingskindes zu ihm trat und wie ein solcher würde die schöne, jugendliche, zarte Jungfrau jedem Auge erschienen sein, das sie in der wüsten Umgebung erblickt hätte. Der edelste Wille lag erkennbar ausgeprägt in den zarten Zügen, jener Wille, der die Märtyrer jedes Glaubens den Scheiterhaufen besteigen ließ. Es ge-

hörte für Bergenau's Tochter ein Grad von Kraftaufwand zu diesem Schritt, den sie vielleicht nicht gebraucht hätte, um ihr Haupt unter das Henkerbeil zu legen, und er blieb wenigstens nicht ganz ohne Erfolg, denn zitternd und mit einem heftigen Aufschrei ließ Nanni das Glas fallen, das Getränk floß über die Metallplatte und sickerte zum Theil durch die feinen Löcher desselben in das Gefäß, was zum Auffangen des überfließenden Branntweins bestimmt ist, zum Theil floß es rasch auf den mit Sand bestreuten Fußboden. Bergenau aber, bereits in jenem Zustande der Trunkenheit, wo eine Flaumfeder seine Stimmung zur Wuth steigern konnte, erhob die schwere Hand und ließ sie zur Faust geballt so hart auf den Kopf Gertrud's fallen, daß das junge Mädchen in die Knie sank und umgefallen wäre, wenn nicht Heiking, der eben in das Zimmer trat, sie festgehalten und auf einen Stuhl, mehr getragen als geführt hätte.

„Nun, was gibt es hier, und was machen Sie hier unten, Fräulein?" fragte er mit einem raschen Blick durch das Zimmer, bei dem sein Auge es flüchtig bemerkte, daß Nanni trotz der Verwirrung des Moments den Zinnkasten auf

dem Schenktische sehr eifrig abwischte und das Getränk aus demselben in den Spülichteimer goß, der hinter dem Schenktische neben ihrem Stuhle stand. Es verursachte dies eine jener Gedankenwendungen im Kopfe des Husaren, von denen wir uns selbst keine Rechenschaft geben können. Was Teufel muß die für Zeug in ihren Branntwein geschüttet haben, daß sie ihn selbst weggießt, dachte er, obgleich das schöne, junge Mädchen, das mit dem blutenden Köpfchen an seiner breiten Brust lag, eigentlich alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

„Gehen Sie hinauf, Fräulein, gehen Sie in Ihr eigenes Zimmer“, sagte er in seinem freundlichsten und ehrerbietigsten Tone zu Gertrud, die ihm aufrichtiges Mitleid einflößte, und dann sich ärgerlich an Nanni wendend, setzte er hinzu: „Und Sie, Madam, sollten auch dafür sorgen, daß Ihre Stieftochter, die so gut als schön ist, hier nicht geschlagen wird, von einem Trunkenbold, in dessen Gesellschaft es keinem ehrlichen Kerl wohl werden kann.“

„Was? was?“ schrie Bergenau, „ein Trunkenbold? Ich ein Trunkenbold? Und das sagt man mir in meinen eigenen vier Pfählen, in

meinem eigenen Hause — Schlosse — denn sein Haus ist sein Kastell, sagt der Engländer, der — der Hundsfott, der — das soll er büßen, der — — Er sprang auf; jetzt ging er festen Fußes ohne zu taumeln, seine Augen waren zwar starr aber glänzend und so schritt er auf Heiking zu, der ihn lachend erwartete und mit einem leichten Stoße auf die Seite schieben wollte. Aber der Husar hatte sich in der Kraft des Angetrunkenen getäuscht. Bergenau stand fest wie eine Säule, und gab seinem höhnenden Widersacher einen Schlag, so wohlgezielt, so nachhaltig und gründlich, daß Heiking einen Augenblick betäubt erschien. Nanni sprang schreiend dazwischen und eine Scene der wildesten Verwirrung entspann sich, bei der Heiking nur bemüht war, die zitternde Gertrud mit seinem eigenen Körper zu decken und sie endlich ganz aus dem Zimmer zu führen.

Bergenau's Kraft hielt nur wenige Minuten Stand. Nanni's Wuth dagegen erschien fast unerschöpflich. Während der Betrunkene matt und lallend zusammensank, raste das Weib in furchtbarster Wildheit gegen den wirklich erschreckten Heiking, der verwundert anfangs durchaus nicht begriff, was sie von ihm wolle, bis er endlich

dahinter kam, daß eine tolle Eifersucht wegen des Schutzes, den er dem jungen Mädchen angedeihen lassen, sich ihres Hirns vollständig bemächtigt hatte.

„Also ich sollte das schöne, junge Kind wol von dem Tollen da todtschlagen lassen?" sagte er endlich, als er einen Augenblick zu Worte kommen konnte. „Nannerl, das kann doch dein Ernst nicht sein?"

„Und mich, mich ließest du stehen", schrie sie unter wildem Schluchzen — „mich, die ich mein Leben und meine Seligkeit für dich hingegeben, ich könnte vor deinen Augen sterben und verderben."

„Sei kein Kind, Nanni", sagte er begütigend, „ich dächte, du verständest selbst gut genug mit dem trunkenen Klotze umzugehen und kannst dich auch selbst, wenn es Noth thut mit Zunge und Faust, mit Schreien und Kratzen gründlich vertheidigen. Sie ist ein junges, feines, ängstliches Ding."

„Und warum ist sie das", rief das erbitterte Weib, „weil ich für sie arbeitete, weil ich mich hier bei diesem Trunkenbold aufopferte und sie die Prinzessin spielen lasse. Was thut sie, wäh-

rend ich Tag aus Tag ein mich quäle? Sieh ihre Puppenhändchen und meine Hand, die von der Arbeit gesprungen und geschwollen ist. Sie sitzt in ihrer Stube wie in einer Schachtel und spielt mit dem Kinde und näht sich höchstens ihren Putz, und ich arbeite und wirthschafte für diese ganze schändliche, undankbare Familie und dafür läßt du, auch du noch mich ihretwegen im Stiche."

Sie weinte heftig, fast krampfhaft. Heiking zog sie zu sich und beschwichtigte sie durch Liebkosungen, die sie mit wilder Glut erwiderte.

„Du mußt mich lieb haben, Leo, du mußt", sagte sie endlich ruhiger werdend, „um dich verdiene ich es, daß du mich lieb hast und mir treu bleibst."

„Der Teufel hole mich Nanni, wenn ich je eine andere heirathe als dich", sagte er, „bist du Witwe, so wirst du meine Frau, und müßten wir uns mit der Unteroffiziers Löhnung durchschlagen."

Sie zuckte bei diesem Worte fühlbar in seinen Armen zusammen und machte sich dann, da sie fremde Fußtritte hörte von ihm los, ihren Platz hinter dem Schenktische einnehmend.

Gertrud kam von da ab täglich gegen Abend in die Schenkstube. Ich kann nicht mehr als den Versuch machen ihn zu warnen oder zu zerstreuen, sagte sie sich selbst, aber komme für mich, was mag, ich will nicht nachlassen.

Nanni foderte sie jetzt bisweilen auf die Gäste zu bedienen, und sie that dies ohne Widerrede, fest hoffend eine Gelegenheit zu finden, dem Vater nützlich zu werden.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Tag nach Tag verrann dem zitternden Mädchen, schon war eine Woche von der Zeit verflossen, die Eduard als den Termin seiner Heimkehr bestimmt hatte, ohne daß ein Zeichen der Liebe oder auch nur die kleinste Freundlichkeit von Seiten des Vaters sie ermuthigt hätte.

Es war wieder Abend geworden, eine rauhe Novembernacht lag draußen und schaute mit finstern, tückischen Augen durch die unverhängten Fenster in das Schenklocal, wo Bergenau sich von neuem zum Thier erniedrigte, als Gertrud leise hineintrat. Nanni hatte eine Anzahl Flaschen neben sich, aus denen sie einen Becher für den Violinisten mischte und als Gertrud hinsah, glaubte sie ein Papier mit etwas

Pulverähnlichem gefüllt, zwischen denselben liegen zu sehen.

„Nanni, was haben Sie da, was mischen Sie meinem armen Vater in seinen Trank", sagte das junge Mädchen mit festem Tone und rasch an den Schenktisch vortretend.

Das Weib erzitterte heftig, alles Blut wich aus ihrem sonst frischen und blühenden Gesicht, sie legte die Hand rasch und unvorsichtig auf das Papier und eine größere Flasche fiel dabei um und zerschlug. Dann aber, nachdem sie das Päckchen irgend an einen Ort gesteckt, wo Gertrud es nicht erblicken konnte, fuhr sie mit der Wuth einer Furie auf das Mädchen los, schlug sie ins Gesicht und als Bergenau aus seinem lethargischen Zustande auffahrend, lallend nach dem Grunde des Lärms fragte, überhäufte sie das arme Kind mit einer Flut unsinniger und grundloser Beschuldigungen.

„Bin ich deine Frau oder bin ich es nicht, Bergenau?" schrie sie wüthend, „du leidest, daß die Kinder eines landläufigen Weibes mich, die ich für sie arbeite, für sie und für dich, beschimpfen, verspotten, beleidigen, und nicht einmal,

nicht ein einziges mal mischest du dich darein und sorgst dafür, daß mir Recht wird."

„Bitte deiner Mutter ab, Gertrud, bitte es ihr artig ab", lallte Bergenau zu dem jungen Mädchen wie zu einem kleinen Kinde in hätschelndem Tone sprechend. Die Scene wäre unaussprechlich lächerlich gewesen, wenn nicht der Zug tiefer menschlicher Erniedrigung, der hindurch ging, sie widerlich gemacht hätte.

Für Gertrud war sie entsetzlich! Ihre Nerven zuckten und bebten und ihr Herz kam auf jenen Punkt des Jammers, bei dem auch das sanfteste Geschöpf die Empörung heraufquellen fühlt."

„Diese Frau ist nicht meine Mutter und ich habe sie nicht beleidigt", sagte sie mit zitternder Stimme.

„Nicht? Nicht?" schrie Bergenau; „du höhnst mich, du widersprichst mir noch, Schlange, Rebellin, Vatermörderin! Nicht deine Mutter?"

„Laßt mich fort, laßt mich hinaus", flehte Gertrud, deren Knie zu sinken begannen, „Vater, laß mich hinaus, o Gott, Nanni, machen Sie mir Platz, damit ich an ihm vorüber zur Thür kommen kann!"

Sie stand dabei, wie in ihrer Kindheit, vor

dem wüthenden Vater mit gefalteten Händen, mit gebeugtem Haupte in sich zusammengekrümmt, ein zitterndes Bild der Verzweiflung.

„Da hörst du es nun, Bergenau, daß sie mich heute noch als Magd behandelt", schrie das erboste Weib.

Bergenau aber wüthete:

„Hinaus! Hinaus! Du sollst mir ganz hinaus, Landstreicherin! Fort, fort mit dir, verpeste nicht länger deines Vaters Haus durch deine Gegenwart!" und dabei faßte er sie an der Schulter und zog sie wüthend aus der Stube über die Flur, die Hausthür öffnend und das leicht gekleidete Mädchen in die kalte schneeige Novembernacht stoßend.

Anfangs war Gertrud wie betäubt, sie hörte wie die Thür klirrend hinter ihr ins Schloß fiel, hörte den Riegel vorschieben, hörte den sich entfernenden Tritt des Vaters, Nanni's Gelächter. Sie blieb an der Thür stehen und horchte, ihre Gedanken verwirrten sich, sie stand mehre Minuten da und fühlte endlich nichts als die Pein des Frostes.

Ich will zu Rahel gehen, zu meinen alten theuren Freunden, dachte sie; die werden mich

nicht fragen, warum ich ohne warme Kleidung auf die Straße gegangen bin, sie wissen ja Alles und haben nie gefragt.

Sie ging jetzt mit eiligen Schritten, es war Markt in der Stadt, rohes Volk drängte und stieß sich in den Straßen; wenn sie nach der Neustadt wollte, wo Doctor Salomon wohnte, mußte sie einen wüsten, verrufenen Platz passiren, Am Graben genannt. Gemeine Kneipen spien dort Abends ihre Gäste aus, und bebend, wie von den Furien verfolgt, flog das schutzlose Mädchen hier über den von hundert Füßen schon zerstampften Schnee. Sie hörte Tanzmusik wie in einem Traume, Männer von rohem Aussehen, kreischende Weiber am Arm führend, kamen ihr entgegen. Ein Betrunkener taumelte auf sie zu und versuchte sie zu küssen. Sie riß sich im wildesten Entsetzen von ihm los und sah schaudernd sich von Matrosen und andern wüstblickenden Menschen umringt, die lachend sie hetzten und nach ihr griffen, wie Knaben nach einem entflogenen Vogel.

„Zu Hülfe, zu Hülfe, aus Erbarmen zu Hülfe!" schrie sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte.

Wie durch einen Nebel sah sie dann nur noch, daß einer ihrer Peiniger niedergeschlagen wurde, daß eine kräftige, edle, ihr nicht fremde Gestalt sich schützend vor sie hinstellte und während ihre Sinne schwanden, fühlte sie sich emporgehoben und fortgetragen. Willenlos ließ sie ihr müdes, wundes Haupt auf die Schulter ihres Beschützers sinken und wußte dann nichts mehr von allen Leiden der Erde.

Wie lange dieser Zustand dauerte, hätte sie nicht angeben können, als sie wie aus einem tiefen und sanften Schlafe erwachend, sich verwundert in einem ihr völlig fremden, aber sehr schönen Zimmer erblickte. Sie lag, von dem festanliegenden Oberkleide, das wol naß geworden war, befreit, auf einem weißen, mit dem feinsten Linnen überzogenen Bett. Eine Lampe, wie eine Blume mit goldenen Blättern und Blüten von weißen Muscheln, in deren Kelchen Kerzen steckten, hing von der Decke nieder und eine kleinere von Milchglas erleuchtete den Raum mit mattem Lichte. Das Bett hatte schwarze Sammetgardinen, die zurückgeschlagen waren, und über ihre Füße hatte eine vorsorgliche Hand eine dicke, weiche rothseidene Decke gebreitet. Schuhe und Strümpfe waren ihr ausgezogen und hingen an

einem hellflammenden Kaminfeuer, das in einem schönen Ofen brannte, auf dem Kaminvorsetzer zum Trocknen. An den Wänden, die schön hochroth gemalt und mit Goldleisten verziert waren, standen Möbel von hellem Holz, Stühle und Sophas von allerhand wunderlichen Formen, mit Ueberzügen von schwarzem Sammet, Schränke mit Glasthüren, hinter denen theils Bücher in glänzenden Einbänden, theils schöne Gewehre aufbewahrt waren. Figuren von weißem Marmor standen auf Consolen an den Wänden, Gardinen von schwarzem Sammet mit goldenen Verzierungen verhüllten die großen hohen Fenster und die Bogenthüren und vor dem Kamin auf einer Matte lag das einzige lebende Wesen, ein großer schneeweißer Hund mit einem schwarzen Halsbande von feinem Eisendraht.

Als Gertrud sich regte und um sich sah, stand das schöne Thier auf, kam freundlich zu ihr und legte den schlanken Kopf auf den Bettrand mit großen braunen, treu und klug blickenden Augen ihr ins Gesicht schauend.

Wo bin ich denn? Mein Gott, wie komme ich nur hierher? fragte sie sich selbst, beinahe ganz laut. Niemand antwortete ihr. Da schoß ein

Gedanke ihr durch den Kopf, ängstigend und beglückend zugleich. Diese Räume, vom höchsten Reichthum ausgestattet, waren wol schön genug, um ihrer schönen Mutter anzugehören.

Sie sprang, wie von einer Feder geschnellt, auf und blickte in alle Ecken, um einen Gegenstand zu finden, der vielleicht dieser so lange und ach, oft so schmerzlich vermißten Mutter angehöre. Alles aber, was in den Bereich ihrer Augen kam, war eher das Eigenthum eines Herrn als einer Dame, und ein schneller Blick auf die Messingplatte am Halsbande des Hundes, der ihr Schritt für Schritt durchs Zimmer folgte, zeigte ihr den Namen: Benno Dubois.

Jetzt kehrte plötzlich die Erinnerung bei ihr zurück an die Scenen des Abends, an ihre Flucht oder vielmehr Austreibung aus dem traurigen Vaterhause, an die Beleidigungen, die sie auf der Straße erfahren und an ihren großmüthigen und kühnen Beschützer, der kein Anderer war, als der junge Husar, den sie am letzten schönen Herbsttag mit Heiking das Grabgewölbe seiner Vorfahren hatte besuchen sehen. Ein eigenthümliches Gefühl beklemmender Angst, sich in dem Hause, wahrscheinlich in dem Schlafzimmer eines ihr ganz

fremden Mannes zu befinden, bemächtigte sich ihres Herzens. Aber Gertrud, die vom Leben nichts wußte als was sie im Vaterhause erfahren, die keinen Roman gelesen und nie mit andern Mädchen ihres Alters Umgang gehabt hatte, unterdrückte es als etwas ganz Thörichtes. Würde dieser so edel aussehende Mann mich denn mit eigener Gefahr aus den Händen dieser Betrunkenen befreit haben, sagte sie zu sich selbst, wenn er nicht die Absicht gehabt, mich vor Beleidigungen zu schützen? Gertrud kannte und ahnte nicht die Existenz anderer Laster als desjenigen, was sie bei ihrem unglücklichen Vater wie eine Art von Krankheit betrachten gelernt hatte. Dieser junge Mann ist kein Trunkenbold, dachte sie, eine böse Leidenschaft kann ihn daher nicht in einen Zustand versetzen, in dem er selbst nicht weiß, was er thut. Was hätte ich also zu fürchten? Er wird mich schützen und wenn ich mich so weit erholt habe, zu meinen Freunden geleiten, wo ich die Nacht zubringen, ja wo ich im Nothfall bleiben kann, bis Eduard heimkehrt.

Dann aber fing ein anderer Gedanke an sie außerordentlich zu peinigen. Sie war entkleidet, ohne Strümpfe und Schuhe. Zwar verhüllte das

am Busen zugeknöpfte Hemde züchtig ihre Gestalt, aber dennoch jagte eine heiße Blutwelle die andere durch ihr heftig schlagendes Herz, wenn sie dachte, daß eine Männerhand sie berührt, ein Männerauge sie so gesehen hatte.

Im ganzen Zimmer befand sich nichts, was sie hätte überwerfen können. Ihr braunes hohes Kattunkleidchen konnte sie auch nirgend erblicken. Endlich erlaubte sie sich in einem der Schränke ohne Glasthür, an welchem der Schlüssel stak, nachzusehen. Männerkleider hingen darin. Ein paar Schlafröcke von Sammet, ein paar kurze Röcke von gesteppter Seide. Runde Mäntel von dunkelfarbigen Stoffen mit Schlitzen für die Arme, leichtere und schwerere. Sie nahm einen derselben und hüllte sich hinein. Er war von schwarzem Tuch mit weicher rother Seide gefüttert. So setzte sie sich, züchtig verhüllt, am Feuer nieder und lauschte auf das Heulen des Sturmes, der wild in der Esse tobte.

Wo war sie? Wie lange war sie hier? Eine Pendeluhr von Alabaster auf einer Console in der Nähe der Fenster stehend, gab ihr vernehmliche Antwort auf die letzte Frage, denn sie schlug vier.

Nachmittags um diese Stunde hätte sie doch

das Tageslicht durch die Fenster erblicken müssen, draußen aber war es schwarze, finstere Winternacht. Es war also vier Uhr Morgens. Auf einem Marmortische standen Toilettenapparate, sie kämmte und ordnete die seidenen Wellen ihres braunen Haares, die aufgeflochten, fast bis zu ihren Füßen hinabfielen und sie, wie einst die Gräfin von Nidda, im Nothfall auch ohne andere Kleidungsstücke verhüllt hätten. Sie wusch sich und ordnete ihr Bett.

Ich bin hier wie Prinzessin Schneewittchen bei den sieben Zwergen, dachte sie mit Lächeln, und will wie diese mich meinen unsichtbaren Wohlthätern nützlich machen. Und nun reinigte sie die verschiedenen Kämme und Bürstchen der Toilette, stäubte die Sammetgardinen und Möbel ab, wozu sie verschiedene Federbesen, Bürsten und anderes Reinigungsgeräth in einem kleinen Eckschränkchen fand, und als das ganze Zimmer in Sauberkeit glänzte, nahm sie aus der großen Tasche ihres Unterkleides, das man ihr nicht ausgezogen hatte, ihre Stickerei, setzte die Lampe vor sich auf den Tisch am Ofenkamin und arbeitete, wie sie gewohnt war, dem grau werdenden Tage entgegen.

Die Stunden rückten eilig vorwärts, schon schlug die Uhr neun, Gertrud war fünf Stunden wach gewesen, ohne daß Jemand die Thüren des Zimmers, die von außen geschlossen waren, berührt hätte. Endlich hörte sie hinter der einen ein leises Geräusch, eine Hand drehte vorsichtig den Schlüssel um, hob den Thürvorhang empor und ein dunkler Lockenkopf sah mit neugierigen Augen ins Zimmer.

Es war der junge Dubois. Er trat, in einen seidenen Stepprock gekleidet und sehr erfreut aussehend, ein. Gertrud war aufgestanden und begrüßte ihn mit höflicher Zurückhaltung und das peinliche Schamgefühl, das immer wieder glühend in ihr aufloderte, kräftig niederhaltend. Er mag gewiß eine weibliche Dienerin haben, dachte sie, sich ermuthigend, der er mich in meinem hülflosen Zustande übergeben. Wenn meinem Eduard ein verfolgtes Mädchen so in die Hände liefe, wie ich diesem gütigen Manne, würde er sie nicht sogleich zu mir bringen und würde ich nicht auch alles Das für sie thun, nach meinen Kräften natürlich, was hier für mich geschehen ist?

„Gott lohne Ihnen, geehrter Herr, was Sie gestern an mir gethan haben", sagte sie endlich,

als Dubois mit etwas verwirrtem Gesicht vor ihr stand. „Sie haben eine Fremde behandelt wie eine Schwester und mein Bruder, der einzige Freund und Beschützer, den ich in der Welt habe, wird Ihnen, so sehr er vermag, seinen Dank dafür beweisen.“

Auf dem Gesicht Dubois' wechselte der Ausdruck fast so rasch als an einem windigen Tage das Sonnenlicht auf einem Wiesenplan. Schatten, Strahlen, Streiflichter und Gluten flogen darüber hin, aber es hätte anderer Erfahrungen, einer andern Kenntniß der Welt und der Menschen bedurft als die einfache Gertrud besaß, um sich dieselbe deuten zu können. Das junge Mädchen wähnte, der Jüngling stehe ihr verlegen wegen der eigenthümlichen Situation, in der sich Beide befanden, gegenüber.

„Ich bin gewiß“, sagte sie als Dubois ein Weilchen ohne zu sprechen vor ihr gestanden, „ich sehe in Ihnen meinen Retter von gestern. Ich glaube vermuthen zu können, daß Ihre Großmuth so weit gegangen ist, die Verlassene in Ihre eigene Wohnung aufzunehmen und vielleicht haben Sie eine schlechte Nacht zugebracht, nur um mir in meinem hülflosen Zustande den besten Platz einzuräumen.“

„In der That, schönes Mädchen", entgegnete Dubois, „die Nacht war ziemlich schlecht und schien mir unendlich lang, wenn man auf ein süßes Glück beim Erwachen hoffen kann, hat man selten einen ruhigen Schlaf."

Er hatte bei diesen Worten seine leuchtenden Augen fest in denen Gertrud's wurzeln lassen, die sanft zu ihm, der vor ihr stand, emporblickte. Der Ausdruck dieser Augen erregte in ihr ein Frösteln, eine eigenthümliche Herzbeklemmung; aber dessenungeachtet schlug Gertrud die ihrigen nicht nieder, sondern blickte fragend, verwundert und geängstigt mit dem gleichen Ausdruck dankbarer Achtung Denjenigen an, an dessen Großmuth und Güte sie ganz zuversichtlich glaubte.

Nicht das schuldlose Mädchen, sondern der routinirte Wüstling senkte die Lider und erröthete, denn wahre Unschuld besitzt wie der reine Diamant ein eigenes strahlendes Licht, das den Blick blendet, der an die bewölkte Atmosphäre der Alltagswelt gewöhnt ist.

Was Teufel ist denn das! dachte Dubois, halb ärgerlich, halb ergriffen, dies Mädchen, das sich Abends auf den Straßen umhertreibt, die Tochter eines betrunkenen Kneipenwirths aus

einer obscuren Gasse, spricht als ob sie aus einem Pensionat in Herrnhut käme, wo die jungen Mädchen von der Welt und ihrem Treiben nichts wissen, als was die Directrice ihnen zu sagen beliebt, und was für Augen sie hat, warum fällt mir denn bei diesen Augen ein altes vergessenes Lied ein:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Solche Augen wie diese, müssen dem Altvater Goethe in seiner grünen Zeit, als er jenes Lied dichtete, vorgeschwebt haben. Das Dirnchen aber mit den Kinderaugen voll Engelmilde ist jedenfalls etwas Neues und Interessantes, entweder die routinirtste geistvolle Person, die mir jemals vorgekommen oder wahrhaftig eine Art Daniel in der Löwengrube, eine Unschuld in einer Branntweinschenke. Aber was spiele ich für eine hübsche Rolle ihr gegenüber? So sollte mich der alte Leo sehen, er würde mich für einen Schuljungen halten und auslachen. Pah! und was mehr? In einer Stunde werde ich wissen, wie ich mit ihr

daran bin und ich bin dann um eine hübsche Erfahrung reicher.

Es waren nur flüchtige Blitze von Gedanken für den, der sie dachte und empfand, und es bedurfte nur einer Minute für ihn, um wieder gesammelt zu sein.

Des jungen Mädchens Hand mit ganz ritterlichem Wesen ergreifend, führte er sie zu einer Chaise longue und bat sie um die Erlaubniß, neben ihr das Frühstück einnehmen zu dürfen, welches in einer Minute gebracht werden würde.

Ein alter Mann mit weißem Haar, in seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem schwarzen Frack, an dem kein Stäubchen sichtbar, trat nach leisem Anklopfen, bald darauf mit einem Theebrett herein, auf welchem Kaffee, Thee und Chocolade, mancherlei Backwerk, Eier, Schinken, goldgelbe Butter und andere, dem jungen Mädchen unbekannte Dinge, in den schönsten Porzellangefäßen zierlich wie eine Christbescherung aufgestellt waren. Er warf einen verwunderten fragenden Blick über das aufgeräumte Zimmer, legte neues Holz in den Ofen und holte dann einen eben erblühenden herrlichen Rosenstock in das Zimmer, den er auf den Frühstückstisch stellte und

bei dessen Anblick Gertrud ein leises entzücktes „Ach!" nicht zurückhalten konnte.

„Lieben Sie die Blumen, mein Fräulein?" fragte Dubois lächelnd.

„O recht sehr", entgegnete das Mädchen mit tiefer Innigkeit, „recht sehr!"

„Zu Hause in meiner Heimat", sagte Benno, „stößt an das Schlafzimmer meiner Großmama ein Treibhaus, da mag es jetzt ganz hübsch aussehen. Mein Gärtner hat die Marotte, gerade dann die schönsten Blumen zu ziehen, wenn draußen das böseste Wetter, wenn die Tage am kürzesten und der Sonnenschein auf der andern Seite des Aequators spazieren gegangen ist. Der Christbaum, an welchem ich als Junge meine Bescherung erhielt, war gewöhnlich ein schöner blühender Rosenstock oder ein Flieder, oder sonst ein Gewächs, das ordentlicher Weise am Johannistag blüht. Ich glaube, meine Vorliebe für Blumen schreibt sich von diesem Umstande her."

Gertrud's Augen leuchteten, während sie an den Blumen hingen.

Dubois ergriff die schönste derselben, die eben erblühend, ihre ersten Düfte dem rauhen Wintertage entgegenhauchte, und sich mit brennenden

Augen zu Gertrud niederbeugend, fragte er flüsternd:

„Ist diese Rose nicht einen Kuß werth?"

„O, tausend", sagte sie, die kleinen gefalteten Hände zu der Blume wie zu einem Götterbilde erhebend, „und wie gern würde ich sie küssen, aber sehen Sie, mein warmer Hauch würde ihrer zarten Schönheit schaden. Ich meine immer, was eine so liebe Blume zerstört, das verursache ihr auch Schmerz, ich könnte und möchte sie nicht küssen. Meine Freude, wenn ich Blumen sehe, ist sie zu pflegen und zu ziehen. Darin bin ich noch ganz wie ich als ein kleines Kind war, wo ich mit nackten Füßen an heißen Tagen eine große Strecke über die Straße lief, um vom Brunnen Wasser in einem Topfe zu holen und die Blätter meiner lieben Weide damit zu besprengen, auf denen Staub lag. Es würde mir wie eine große Sünde vorkommen, den Schmelz dieser schönen Blumen durch meine selbstsüchtige Berührung zu beflecken. Gott ließ sie wachsen und gab ihr die entzückende Schönheit und den erquickenden Duft und je seltener es ist, sie in solcher Herrlichkeit in der rauhen Winterzeit blühen zu sehen, je mehr drängt es mich, das Wunder zu ehren, indem ich es schätze und schone."

Ein leiser Frost durchrieselte alle Glieder des Jünglings, ein Gefühl als hätte er mit etwas Geisterhaftem, Uebernatürlichem zu thun, als spräche nicht das schöne Mädchen, welches er gestern aus so erniedrigender Situation befreit hatte, sondern der Schutzengel desselben. Er senkte den Blick, und die Flamme des Begehrens auf seiner jugendlichen Wange verwandelte sich in die Röthe der Scham.

Gertrud saß neben ihm wie ein Kind neben einer Pulvermine. Es spielt ahnungslos mit dem glühenden Funken der Zündruthe und verlöscht ihn durch den Hauch seines Mundes und still und unschädlich bleibt das Verderben in der Tiefe. Der Regen, den Gott schickt, wird ihm seine zerstörende Macht rauben und wenn die Zeit gekommen, werden Gras und Blumen, wird ein mächtiger Fruchtbaum auf der Stelle wachsen, wo tückisch Tod und Zerstörung lauerten.

Das ist Unschuld, heilige, süße Reinheit, flüsterte der Geist des Guten in der Seele des reichen jungen Wüstlings. O, du Rose im Winter, reiner Engel im Schmuz des Lebens, wie konnte ich es wagen, dir mit unreinen Gedanken zu nahen.

Er stand auf und ging langsam im Zimmer auf und ab, jetzt erst gewahrte er, daß Alles in diesem Bereich bereits gesäubert und geordnet sei, er sah die schöne Handarbeit, die sorgsam zusammengefaltet auf einem weißen Papierblatte neben Gertrud lag. Er sah, wie sauber ihr schönes Haar arrangirt war und mußte sich sagen, daß sie, die bereits stundenlang gearbeitet, nicht ein leichtfertiges Mädchen sein könne, die, Abenteuer suchend, Abends auf den Straßen umherläuft.

„Ist es Ihnen nun gefällig zu frühstücken, lieber Herr?" fragte Gertrud endlich, seine Gedanken unterbrechend. „Diese Getränke werden kalt, und was befehlen Sie, daß ich Ihnen eingießen soll?"

Er saß wieder an ihrer Seite. Sie hielt die schöne Chocoladenkanne mit der Zierlichkeit einer Salondame in ihrer Hand und betrachtete lächelnd die darauf gemalten Blumen; aber allmälig lagerte sich Ernst um den feinen Mund, es zuckte schmerzlich um denselben und Dubois sah, daß sie nur mit Anstrengung eine Thräne, die sich an ihren Wimpern vertheilte, vom niederrieseln zurückhielt.

„Sie sind bekümmert, mein Fräulein", sagte er leise und mit zitternder Stimme, „fürchten Sie

mich nicht mehr. Ich bin, wenn auch leichtsinnig und —" er wollte wüst sagen, aber sie sah zu ihm freundlich und verwundert empor.

„Es ist eine Erinnerung, mein Herr, die mich betrübt, nicht der gegenwärtige Augenblick, der vielleicht der glücklichste meines Lebens sein mag. Wie und weshalb sollte ich Sie auch fürchten?" setzte sie hinzu. Ich habe einen Bruder, er mag um einige Jahre jünger sein als Sie, aber ich könnte nicht fester von meiner Sicherheit unter seinem Schutz überzeugt sein, als unter dem Ihrigen."

„Aber was wird Ihre Familie von Ihrer nächtlichen Abwesenheit denken?" fragte er besorgt, „wird man Sie nicht vermißt, sich nicht wegen ihrer Abwesenheit geängstigt haben?"

Gertrud erbleichte und erröthete in raschem Wechsel.

„Ich bin ein armes, von der Mutter getrenntes Mädchen, mein Bruder ist verreist, mein Vater — krank und fast bewußtlos", setzte sie flüsternd hinzu, „mich vermißt Niemand als mein kleines Schwesterchen vielleicht, und die kann noch nichts sagen, sie ist noch ein Kind, aber vermißt wird sie mich wol haben."

„Und welch ein Zufall hat Sie gestern, ohne warme Kleidung auf die Straße und unter jenen rohen Haufen geführt?"

„Ich wollte — ich mußte — zu meinem einzigen Freunde — einem alten jüdischen Arzte", sagte Gertrud stotternd und zitternd, und dann dem jungen Manne flehend in die Augen blickend setzte sie hinzu: „Nein, fragen Sie mich Das nicht, es ist sehr traurig, sehr schrecklich Das zu erzählen und ich kann weder lügen noch Sie wissentlich täuschen. Ich glaube, Niemand spricht leicht und gern von traurigen Familienverhältnissen, es thut sehr weh. Sie verzeihen mir das, nicht wahr?"

Dubois sah vor sich nieder; es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in den Worten des Mädchens. Ihm war als wenn Alles, was um ihn vorging, nur ein reizender, seltener Traum, ein Märchen sei, dem der Schlummer Leben gegeben und das zerrinnen müsse mit dem Erwachen.

„Sehen Sie, Herr Dubois, denn ich denke mir, daß Sie so heißen", fügte das Mädchen mit lieblichem Lächeln hinzu, „auf diesem schönen Porzellangefäß ist ein Blumenstrauß von Astern, Rosen und Nelken. Als meine Mut-

ter bei uns war, hatten wir eine Kuchenschüssel mit derselben Zeichnung, welche die Mutter sehr liebte und sorgfältig aufbewahrte; bisweilen durften wir Kinder dies Prachtstück bewundern, wir waren damals noch klein und stiegen deshalb auf unsern großen Eßtisch, denn die Schüssel stand im höchsten Fache des Schrankes. Sie sind gewiß reicher Leute Kind, da können Sie es gar nicht wissen, welchen Werth ein solch schönes Geräth für eine arme Familie hat. Daß Eduard, so heißt mein Bruder, so schön zeichnet, das verdanken wir allein jener Schüssel, denn weil uns Beiden die schönen Blumen darauf sehr gefielen, so versuchte er immer, sie für mich abzuzeichnen, und wie schön kamen mir diese Bilder vor. Gott, waren wir dann glücklich! Die Mutter, so schön, sauber und fleißig, besah Eduard's Bilder dann auch, und wenn sie einmal sagte: «Ich glaube, der Junge wird ein Maler», so erzählte der Vater schöne Geschichten von Raphael und Rubens und dem armen Albrecht Dürer und was für ein großer Mann so ein Maler sei. Mir ist als wäre alle Dies erst heute geschehen und es sind doch so viel traurige Jahre darüber vergangen. Ein Kind ist ein glückliches Geschöpf! — Aber mein

Schwesterchen, mein armes süßes Schwesterchen", unterbrach sie plötzlich den warmen Fluß ihrer Rede, „wer wird nach der lieben kleinen Leontine sehen. Ich muß, ich muß nun von hier fort." Sie sah sich mit scheuer Angst um und sagte dann verlegen: „Mein lieber Herr Dubois, Sie haben wol eine Dienerin, die — die gestern mir beigestanden hat, als Sie mich bewußtlos hier in Ihr schönes Haus brachten?"

„Ja! — Nein!" entgegnete Dubois verlegen und wie Gertrud erröthend; dann sich sammelnd setzte er in einem beinahe feierlichen Tone hinzu: „Fräulein, ich will wahr gegen Sie sein, möge Ihr Zorn mich auch treffen; keine andere Hand als die meine hat Sie gestern berührt; aber möge sie verdorren und abfallen wie ein Herbstlaub, wenn sie mehr gethan als die Hand des liebreichsten, ehrerbietigsten Bruders einer leidenden Schwester leisten würde. Die Unschuld, Fräulein, hat selbst in der Hölle ihren schützenden Engel neben sich, und als ich Sie gestern in meinen Armen hielt, bleich wie eine gebrochene Lilie, da kam es über mich wie Frühlingswehen, wie ein Hauch aus dem Paradiese der Kindheit. Sie weinen, mein Gott, mein Gott, Sie glauben mir nicht,

Sie halten mich für einen Verruchten, der Raub begehen konnte am Heiligsten der Welt."

Er war einem unwiderstehlichen Drange folgend, vor dem jungen Mädchen auf die Knie gesunken.

Gertrud legte, heftig weinend, ihre beiden Hände auf sein lockiges Haupt. Sie sah aus in der steifen, seltsamen Verhüllung, jetzt von einem Sonnenstrahl beschienen, der durch das gegenüberliegende Spiegelfenster seinen Weg gefunden, wie eines jener Madonnenbilder von alten florentinischen Meistern und Dubois fühlte in seinem Herzen eine glühend auflodernde Wonne, als sie mit leiser und bebender Stimme sagte:

„Sie können ja nicht dafür, es war ja Ihre Güte, Ihre Menschlichkeit, die mir die glühende Scham ins Herz gießt, es war mein großes Unglück, das alles aus einer und derselben trüben Quelle fließt. Aber nein, ich will das nicht für ein Unglück nehmen, ich will denken, daß ich an Ihnen jetzt einen Freund habe, dem ich ganz vertrauen kann wie einem Bruder, mehr noch —" setzte sie hinzu, als sie den schmerzlichen Blick sah, der aus Dubois' Augen zuckte.

Auch Gertrud fühlte jetzt ganz anders als an

dem Abende, da sie mit Eduard über die Möglichkeit einer höhern als der geschwisterlichen Liebe gesprochen hatte, und Benno Dubois, der dreiundzwanzigjährige Don Juan, der reiche junge Wüstling lag auf den Knien vor einem Mädchen, das er von der Straße aufgegriffen, das eine Nacht in seinem Hause zugebracht, auf dessen Hand er kaum einen Kuß zu hauchen gewagt hatte und glaubte an die Reinheit dieser armen Dirne und fühlte in diesem Glauben ein so süßes, ein so seliges Glück, wie es die Erde nur selten ihren Günstlingen und dann auch nur einmal im Leben gewährt.

Zwölftes Capitel.

In der Schenke Nanni's herrschte die höchste Verwirrung. Bergenau lag sich krümmend und windend in den gräßlichsten Schmerzen auf dem Rohrsopha, er schrie, er brüllte und Nanni ging blaß und ängstlich ab und zu, und gab ihm bald Haferschleim, bald Milch, bald kaltes Wasser, je nachdem er danach verlangte, zu trinken.

„Meine Kinder, meine Kinder! schaffe mir meine Kinder, Weib!" schrie er in Tönen, die gar nichts Menschliches zu haben schienen.

Sie setzte die kleine Leontine neben ihn an den Boden, die sich ängstlich in den Armen ihrer Mutter sträubte.

„Schaffe sie fort, das ist min Kind nicht!" heulte Bergenau mit rollenden Augen. „Weib, Weib! Wo hast du Eduard und meine Gertrud?"

„Der Bube ist fortgelaufen und das Mädchen hast du selbst gestern in der Betrunkenheit auf die Straße gestoßen.“

„Weib, das littest du? Jesus Maria! und du holtest das arme Kind, das ich in meinem Wahnsinn hinausstieß, nicht wieder zurück?“

„Du riegeltest die Thür zu, Bergenau, und als ich sie öffnen konnte, da war das Mädchen lange auf und davon. Die ist kein Kind mehr und wird schon ein Unterkommen gefunden haben.“

„Allerbarmender Gott, wie hart strafst du meine Laster!“ jammerte Bergenau, sich von neuem krümmend und windend. „Weib und Kind verlassen mich und hier liege ich, ein sterbender Sünder, ein elender Wurm! O, Durst, Durst! o, meine Eingeweide brennen.“

„Schreie nicht“, sagte Nanni ängstlich um sich blickend. „Du bist ärger, viel ärger als ein Kind. Es wird ja vorübergehen, habe doch nur Geduld und sei vernünftig.“

Er antwortete durch einen neuen gräßlichen Schmerzensschrei.

„Gertrud, meine Gertrud, o, wo ist sie? Sie würde sich über mich erbarmen.“

„Der Teufel weiß, wo sie sich umhertreibt", sagte Nanni boshaft. „Wenn der eigene Vater ein sechzehnjähriges, ausgewachsenes, hübsches Mädchen auf die Straße stößt, da finden sich schon Tröster und solche, die sie aufnehmen."

„O, du bist der Teufel, Weib!" sagte Bergenau wimmernd. „Du zeigst mir, was mein Laster, meine Erbärmlichkeit verschulden konnte. Aber nein, nein! Ich habe Gertrud nicht hinausgestoßen! Ich habe sie viel zu lieb, um ihr wehe zu thun, auch wenn ich sonst von meinen Sinnen nichts weiß."

Nanni lachte.

„Trink einen Schnaps, Bergenau", sagte sie mit Hohn; „wer dich so reden hört und dich kennt als den Wüthrich, der du bist, möchte dir ins Gesicht lachen."

„Ich mag deinen Branntwein nicht, Weib, mein Eingeweide brennt ohnedies wie Feuer. Schicke nach einem Arzt, Nanni, erbarme dich, schicke nach einem Arzt. Ach Gott, ach barmherziger, gnädiger Gott, Erleichterung, Linderung nur für einen Augenblick. Feuer zerreißt mein Eingeweide. Gift, Gift wühlt in meinem Gebein!"

Nanni trat mit blitzenden Augen an das Lager, auf dem der Elende sich krümmte.

„Willst du schweigen, Lump, Verleumder, willst du mich unter das Beil bringen für alles das Gute, was ich dir gethan, seit dein hochmüthiges Weib dich verließ?“ sagte sie leise mit unterdrückter bebender Stimme.

Sie hatte einen neuen Gedankengang in dem Unglücklichen erweckt.

„Hermione, mein Weib, mein Jugendglück, wo ist sie, daß ich sie um Verzeihung bitte?“ sagte er weinend und mit sehr sanftem Tone. „O, o! und meine Kinder, meine armen Kinder! O, warum ließ ich sie nicht ziehen mit der Mutter, die sie nur verließ, um für sie sorgen zu können. Ich weiß das, ich wußte das stets, Sünder, der ich war! Gott, Gott! wo sind sie nur, meine Kinder, meine armen Kinder? Meine Gertrud, mein armes süßes Mädchen, wo ist sie?“

„Hier, Vater!“ flüsterte eine sanfte Stimme und Gertrud's Hand legte sich leise und schmeichelnd auf Bergenau's Arm.

Sie war, ohne von Nanni, die heftig bei ihrem Anblick erschrak, gesehen zu werden, eingetreten und kniete weinend an dem Lager, auf

dem der Unglückliche sich in heftigen Schmerzen krümmte.

Hinter ihr stand in seiner polnischen Judentracht, mit seinem schönen silberweißen Haar der alte Doctor Salomon, der, als Gertrud heute früh bei ihm eintretend, seiner Tochter ihr Geschick erzählt hatte, es für nöthig hielt, den pflichtvergessenen Vater auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen er das junge schöne Mädchen ausgesetzt.

„Ich muß Sie sprechen, mein Herr Bergenau, ganz allein sprechen auf eine halbe Stunde", sagte er, seine großen dunkeln Augen fest auf das verzerrte Gesicht des Leidenden heftend.

„Wollen Sie Geld von mir? Bin ich Ihnen etwas schuldig?" ächzte Bergenau, der seiner Gedanken vollständig mächtig war und sich mit wilder Angst daran erinnerte, daß Nanni so lange Zeit die Familie nur durch Borgen unterhalten.

Das letzte Glas Branntwein, welches sie ihm gereicht, hatte nur sein gewöhnliches Zittern und Beben gehoben. Die Schmerzen aber, die bald nach dem Genuß desselben eintraten, flößten ihm einen unwiderstehlichen Ekel gegen einen neuen Trunk ein. Seine glühenden Eingeweide ver-

langten nach Kühlung und so blieb sein Bewußtsein und seine Stimmung ungefährdet.

„Sie sind mir nichts schuldig, mein Herr, Das, was ich Ihnen aber sagen muß, ist wichtiger als Hunderttausende. Diese Frau, Ihre Frau, mag allenfalls dabei bleiben, denn es geht dieselbe auch an, nur für die Tochter wäre es nicht gut, wenn sie zuhörte."

„Geh hinaus, Gertrud, mein Kind!" flüsterte Bergenau, die Hand des jungen Mädchens, die er bis dahin in der seinigen gehalten, an seine Lippen ziehend.

Gertrud, die seit Jahren ihres Vaters Zustand mit instinctmäßiger Aufmerksamkeit beobachtete und jeden Grad der Trunkenheit an ihm kannte und beurtheilen konnte, wußte genau, daß diese Liebkosung aus dem warmen väterlichen Herzen des Leidenden floß.

Beide Kinder des Violinisten wußten es sowol aus ihrer glücklichern Vergangenheit als aus manchen, ihnen wol bemerkbaren Zügen der schrecklichen spätern Zeit ihres Lebens, daß ihr lasterhafter Vater sie tief und innig liebe. «Ich weiß, was aus seinem Vaterherzen und was aus der Branntweinflasche fließt», hatte Eduard schon oft

gesagt, wenn er nach rohen Mishandlungen des Trunkenen sich tröstete und erholte. Beide Kinder hatten in frühern Jahren den Vater, der so schön ihnen zu erzählen, so freundlich mit ihnen zu spielen verstand, weit mehr als die immer gleich kühle, schweigsame, arbeitsame Mutter geliebt, deren Vorzüge sie erst bei gereifterm Verstande würdigen lernten und bei beiden Kindern floß im Herzen unter dem Kummer und der Scham wegen des moralischen Verfalls ihres Vaters ein tiefer Strom von warmer Liebe für denselben, der seine Quelle in dem Glück hatte, das eben dieser Vater durch seine Liebe, seinen Geist und seine Genialität ihrer zartesten Kindheit zu geben gewußt.

Gertrud fühlte jetzt eine innige Freude ihr gefühlvolles Herz durchziehen. Sie beugte sich über ihn und küßte seine bleiche, von kaltem Schweiß bedeckte Stirn. Dann ging sie hinauf in ihr Stübchen und setzte sich am Bettchen der kleinen Schwester nieder, um die Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden zu durchdenken. Die Nadel glitt dabei fleißig und eifrig durch den feinen Battist der Taschentücher, die sie stickte. Sie fühlte sich nicht ohne Freuden in dem liebgewonnenen

Raum, in den alten Verhältnissen; aber sie selbst war nicht mehr die Gertrud, die dies Zimmerchen als ein träumendes Kind verlassen hatte. Sie war eine andere geworden, ihr Herz war erwacht zum Leben der Liebe.

Der alte jüdische Arzt setzte sich unterdessen neben dem Schmerzenslager Bergenau's nieder. Seine Augen, scharf, klug und gütig, beobachteten während er sprach genau die Zuckungen und jede Veränderung im Gesicht des Leidenden.

„Mein Herr Bergenau", sagte er, „Sie scheinen sehr krank zu sein, werden Sie wol meinen Worten ein wenig Gehör schenken können?"

„Ich verstehe Sie und höre zu", antwortete der Violinist, „ich kann Sie trotz meiner schrecklichen Leiden heute besser verstehen als wol sonst zu Zeiten, sprechen Sie nur, Herr Doctor."

„Also wegen Ihrer Tochter Gertrud erlaube ich mir, mich in Ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen, mein Herr Bergenau. Ist sonst meine Art keineswegs, das kann ich Ihnen bei Gott versichern. Ein Vater ist der Herr, das Haupt seiner Familie und wie er wissen muß, was er sich selbst schuldig ist, da ihn Gott eingesetzt hat zum Vertreter und Beschützer der

Seinigen, muß er auch wissen, was er ihnen schuldig ist. Und ist er auch einmal hart oder heftig, oder ungerecht, er ist ein Mensch und kann irren, dann soll er es abmachen mit Gott und seinem Gewissen oder im alleräußersten Falle mit dem gekränkten Gliede seiner Familie, kein Fremder hat sich darein zu mischen. Aber, sehen Sie, mein Herr Bergenau, wenn ein Vater in Heftigkeit oder Krankheit ein Kind so verletzt, daß ein Glied seines Leibes beschädigt wird oder auch nur werden könnte, so treten die Gesetze aller Länder und Völker gegen ihn als gegen einen groben Verbrecher ein. Kein Vater darf zur Strafe seinem Kinde einen Arm oder ein Bein brechen oder ein Auge herausschlagen. Wenn aber ein Vater die Seele seines Kindes verdürbe, würde ihn Gott der Herr strafen mit der höchsten Strafe, denn es ist Naturgesetz, wer sein Kind zum Bösen erzieht, der hat hernach einen Bösewicht zum Kinde. Sehen Sie nun, mein Herr Bergenau, ein Vater, der seine erwachsene Tochter Nachts hinausstößt auf die Gasse, der kann sich später nicht beklagen, wenn sie eine Gassendirne wird und im Krankenhause stirbt. Ich sage Ihnen das als Ihr Freund, mein Herr Bergenau, und als der

wahre Freund Ihrer Kinder. Wenn Ihre Gertrud Ihnen zur Last ist oder wenn sie Ihrer zweiten Frau ein Aergerniß gibt, stoßen Sie das Mädchen nicht wieder auf die Straße. Schicken Sie sie zu ihrer rechten Mutter, die sich sehr freuen wird, ihr liebes Kind bei sich zu haben. Fehlt es Ihnen dazu an Reisegeld, dann kommen Sie zum alten Levin Salomon, die Frau Prinzessin Moroschin ist mir sicher genug, sie wird mir das Capital und die Zinsen bezahlen. Was sage ich, Ihr Sohn Eduard ist mir sicher genug, wenn er zu mir sagt: Herr Salomon, borgen Sie mir hundert, borgen Sie mir zweihundert Thaler, ich gebe sie Ihnen wieder, wenn ich ein Mann bin, der das Seinige gelernt hat — er soll sie haben auf der Stelle. Gott soll mir helfen, Herr Bergenau, Sie sind ein glücklicher, ein gesegneter Vater, ihre Kinder sind Menschen, wie man sie nicht alle Tage findet. Ich will Ihnen nur noch dies Eine gesagt haben, Herr Bergenau. Wenn Ihre Gertrud noch einmal in später Nacht in mein Haus kommt und ich sehe, daß sie von Ihnen oder Ihrer Frau hinausgeworfen, so werde ich das als Ihre Einwilligung annehmen, daß das junge Mädchen zur Mutter soll. Ich werde

ihr das Reisegeld auf der Stelle geben und sie mit der nächsten Post zur Frau Prinzessin schicken und meine Tochter Deborah soll zu ihrem Schutze mitreisen, meine Enkelin Rahel kann in der Zurückgezogenheit unsers Lebens schon eine Zeit lang die Mutter entbehren."

Er schwieg.

Eine gräßliche Veränderung war während seines Sprechens in Bergenau's Zügen vorgegangen, sie waren, wie auf einen hölzernen Rahmen gespannte Haut, so auseinandergezerrt und straff und von einer bläulichen Bläſſe.

„Wie ist Ihnen?" fragte Doctor Salomon jetzt, seinen Puls fassend, der gänzlich still zu stehen schien.

Der Kranke war bewußtlos und konnte nicht antworten.

Nanni, welche am Fußende des Bettes gesessen hatte, stand jetzt auf und sagte mit seltsam bebender Stimme:

„Er stirbt, Herr Doctor!"

„Was hat der Mann heute oder gestern genossen?" fragte der Jude, einen durchdringenden Blick auf das Gesicht des bebenden Weibes senkend.

„Nichts! Wenig! Nichts Böses!" entgegnete

sie und versuchte dem Arzte fest in die Augen zu sehen, aber sie konnte den Strahl seines Blickes nicht ertragen und setzte sich zitternd nieder, während Bergenau in einen Krampf verfallend, heftige und wilde Töne ausstieß.

Der Arzt öffnete jetzt die Thür des Schenkzimmers und rief nach Gertrud, die eilig aus ihrem Stübchen herabkam.

„Schaffen Sie mir Milch!" sagte er zu dem Mädchen, „viel lauwarme Milch."

Gertrud brachte in derselben Minute die Milch, welche sie für die kleine Leonie in Vorrath zu halten pflegte.

Bergenau mußte sie trinken und trank mit Begierde. Erbrechen, welches nun erfolgte, schien ihn zu erleichtern.

Der jüdische Arzt hatte das Zimmer noch nicht einen Augenblick verlassen und sein großes, kluges, klares Auge folgte nicht nur jeder Regung des Leidenden, sondern jedem Schritte, den Nanni durch das Zimmer machte. Es war als wollte er das zitternde Weib mit seinem Blicke bannen und während sie unter demselben sich zu krümmen schien, wäre es doch auch einem nicht mit tiefer psychologischer Erfahrung begabten Blicke

klar geworden, daß sie eine bestimmte Absicht habe, welche auszuführen sie die Kraft anwendete, die das Auge, das auf sie schaute, ihr übrig ließ.

Heiking's Eintritt, der einen Cavaleriemarsch pfeifend ins Zimmer kam, schien ihr neuen Muth zu geben. Sie hieß ihn mit einem Knix willkommen, trat dann nahe zu ihm hin und flüsterte ihm zu:

„Gieß das Glas Branntwein um, welches dort rechts auf dem Schenktisch steht.“

„Umgießen, Madame, umgießen? sagten Sie?“ entgegnete der Husar laut. „Sie meinen wol, ich solle es mir eingießen als eine kleine Erquickung nach dem heutigen Exerciren im schlechtesten Wetter.“

Er hatte es in die Hand genommen und führte es, mit der andern Hand den Knebelbart zurückstreichend, an die Lippen.

Sie aber, von einer Angst ergriffen, die in der Brust des Weibes selbst auf der letzten Stufe der Entwürdigung noch stärker ist als Gewissenspein und Todesfurcht, griff ihm in den Arm und entriß ihm das Glas, das klirrend zu Boden fiel.

„Es ist genug nun!“ sagte Doctor Salomon, sich plötzlich mit patriarchalischer Würde empor-

richtend, „im Namen des göttlichen und menschlichen Gesetzes sage ich Ihnen Allen, die hier gegenwärtig sind, hier ist ein fluchwürdiges Verbrechen begangen oder wenigstens beabsichtigt worden, und wenn dieser unglückliche Mann jetzt stirbt, so stirbt er wahrscheinlich an Gift, das eine ruchlose Hand ihm unter seinen Trank gemischt. Wer von den Anwesenden etwas, es sei viel oder wenig darüber weiß, der sage es mir, denn ich werde, sobald ich Alles gethan, was ich als Arzt zu thun verpflichtet bin, meine Schuldigkeit als Bürger thun und diese ganze traurige Sache dem Gericht anzeigen."

Gertrud war bebend neben dem Lager ihres Vaters auf die Knie gesunken, während Salomon sprach. Nanni lehnte sich bleich wie ein Bild der Verzweiflung an den Schenktisch und Heiking trat entsetzt von ihr zurück und warf einen Blick voll Abscheu auf das Weib, das seinetwegen zur Verbrecherin geworden.

Der Arzt schrieb jetzt ein Recept und der Husar erbot sich, es eilig aus der Apotheke zu besorgen.

Als er fortging, wollte Nanni ihn zur Thür hinausbegleiten, aber der Blick des alten Mannes

schien eine Art von Zauber auf sie zu üben, sie trat zurück als er sie anschaute und setzte sich wie ermüdet in den nächsten Stuhl.

Gertrud's Gegenwart und Thätigkeit ward nun im höchsten Grade nothwendig. Ihr unglücklicher Vater brauchte jeden Augenblick ihren Beistand, und mit Hülfe Heiking's, der in fliegender Eile zurückkehrte, gelang es dem Doctor und Gertrud, den Leidenden in das Zimmer seiner Tochter hinaufzuschaffen.

Er war fortwährend bei vollem Bewußtsein und konnte seinem ärztlichen Beistande Aufschluß über seinen Zustand geben und vermochte jede Frage gebührend und ausreichend zu beantworten. Er fühlte sogar den freundlichen Einfluß der Stille und Sauberkeit in dem Raume, den Gertrud als ihr Eigenthum betrachten durfte, und äußerte es in einigen Worten.

Heiking hatte ebenfalls das Stübchen betreten und setzte sich auf Gertrud's höfliches Nöthigen einen Augenblick nieder, um von der Anstrengung, die das Hinaufschaffen des schweren und unbehülflichen Kranken selbst seiner Riesenkraft verursacht hatte, auszuruhen.

Das Bettchen der kleinen Leonie stand hier

neben dem Bett der ältern Schwester und Pflegerin, und vom Roth der Gesundheit angehaucht, schlief darin das kleine schöne Kind. Heiking's Augen schweiften von einem Gegenstande, von einem ärmlichen, aber peinlich saubern Geräth im Zimmer zum andern und hafteten lange und ernst auf dem kleinen Lager. Ein eigenes süßes Gefühl durchzuckte die Brust des wüsten Menschen. Ein warmes Interesse für das junge unschuldige verlassene Mädchen, das sich und seine ganze Umgebung so rein zu erhalten gewußt, in dem Sumpfe von Lastern mannichfacher Art, wo es erwachsen. Ein Interesse zugleich für das Kind, das man ihm als das seine bezeichnet und das Gertrud so mütterlich pflegte. Seine eigene verlassene traurige Kindheit zog dabei an seiner Erinnerung vorüber. Hätte er eine Schwester gehabt, die ihn geliebt, gewartet und erzogen, wer weiß, er wäre wol nicht der zügellose Bursche, der Plagegeist seiner Verwandten, das abschreckende Beispiel für den jüngern Nachwuchs geworden.

Sobald Bergenau ordentlich im Zimmerchen seiner Tochter gebettet war, ging Doctor Salomon hinab in das Schenklocal und winkte dem Husaren ihm zu folgen.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr“, sagte er zu ihm, als sie dort, wo Nanni noch immer fest auf ihrem Platze saß, sich ebenfalls niedergesetzt hatten, „das heißt, ich kenne sie nur von Gesicht, ihr Name und Charakter sind mir unbekannt. Gesehen habe ich Sie schon seit Jahren, gesehen und beobachtet, ich weiß und kann es gerichtlich beweisen, daß Sie mit dieser Frau ein Einverständniß haben. Leute wie wir, meine Kinder und ich, hören, sehen und schweigen. Jetzt aber ist es für mich Zeit zum reden, denn das Mitwissen eines Mordversuchs, ohne ihn anzuzeigen, ist nicht mehr Discretion, sondern ein Verbrechen. Ein Arzt, der mit allerlei Menschen zusammenkommt, lernt sich verstehen aufs menschliche Angesicht, und wenn ich Sie betrachte, glaube ich, daß Sie wol könnten Jemand im Zorne niederschlagen oder niederstoßen, aber nicht heimlich ihm Gift in Speise oder Getränke schütten. So glaube ich denn auch nicht, daß sie theilgehabt an dem scheußlichen Verbrechen, das hier begangen; aber ich muß Ihnen sagen, daß das Gericht vielleicht anderer Meinung sein und daß Ihnen Gefängniß und große Unannehmlichkeiten bevorstehen. Sammeln Sie daher alle Ihre Gedanken und Erinnerungen,

damit Sie, der Geliebte der Frau, die Mordversuche gegen ihren Gatten gemacht, sich von jedem Verdacht der Theilnahme befreien, indem Sie Alles thun, um das Geschehene aufzuklären."

„Was?" sagte Heiking, „was faselt der Jude? Mordversuche, an denen ich betheiligt sein sollte? Pah, pah! Unsinn! Bergenau ist ein Säufer und der Branntwein ist sein Tod, es ist gar kein anderes Gift nöthig, wenn man sich täglich soviel Spiritus in den Leib gießt. Das arme eingeschüchterte Weib kann auch wol einmal ein unüberlegtes Wort sagen, ohne daß man denkt, sie habe Gift in den Branntwein gethan, weil sie will, das man ihn ausgieße. Nein, mein Herr, sie thun ihr Unrecht und ich — na, ich müßte geradezu ein Schuft sein, wenn ich an ihrem Verderben mitarbeiten wollte. Ich werde wahrhaftig nicht als Zeuge wider sie auftreten, selbst wenn ich — wie Sie zu sagen belieben — in große Unannehmlichkeiten kommen sollte. Ist hier ein Verbrechen begangen, dann möge das Gericht es untersuchen, das ist dessen Sache, ich bin kein Spion, kein Polizeiagent, ich bin des Königs Reiter und werde mich weder von Doctoren, noch von Juden zu etwas Anderm brauchen lassen."

Nanni richtete sich bei diesen Worten Heiking's rasch empor, ihr ganzer Muth schien wiedergekehrt zu sein und sie sagte mit frechem Tone:

„Wie, ist denn etwa hier niemand Anderes im Hause, der diesem Säufer Gift gegeben haben könnte — wenn er wirklich welches bekommen haben sollte — als ich? Wo der Vater die Tochter aus dem Hause jagt, da kann es schon der Fall sein, daß die Tochter dem Vater Etwas einrührt, was ihm schlecht bekommt. Ich glaube aber überhaupt an keine Vergiftung, Bergenau hat immer an Krämpfen gelitten, solange ich ihn kenne und der Branntwein kann einen Menschen auch schon umbringen."

„Pfui! Pfui! Teufelsweib, was schwatzest du in den Tag hinein!" schrie Heiking, heftig von seinem Stuhle aufspringend. „Was hat dir das Kind gethan, das arme junge Mädchen, das hübsch ist wie eine Rosenknospe und dein Kind pflegt und wartet wie du selbst es thun solltest. Daß du solch Zeug redest, du Abschaum!"

Der Husar kehrte dem Weibe den Rücken mit einer Wuth und Entschiedenheit, die in dem verderbten Herzen derselben den letzten Rest der Weiblichkeit, die heftige tiefe Leidenschaft, die sie

für den Sprechenden fühlte, erzittern und sich krümmen ließ.

Heiking hatte seiner Seele Gewalt angethan, um ein Wort der Entschuldigung für Nanni zu sprechen. Bei all seiner Verwilderung war der Husar Mensch und Mann genug, um zu fühlen, daß er Diejenige, die wahrscheinlich um seinetwillen ein scheußliches Verbrechen verübt, nicht verrathen dürfte. Er glaubte nicht an ihre Schuldlosigkeit, denn hundert Kleinigkeiten drängten sich bei den Worten des alten jüdischen Arztes seiner Erinnerung auf und traten zu einem Ganzen zusammen, das ihm Nanni's Verbrechen möglich, sogar wahrscheinlich erscheinen ließ. Aber es schien ihm schändlicher noch als der Mordversuch selbst, daß das Weib es wagte, die jugendliche Gertrud des Vatermordes anzuklagen.

Der alte Arzt lächelte verächtlich bei Nanni's abscheulicher Anklage. Hätte er noch einen Zweifel an ihrer Schuld gehegt, er wäre durch diese Anklage beseitigt worden.

Am Bette des leidenden Vaters saß indeß Gertrud und hielt seinen bleichen Kopf auf ihren Knien, wo er allein einige Ruhe zu finden schien. Nach dem Gebrauch der verordneten Arzneien

schienen die gräßlichen Schmerzen etwas nachgelassen zu haben. Zwar ächzte er noch von Zeit zu Zeit und Krämpfe schienen ihn mehr als einmal von Neuem packen zu wollen, aber es ging immer wieder vorüber und endlich befeuchtete sich seine Stirn und Schweißperlen drangen aus allen Poren, während die Zuckungen seltener wurden und er zuletzt in einen tiefen und ruhigen Schlaf verfiel. Gertrud wischte ihm den Schweiß mit sanfter, leichter Hand und saß zwischen dem Bette des Leidenden und dem des schlafenden, schuldlosen Kindes, wie der gute Engel und betete für Alle, die sie liebte.

Zuerst für den Vater. War er doch der Fürbitte bei Gott am meisten benöthigt. Er, der schwache, einem zerstörenden Laster verfallene Mann. Alle guten und vollkommenen Gaben, das Licht und die Kraft, kommen von oben, dachte das junge Mädchen, während ihr klarer, schuldloser Blick sich durch das nachtdunkle Fenster empor zum Himmel richtete. O, möge ihm, dem unglücklichen Vater von dort die Kraft kommen, einem Laster zu entsagen, das ihn täglich mehr und mehr entwürdigte, entmenschte. O, wenn Gott ihm die Kraft der Besserung verleihen

wollte, wie freundlich, wie glücklich wollte die Tochter sein Alter machen. Sie fühlte sich jetzt reif und kräftig genug im Geist und Sinn der Mutter, den kleinen Haushalt fortzuführen. Ja, sie fühlte, daß sie es besser als diese verstehen würde, den Vater durch heitre und ernste Gespräche zu unterhalten, durch ihr liebevolles Schmeicheln zu erheitern. Eduard und sie würden auch vereint arbeiten, um ihn und sich selbst zu ernähren, und im Nothfalle sei es für Kinder ja auch keine Schande, die Mutter um eine kleine Beihülfe anzusprechen. Eduard freilich würde dies nicht gern thun. Er wollte einst der Mutter zeigen, daß ihre Kinder es verdient hätten, von ihr allem Andern vorgezogen zu werden. Nun, sie wollten ja auch arbeiten und das kleine, herzige Schwesterchen wäre, wenn auch eine Last mehr auf ihren jungen Schultern, doch auch ein so schönes Besitzthum, ein so reizender Gegenstand für die Liebe aller. — Wo war Eduard? O, Gott begleite ihn! sagte sie mit heißem Segenswunsch für den geliebten Bruder, und lasse ihn gesund und glücklich zu uns zurückkehren. — Und dann tauchte noch ein Bild vor ihrer Seele auf, nein, es durfte nicht auftauchen, es stand immer

hell und klar dort, sie erlaubte sich nur ihre Gedanken ungestört auf das schöne Bild zu richten.

Der Jüngling, der sie in voriger Nacht so ritterlich, so edelmüthig geschützt hatte. Der sie heute, nach einem liebevollen Abschied, zu ihren jüdischen Freunden geführt, und sie dann um die Erlaubniß gebeten hatte, sie bald besuchen zu dürfen.

O, wie gut war er, wie schön, wie sauber und prächtig war seine ganze Umgebung — würde es ihm gefallen können, in ihrer ärmlichen Wohnung? Aber er wird Eduard kennen lernen, dachte sie dann weiter, um sich zu trösten. Eduard, der so klug ist und so gut, der ist in diesem ärmlichen Stübchen, wie ein schöner Ordensstern auf einem schlechten Rock; wer mit meinem Bruder nur einmal spricht, der weiß schon, daß er recht gut in die fürstlichen Säle meiner Mutter passen und ihnen zur Zierde gereichen würde. Und ich? Ach, Gott, ich bin wol ein armes, unbedeutendes, einfaches Mädchen — aber der Liebe werth bin ich ja doch wol ebenso gut, wie die reichste und vornehmste, denn ich meine es so ehrlich mit allen Menschen. Könnte er mir nur bis ins tiefste Herz hineinsehen, da würde er es sehen, daß ich der Liebe werth bin. Aber, was zerbreche

ich mir denn den Kopf und betrübe mich überhaupt. Er hat es mir gesagt, daß er mich liebt, das ist genug. Es ist mit der Liebe wie mit den Blumen. Einige wählen die Rosen unter allen, Andere die Lilie, die Tulpe, das Veilchen, das Schneeglöckchen, ja es gibt Manche, welche die unscheinbare Reseda allen stolzen, schönen Blumen vorziehen, und Er gehört zu diesen. — O, ich möchte eine Blume sein und neben ihm blühen.

Leise, leise drückte ihr der Schlaf unter diesen Gedanken die müden Augen zu. Auch der Kranke schlief ruhig, das Kind ebenfalls und Gertrud träumte, sie sei eine Rose und stände im Schatten eines Eichbaums und durch die grünen Blätter desselben spielten die Sonnenstrahlen mit ihrem Kelche und ein Vogel sänge ein wundersüßes Lied, dessen Worten sie lauschte, ohne sie noch ganz und gar verstehen zu können.

Der Sturm der rauhesten Winternacht pochte mit eiskaltem Finger an die Scheiben des kleinen Fensters. Das Verbrechen schlich in Gestalt Nanni's auf bebenden Füßen durch das öde unheimliche Haus, das Laster schlief neben Gertrud seinen unruhigen Schlaf, nicht allzufern von ihr ringelte sich, ihr näher und näher kommend, die

bunteste Schlange, deren Gift rettungslos das Leben des Weibes zerstört. Die Blumen im Paradiese ihres unschuldigen Herzens blühten unberührt, unbefleckt von diesem allen:

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund

Dreizehntes Capitel.

Beim Anbruch des Tages erwachte Gertrud und die Erinnerung an die schrecklichen Vorfälle der letzten Tage, kam ihr mit dem Bewußtsein. Sie blickte in das Gesicht des schlafenden Vaters, das bleich und bläulich, von Schweißtropfen beperlt, die sie nicht abzuwischen wagte, um den Schläfer nicht zu erwecken, auf dem Kissen lag.

Der Schlaf Bergenau's war aber jener eiserne Schlaf der Betäubung, den schwer Kranke bisweilen schlafen. Das Geräusch, das sich gar bald im Hause bemerklich machte, erweckte ihn nicht, es weckte nur die Kleine, die sich in ihrem Bette aufrichtete, den Finger ans Näschen legte und der Schwester zu verstehen gab, daß unten etwas Seltsames vorgehe.

Die harten Fußtritte, die lauten Worte, das

Klirren von Flintenkolben auf den Dielen, war das Signal, welches dem kleinen Geschöpf, das noch keine Ahnung von seiner eigenen Zukunft hatte, verkündigte, daß sie von jetzt an ganz und vollständig auf die Liebe und Sorgfalt ihrer ältern Schwester angewiesen sei. Nanni ward eines Mordversuchs gegen ihren Gatten angeklagt, ins städtische Gefängniß abgeführt.

Die Existenz des Violinisten Bergenau und seiner Familie ward jetzt plötzlich ein Gegenstand der Neugierde und das allgemeine Stadtgespräch. Ein Verbrechen gegen das Eigenthum oder das Leben eines Mitbürgers macht diesen sowol wie den Verbrecher selbst bekannt und interessant. Der letztere ist eine Abnormität, ein Auswuchs der menschlichen Gesellschaft, und man glaubt, daß schon sein Aeußeres ihn von allen guten Menschen unterscheiden müsse.

Wie irrig ist diese Vorstellung. Das Verbrechen ist nichts weiter als die höchste Potenz der schlechten Regungen des Herzens, die Jeder von uns in seinen schlimmen Stunden schon gefühlt. Die Seele eines Verbrechers ist wie ein Zimmer, in dem man aufzuräumen und zu fegen unterlassen. Der Staub häuft sich, die Spinnen erwachsen

zu einer greulichen Größe, die Blumen am Fenster verdorren und schwarzen Trauerfahnen gleich hängen von Decke und Wänden die staubigen Spinnennetze nieder, sonst aber ist es nichts anderes, als der Allen längst bekannte Raum.

Das Verbrechen kommt niemals plötzlich, es ist die allmälige Folge der bösen Neigungen, die wir in uns zu bekämpfen und auszurotten unterließen, ein giftiges Unkraut, das erst ein kleines Samenkorn war und allmälig infolge unsrer eigenen Vernachläßigung und Unachtsamkeit heranwuchs.

Der Polizeibeamte, welcher in Begleitung von zwei Soldaten in Bergenau's Haus erschien, um die Angeklagte zur Haft zu führen, fand diese in der Schenkstube sitzend. Ihr Haar hing unordentlich um ihre bleichen Schläfen, ihre Augen waren von der durchwachten Nacht geröthet und geschwollen, ihre Lippen zitterten.

Sie hatte fürchterlich gelitten, während der verflossenen Nachtstunden, die sie im Schenkzimmer auf- und abschreitend zugebracht.

Neben demselben befand sich das kleine Stübchen, das sie als Schlafraum mit Bergenau, seit sie getraut war, getheilt hatte.

Zuerst hatte sie den Versuch gemacht, sich niederzulegen, wenn auch ohne Hoffnung zu schlafen. Aber ihr Lager schien zu glühen. — Seltsam genug, seit sie ihre verbrecherischen Absichten entdeckt wußte, schienen alle ihre Gedanken und Gefühle eine plötzliche Umwandlung erfahren zu haben. Die wilde, rasende Leidenschaft für Heiking schwieg, sie dachte an ihn mehr mit Furcht als Verlangen. Die Möglichkeit, als seine Frau neben ihm zu leben, erschien ihr durchaus nicht mehr so glänzend und wünschenswerth, und jetzt erst bedachte sie, daß mit dem Tode Vergenau's, die Geldsendungen seiner geschiedenen Gattin aufgehört hätten, da Eduard und Gertrud gewiß zu ihrer Mutter gegangen wären, selbst wenn der sterbende Vater ihnen befohlen hätte, bei Nanni zu bleiben. Die Kinder Vergenau's waren längst keine Kinder mehr, sie waren selbständige, denkende Menschen, nur zu bekannt waren der Verbrecherin die großen Vorzüge beider, ihr ausdauernder Fleiß, ihr Ehrgefühl, die treue Liebe, mit der beide aneinander hingen. Wie hatte sie nur denken können, daß diese beiden Menschen durch etwas anderes, als die Theilnahme für ihren Vater, an sie gefesselt

wären! Und Heiking! Das schöne Gesicht desselben schien plötzlich finster und drohend aus der finstern Nacht, die sie umgab, ihr entgegen zu treten. Zwischen ihm und ihr hatte ihr Verbrechen eine unausfüllbare Kluft gerissen, und eine Stimme in ihrem Herzen, die jetzt doppelt gräßlich klang, sagte ihr, daß er überhaupt nie sie zu seinem Weibe genommen hätte, daß seine Liebe für sie weit mehr den Vergnügungen gegolten, die sie ihm durch Hermionens Geld erkauft, als ihrer Person. Heiking war, sie sah dies jetzt mit grauenvoller Deutlichkeit, gleichgültig gegen jedes weibliche Geschöpf. Er liebte nichts als Vergnügen, Wein, lustige Tänze, den Klang der wilden Musik, und auch das liebte er nicht immer. Oft war es ihm widerwärtig gewesen. Der Mann, um dessenwillen sie wahrscheinlich ihr Leben verwirkt, erschien ihr in diesem Augenblicke wie ein tiefer, dunkler Strom, in dessem Grunde ein glänzendes Kleinod liegt, über das die Wellen unaufhörlich dahinrauschen. Dies zu erlangen, hatte sie sich gebeugt, tief, immer tiefer, sie hatte mit ihren Armen hinabgegriffen in die eisigen Fluten, sie war hineingestürzt, jetzt schlugen sie über ihr zusammen. —

Sie riß sich auf. Der Gedanke, sich durch Leugnen zu retten, stieg in ihrer Seele empor. Noch war ja nicht Alles verloren, noch konnte kein Richter der Welt ihr ja beweisen, daß sie Bergenau getödtet, denn er lebte! O, sie dankte Gott für das Leben, das zu zerstören seit so langer Zeit ihre Absicht gewesen. Sie wollte jede Spur dieser Absicht vertilgen. Sie wusch alle Stellen ab, wo der vergiftete Branntwein übergeflossen. Sie hatte gehört, daß man die Spur des Giftes auch in den kleinsten Resten finden könne. Sie suchte dann einen Platz, wo sie das Gift, in dessen Besitz sie sich noch befand, verbergen, ein Mittel, wie sie es zerstören könne. Sie nahm das Schächtelchen in ihre Hand, es schien in derselben zu glühen. Sie schlich leise auf Socken in den kleinen Hof hinab, um es an einem heimlichen Ort zu vergraben. Auf der Hälfte des Weges besann sie sich eines andern. Man konnte sie aus den Hinterfenstern der Nachbarhäuser beobachten — wer weiß — der Verräther schläft nicht und die Mitternacht hat Augen. Sie wollte das Schächtelchen unter Gertrud's Sachen stecken, — dort würde Niemand es suchen, und wenn man es dort fände, dann könne es

wenigstens nicht wider sie selbst Zeugniß ablegen.

Dann dachte sie einen Augenblick lang, sich den Tod zu geben, den ganzen Rest des Giftes schnell mit einem Glas süßen, starken Branntweins vermischt, auszutrinken. Erst Betäubung, dann der Tod; die Todten haben nichts mehr zu fürchten.

Aber ach! — Wie entsetzlich fürchtete sie den Tod! Alle ihre Nerven und Fibern sträubten sich vor dem Gedanken der Vernichtung. Die Haare auf ihrem Haupte schienen sich zu krümmen vor Entsetzen und Grausen. — Nein, nicht sterben, nur nicht sterben! Leben wollte sie, leben um jeden Preis, unter allen Umständen. Ein finsteres Gefängniß, die tiefste Einsamkeit, die gräßlichsten Schmerzen, erschienen ihr weit weniger grauenhaft als der Tod, das gräßliche, absolute Nichts. Bergenau lebte, das Leben konnte das Gesetz ihr nicht nehmen, alles Uebrige war nichts gegen den Tod.

Sie wollte leugnen, leugnen, so lange, so sehr als möglich. Sie ließ das Schächtelchen aus der Hand fallen und stieß es mit dem Fuße weit von sich. Mit leisem Tone rollte es über

den Fußboden, ihre glühenden Augen verfolgten es, am Ofenfuß blieb es liegen, sie schob es mit der Hand hinter denselben, so konnte es Jahre stehen, ohne daß Jemand es fand.

Dann horchte sie angestrengt, ob oben in Gertrud's Stübchen sich nichts rege — wenn er gestorben wäre? Gerechter Gott — an seinem Leben hing auch das ihre! — Alles war still oben, das Stöhnen und Aechzen verstummt. Er war todt! Gewiß, er war es! O, Maria, Mutter Gottes, erbarme dich meiner, laß ihn leben, leben, damit nicht das schreckliche Beil meinen Kopf vom Rumpfe trennt. Die Erinnerung an die Hinrichtung einer Kindesmörderin, die sie als ein kaum sechsjähriges Waisenmädchen in Wien angesehen, stand in furchtbarer Deutlichkeit vor ihren Augen. Sie sah die bleiche Verbrecherin im Todtenhemde mit schwarzen Schleifen, sah das Gesicht des Henkers, das blanke Richtschwert, das über die untergestreuten Sägespäne rieselnde Blut! — Und dann mit einem male zuckte der Gedanke an ihr eigenes kleines Kind durch ihre Seele. Es war ein weiches, warmes Aufwallen der Mutterliebe, die die menschliche Mutter — schlechter als Hyäne und Tigerkatze — so lange

in sich unterdrückt hatte. Ihr Kind, ihr Kind! Brennende Thränen traten in ihre Augen — wenn Bergenau starb, durch ihre eigene, ruchlose Hand starb, dann war ihr Leben dem Gesetze verfallen, und das arme vater- und mutterlose Mädchen, die Tochter der Gerichteten, hatte keine andere Zuflucht als die, welche die Barmherzigkeit der Menschen ihr gewährte. Ein Waisenhaus ward dann zum höchsten Glück für das unglückliche Kind.

Schauder auf Schauder rannen so, bald glühend heiß, bald eiskalt, durch die Seele der Verbrecherin und nichts von dem Allem, was vor der That sie zu derselben gestachelt und getrieben, erschien ihr jetzt noch, selbst wenn ihr Verbrechen gelungen wäre, wünschenswerth oder zu erreichen möglich.

Den Kopf in die Hand gestützt, vom Fieber geschüttelt, saß sie beim Anbruch des Tages noch in dem wüsten Schenkzimmer. Sie horchte athemlos mit höchster Anstrengung auf jeden Ton, der oben oder auf der allmälig zum Leben erwachenden Straße sich regte. Manchmal betete sie furchtbare, von der gräßlichsten Angst dictirte Gebete, dann dachte sie wieder an die Möglichkeit der Flucht,

der Rettung auf irgend eine, wenn auch noch so furchtbare Weise. — Wenn dort aus dem Kamin, der Versucher, der Feind der Menschheit hervorträte und ihr Leben und Freiheit böte, wenn sie ihm das Blut ihres Kindes, oder ihre unsterbliche Seele dafür gäbe? — Es funkelte und blitzte vor ihren Augen, der Gedanke gewann die Deutlichkeit der Vision und als sie sich aufraffte, um dem fürchterlichen Bilde zu entrinnen, da lag ein Streifen jungen, goldenen Tageslichts auf der Zimmerdiele und draußen hörte sie fremde Stimmen, die Einlaß begehrten. — Die Leute, welche den obern Stock des Hauses bewohnten, hatten die Hausthür eröffnet, wie schlaftrunken mit zitternden Händen, mit verglasten Augen, stand die Verbrecherin vor den Abgesandten des weltlichen Richters. Der Richter in ihrer eigenen Brust hatte bereits sein Amt begonnen.

Sie ließ willenlos, gedankenlos alles mit sich machen. Der Polizeidiener, ein ernst, aber gutmüthig aussehender Mann, erinnerte sie daran, etwas Weißzeug für sich einzupacken, einen Mantel umzunehmen, ein wenig zu essen. — Sie that was er sagte, sie machte sogar den Versuch, ein Stückchen Brot, das auf einem Tische lag, her-

unterzuschlingen, aber es war unmöglich, sie hatte das Gefühl, als sei ihr Mund und Kehle mit Erde gefüllt, selbst trinken konnte sie nicht, der Schluck Wasser, den sie in den Mund nahm, erschien ihr gallenbitter, es war ihr unmöglich, ihn herunterzubringen.

„Wo ist Ihre Familie, damit ich derselben mittheile, daß Sie uns begleiten?“ fragte der Polizeibeamte. Sie verstand ihn anfangs nicht, sie sah ihn mit leerem Blick an und sagte dann: „Ich habe ja keine Familie, ich bin ein Waisenkind.“

„Ihren Mann, Ihre Stiefkinder meine ich“, entgegnete der Beamte.

Sie deutete mit der Hand nach oben, und setzte sich dann wieder auf einen Stuhl, denn die Knie wollten sie nicht forttragen.

Der Polizeibeamte sprach jetzt leise mit seinen Begleitern, die nun anfingen alle Dinge im Zimmer genau zu betrachten und etwas dabei in ein Heft zu schreiben.

Bei dieser Beschäftigung waren sie noch, als die Thür sich leise öffnete und Gertrud eintrat. Sie erkannte mit schnellem Blick, was hier geschah, und ein Schmerz der bittersten Art zuckte

durch ihre junge Seele. O, Mutter! Mutter, warum hast du uns verlassen? jammerte es in ihr. Warum trugst du nicht mit uns die Last der Armuth? Wie schwer sie auch sein mag, sie ist nichts gegen die Last der Schande!

Dann aber besann sie sich. Nicht, was Andere thun, kann uns Schande bereiten, sagte ihr natürliches, richtiges Gefühl ihr, sondern nur unsre eignen Thaten, und dieser Gedanke gab ihr ihr Selbstbewußtsein, die ihr angeborene sanfte, einfache Würde wieder. Sie sprach mit dem Polizeibeamten und machte ihn zuerst darauf aufmerksam, daß der Zustand ihres Vaters Stille und Ruhe nothwendig mache. Der verständige Mann versprach alles mögliche zu thun, um jede Störung des Kranken zu vermeiden. Dann that sie selbst mit ernster Ergebung Alles, was die anwesenden Gerichtsbeamten ihr als die Pflicht des Augenblicks bezeichneten. Sie schloß alle Schubfächer im Zimmer und im Hause und lieferte die Schlüssel ab, nachdem sie für sich, den Kranken und das Kind, die nöthigen Gegenstände in einen leeren Koffer gepackt hatte. Sie half alle Ecken und Winkel durchstöbern und alle Flaschen, Kästchen und Schächtelchen, die sich etwa vorfanden, zu-

sammentragen und unter Verschluß bringen. Sie brachte das Licht, mit welchem man alles versiegelte, bezeichnete die Flaschen, aus denen Nanni in ihrer Gegenwart ihrem Vater zu trinken eingeschenkt, und beschrieb endlich das Schächtelchen, das sie in den Händen der Angeklagten gesehen. Dies zu suchen war nun das Hauptaugenmerk der Beamten, aber es fand sich nicht und so ward Nanni abgeführt und mit umflortem Blick sah Gertrud dem Weibe nach, das soviel Elend und Entsetzen über sie gebracht.

Auch die Schenkstube und die kleinen Räume neben derselben wurden nun verschlossen und versiegelt und Gertrud war mit dem Kinde und dem kranken Vater nur auf ihr und Eduard's Stübchen beschränkt. — Wohl ihm, dem geliebten Bruder, daß er fern war. Das erste, schrecklichste in dieser neuen Unglückskatastrophe, die die armen Kinder betroffen, ging so an ihm vorüber. Wenn er zurückkehrte, konnte sie ihm das, was sie selbst in so entsetzlicher Weise mit erlebt, schonend erzählen. Wie viel anders erregen uns Begebenheiten, die wir durchleben, als solche, von denen uns nur berichtet wird, dachte sie. Echte Liebe gießt immer und unter allen Umständen einen Tropfen

ihrer süßen Labung in den bittern Trank, den das Elend des Lebens uns reicht.

Gertrud ging von der entsetzlichen Scene, die sie durchlebt mit einem Trost im Herzen, hinauf zu ihrem Kranken, zu dem kleinen, holden Schwesterchen, dem armen Kinde einer verbrecherischen Mutter.

O, daß du nie erfahren möchtest, was heute geschehen, dachte das junge Mädchen, während sie unter Küssen und Thränen das kleine Schwesterchen, das sie so mütterlich liebte auf ihrem Schoose wusch und ankleidete. Gertrud gehörte zu jenen echt weiblichen Seelen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Erdenstern, der liebevollen Mutter alles uns bekannten Lebens haben. Wie die Erde ihre tägliche Bahn um sich selbst und um die ewige Sonne unabänderlich und unstörbar wandelt, ob Stürme über ihre Oberfläche dahin rasen, ob Erdbeben ihren Schoos zerreißen, ob Wolkenbrüche tobend auf sie herabstürzen, so erfüllen diese Seelen ihre täglich wiederkehrenden Pflichten, treu und gewissenhaft, welches Leid, welcher Kummer sie auch treffen möge. Jene kleinen weiblichen Pflichten, die zum Leben der Familie so unerläßlich sind, als der Wandel der

Erde auf ihrer Bahn für alles Leben auf dem schönen Stern, den wir Menschen Welt nennen. Unter heißen Thränen, unter inbrünstigen Gebeten, räumten die zitternden Hände des jungen, schwer geprüften Mädchens das Zimmer auf, blies sie die Flamme des Ofens an, bei deren freundlicher Glut sie das Frühstück bereitete für ihr Kind und ihren Vater.

Instinctmäßig, fast ohne zu wissen, daß sie es that, hatte sie ihren eigenen Anzug geordnet. Dem saubern Kleidchen, an dem kein Stäubchen haftete, an dem kein Fältchen unrecht saß, dem spiegelglatten Scheitel, der sich an die reine, edle Stirn schmiegte, hätte kein Auge den Jammer angesehen, der schwer und eiskalt in der jungen Brust lag. Aber diese edle Stirn war wachsbleich, die Augen, von einem bleifarbigen Ringe umgeben, lagen tief in ihren Höhlen und um den feinen, festgeschlossenen Mund, der von früh auf sich geübt hatte klaglos das Leid des Lebens zu tragen, zuckte ein neuer, ein furchtbarer Schmerz.

So fand sie der jüdische Arzt, der einzige Mensch in der weiten, von Neugier und Grauen über die Familie Bergenau erfüllten Stadt, den Gertrud ihren Freund zu nennen wagen durfte.

Der Kranke schlief immer noch.

Doctor Salomon zog das Augenlid Bergenau's empor und blickte in das starre Auge des Schläfers. „Es ist gut!" sagte er dann ruhig. „Er wird leben unter Gottes Beistand. Gertrud, mein Kind, kommen Sie her zu mir, damit ich nach Ihnen sehe."

„Ich bin nicht krank, Herr Doctor", entgegnete sie mit bebender Stimme.

„Aber Sie sind müde und verzagt, Sie sind einsam und verlassen, armes Kind, denn ihr Bruder ist fern. Sie haben jetzt keine andern Freunde als mich und die Meinen, aber das wissen Sie, daß wir es gut mit Ihnen meinen, und Sie eben so herzlich lieben, als wären Sie von unserm eigenen Volk und Blute. Brauchen Sie etwas? Können wir Ihnen beistehen? Soll Deborah oder Rahel kommen und Ihnen helfen bei der Pflege Ihres kranken Vaters? Haben Sie Geld im Hause oder soll ich Ihnen welches vorschießen und an Ihre Mutter schreiben, damit sie Sorge trägt für die Ihrigen?"

Gertrud schüttelte schmerzlich weinend den Kopf. „Ich habe alles, was ich brauche", sagte sie leise, „und ich möchte um alles in der

Welt nicht, daß meine Mutter von unserer jetzigen Schmach hörte. Die liebe Rahel möchte ich wol gern sehen, sie ist immer gleich gütig gegen mich armes Kind gewesen, ich liebe sie wie eine Schwester. Jetzt aber, so lange es noch Tag ist, soll sie nicht unser Haus betreten. Schande liegt auf der Schwelle, meine Freunde sollen ihren reinen Fuß daran nicht beschmutzen, aber Abends, wenn sie mich da besuchen wollte, Gott würde es ihr und Ihnen segnen."

„Sie wird kommen, mein liebes Kind", entgegnete der Arzt, „wir werden Ihnen auch Speisen schicken, für Sie, den Kranken und das Kind, und hier haben Sie Arzeneien für Ihren Vater, geben Sie ihm ein, wenn er erwacht, in einer Stunde wird das der Fall sein, ich komme Mittags mit dem Herrn Kreisphysikus wieder, der nun von Amts wegen die Behandlung des Kranken übernehmen muß. Sein Sie ruhig und zufrieden, es kommen nach schlimmen Stunden gute, und wenn das Wetter recht getobt hat, wenn Regen und Schnee wie gestern einen dicken Schleier um den Himmel gezogen, kommt über Nacht ein Sturm, er tobt grausam, aber er fegt die Wolken hinweg. Da sehen Sie

hinaus auf den Kirchhof, drüben liegt der liebe Sonnenschein und schmelzt von dem Grase der Gräber den Frosthauch hinweg, sehen Sie, wie grün alles wieder schimmert. Regen wechselt mit Sonnenschein, und ganz gewiß folgt auf jeden Winter, wie rauh und lang er auch sein mag, der Frühling; wir müssen ihn nur geduldig erwarten, und uns in der schlimmen Zeit muthig und vernünftig gegen das eindringende Wetter wahren. Legen Sie noch ein wenig Holz in den Ofen, meine liebe Gertrud, und denken Sie bei Ihrer Arbeit darüber nach, daß uns die Thaten unsrer Feinde keine Schande machen können, wenn sie auch noch so schlecht wären. Die zweite Frau Ihres Vaters war nicht Ihre Mutter, war auch nicht Ihre Freundin, sie war die schlimmste Feindin, die Sie alle hatten, und jetzt werden die Werke ihrer Bosheit vernichtet."

Er streichelte bei diesen Worten Gertrud's Haupt, küßte das kleine Kind und ging.

Draußen spielte der Sonnenschein auf den Gräbern. Die kleine Leonie schmiegte ihr Köpfchen an das Kleid ihrer Pflegerin und griff mit den runden Patschhändchen nach Gertrud's Knien empor. Im Ofen flammte ein lustiges Feuer,

das Kaffeekännchen kochte dabei so hübsch. Der kranke Vater schlief. Was auch geschehen war Gertrud hatte es ja nicht verschuldet, sie hatte ihren Eduard noch, und auf der Welt, nicht fern von ihr, lebte ein zweites Herz, das Gertrud für den Inbegriff alles Guten und Großen, alles Edeln und Schönen hielt. Sie glaubte mit frommer Zuversicht an die Liebe dieses Herzens, deren sie sich trotz ihrer Armuth und Einfachheit nicht unwürdig fühlte. Der liebe Gott lebte ja auch noch, Er, der aus dem verwesenden Saatkorn alljährlich die neue Aehre erstehen läßt, der überall und immer Leben aus Tod, das Gute aus dem anscheinend Schlimmsten hervorruft. Was auch geschehen war, Gertrud fühlte ihre Kraft das Schwerste zu ertragen und ihre Hoffnung auf eine bessere selbst errungene Zukunft unvermindert — und sie fühlte Etwas, das, wie materiell es auch erscheinen mag, doch immer der Beweis ist, daß man einem Seelenleiden nicht erliege. — Die sechszehnjährige Gertrud fühlte Hunger. Als sie gefrühstückt hatte, als der warme Kaffee nach der fast durchwachten Nacht ihre Nerven gestärkt, und ein wackres Stück Brot sie gesättigt hatte, da betrachtete sie das Leid, das

schmachvolle Familienunglück, das sie getroffen, mit ganz andern Augen. Ein satter Mensch und ein hungriger, nehmen sehr verschiedene Standpunkte ein, denselben Verhältnissen gegenüber.

Nanni, die schlimme Stellvertreterin ihrer Mutter, stand nicht mehr an dem geheiligten Platz derselben. Sie konnte hoffen, auf ihren unglücklichen Vater wieder einigen Einfluß zu gewinnen, um liebevoll den Armen zur Mäßigkeit zurückzuführen. Sie konnte den Haushalt aufs Aeußerste beschränken, durfte den abscheulichen Erwerbszweig, den Nanni sich erwählt, aufgeben, und wußte, daß jetzt, wenn sie für die Bequemlichkeit und den Nutzen von Vater und Geschwistern arbeitete, ihr Niemand mehr hindernd in den Weg treten würde.

Die gerichtlichen Siegel an der Schenkstube waren ihr nicht schrecklich, verschlossen sie doch nur Räume, die sie immer mit scheuer Angst betreten hatte.

Wol hatte sie tiefes Mitleid mit Nanni, in der sie nach jener furchtbaren Katastrophe, plötzlich wieder die Gefährtin ihrer frühesten Kindheit, die Gehülfin ihrer Mutter bei den Arbeiten für den Comfort der Familie sah. Sie betete aus

tiefstem Herzensgrund für die verirrte Verbrecherin, und — wunderbar genug — sie verstand und begriff, daß eine heftige Liebe für den schönen, wüsten Mann, den sie nun schon so oft und lange in der Gesellschaft Nanni's gesehen, der Beweggrund ihres Verbrechens sein könne und sie fand in dieser einen Erklärungs-, ja gewissermaßen einen Entschuldigungsgrund desselben. Gertrud erkannte im Innersten ihrer Kinderseele, die tiefe Weisheit des Gebetes: „Führ' uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel."

Das junge Mädchen, welches Laster und Verbrechen neben sich gesehen und ihre kindliche Reinheit in der gräßlichen Nähe beider in dem Schutz des Fleißes und heiliger Geschwisterliebe bewahrt hatte, konnte die Sünde hassen und dem Sünder die echte Liebe des Evangeliums bewahren. Sie schwur sich zu, dem Kinde Nanni's eine treue, wahrhaftige Mutter, ihrem beklagenswerthen Vater eine sanfte, liebevolle Tochter zu sein und zu bleiben.

Nach diesem festen und ernsten Entschluß schien die Last des letzten schrecklichen Tages von ihrer jungen Seele abzugleiten. Sie arbeitete fleißig, ja heiter, sie dachte mit einer Art von Andacht

an Dubois und betete inbrünstig für den fernen Bruder, dann für Alle, die sie liebte, dann für alle Menschen und zuletzt unter heißen, aber sanften Thränen, für die unglückliche Nanni.

In schweren Lebensleiden gibt es keine bessere Zerstreuung, kein sicheres Beruhigungsmittel als die Unterhaltung mit Gott!

Vierzehntes Capitel.

Gegen Mittag, als Gertrud schon oft von ihrem Sitze am Fenster nach dem Bette des Vaters geblickt hatte, erwachte dieser endlich, wenigstens sah die Tochter, daß er die Augenlider öffnete. Als sie aber an das Bett des Leidenden trat und ihn freundlich fragte, ob er etwas bedürfe, da begegnete ihrem erschrockenen Blick ein Auge, das bewußtlos ins Leere starrte und sich zu dumpfen Träumen wieder schloß. Bergenau erkannte weder sein Kind, noch schien irgend ein Gedanke seine ermattete Seele zu bewegen.

Gertrud versuchte ihm etwas von den bereitstehenden Arzneimitteln einzuflößen, aber er hielt die Lippen geschlossen und lag bald wieder in dem bleiernen Schlafe, den die Tochter anfangs mit solcher Freude begrüßt hatte und der nun ihr die

größte Angst verursachte. Wenn er stürbe, trotz der tröstlichen Zusicherung ihres jüdischen Freundes? Wenn Gott ihr die Gelegenheit, dem unglücklichen Vater eine Stütze, eine Freundin zu sein, ihm selbst die Möglichkeit, sein schreckliches Laster abzulegen verweigerte? Wenn Nanni, die Frau, die Eduard's Namen trug, als Giftmörderin angeklagt und verurtheilt, auf dem Schaffot sterben müßte?

Was auch kommen mag, der Vater lebe oder sterbe, sagte Gertrud zu sich selbst mit einem tiefen ernstlichen Entschluß, wenn Eduard heimkehrt, so verlassen wir Alle diesen Ort, an dem der Name Bergenau, der einst einen so schönen Klang hatte in der Künstlerwelt und den Eduard gewiß noch zu Ansehen und Ehren bringen wird, durch Verbrechen beschmuzt und verunglimpft ist.

Ich werde dann Dubois vielleicht nie mehr wiedersehen — aber sei es darum, er wird mein gedenken, er wird mich lieben wie eine gestorbene Schwester, und wenn wir uns in der weiten Welt nach vielen, vielen Jahren einmal begegnen, soll er finden, daß das arme Mädchen, welches er in treuem Andenken behalten, dieses Andenkens werth war. Wol mischten sich in diese ernsten resig-

nirten Gedanken, andere lachende Bilder. Gertrud war fast sechzehn Jahre alt, so manche Braut hatte sie mit blühendem Kranze an dem Arme ihres Geliebten in die Kirche gehen sehen. Sie sah sich auch mit der Myrthe geschmückt, sah Dubois sich liebend zu ihr herabneigen — aber sie sah dies als einen seligen Traum, dem nie der Boden der Wirklichkeit zutheil werden könne.

Dubois, der Sohn eines Geschlechts, das für den modernden Staub seiner Vorfahren eine stolzere Wohnung gebaut, als sie, die Tochter des armen Musikanten, mit ihrer Familie je lebend zu bewohnen hoffen konnte. Dubois, der vornehme, von allem Luxus und Comfort, den der Reichthum nur gewähren kann, umgebene Jüngling und sie, das arme Mädchen aus der Schenke.

Ach, sie verlangte ja auch nicht, daß die Sonne zu ihr herniedersteigen sollte, sie war zufrieden, daß sie am blauen Himmel stand und einen ihrer göttlichen Strahlen auch in ihr armes Stübchen sandte, es für einen Augenblick ganz mit goldenem Lichte füllend.

Er wird mich nicht vergessen, nie vergessen! sagte sie beinahe laut, er hat es mir versprochen und seine Lippen wie seine Augen lügen nicht.

Dann, wie wenig Zusammenhang dies auch mit der Erinnerung an den neuen Freund haben mochte, fiel es ihr plötzlich schwer auf die Seele, daß die Erhaltung ihres kleinen Hausstandes jetzt ganz und gar auf ihr ruhe, bis Eduard heimkehre, den sie nach seiner Zeitbestimmung etwa in drei Tagen, erwarten konnte.

Sie öffnete das Kästchen, in dem sie ihren kleinen Geldvorrath aufzubewahren gewohnt war und zählte denselben sorgsam und mit einigem Herzklopfen. Nun, sie war nicht ganz arm, noch besaß sie zwei Thaler siebzehn Groschen und neun Pfennige, die Arbeit, die sie unter den Händen hatte, mußte, wenn sie fleißig schaffte, bis morgen Mittag fertig sein und sie hatte dann noch auf manchen andern Tag Arbeit vorräthig. Sie wollte auch nicht ängstlich sorgen. Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe, sagte sie zu sich selbst, indem sie eifrig weiter stickte.

Die kleine Leontine war müde geworden, Gertrud legte sie auf ihr Bettchen und blickte traurig in das Gesicht des bewußtlosen Vaters. Der Abend dunkelte bereits und das junge verwaiste Mädchen saß einsam arbeitend, sorgend, müde von der durchwachten Nacht und von tausend schmerz-

lichen Aufregungen bei dem bewußtlosen Kranken und dem schlaftrunkenen Kinde.

Am Himmel jagte sich wieder wildes Gewölk, aber von Zeit zu Zeit blickte doch ein Sternchen freundlich in die Fenster von Gertrud's kleiner Stube und sein lichter Strahl war immer wieder für das leidende Mädchen ein Hoffnungsbote.

Durch Nacht zum Licht! flüsterte sie leise vor sich hin. Da hörte sie das Oeffnen und Zuschlagen der Hausthür, einen bekannten Schritt auf der Treppe, sie hörte eine Hand nach dem Griff ihrer Thür tasten. Er ist's! Kein Zweifel! Es ist der liebe heimkehrende Eduard! Vergessen, für einen Augenblick wenigstens, ist alles Leid, das die Arme ertragen, die Geschwister halten sich umfangen und Gertrud's vom Weinen müde Augen ruhen auf der Schulter Desjenigen, der ihre natürliche Stütze, ihr unwandelbarer Freund, ihr Eins und Alles ist.

Sein Auge hat sich an die Dunkelheit des Stübchens gewöhnt. Er sieht und erkennt das Bett des Vaters; ihn hier zu finden, selbst wenn er sehr krank wäre, ist dem heimkehrenden Sohne eine tröstliche Ueberraschung. Aber er wünscht Licht

im Zimmer, er hat der Schwester Etwas zu zeigen, er möchte ihr überraschtes glückliches Gesichtchen sehen. Der Augenblick ist ja erschienen, indem er den Erfolg seines langen Strebens zu ernten hofft, in der Freude seiner Gertrud.

Das junge Mädchen, alles Nothwendige auch im Augenblick der Ueberraschung bedenkend, legt einen Bogen grünen Papiers, das sie zum Unterlegen bei sehr kunstvollen Stickereien braucht und daher stets vorräthig hat, in tiefe und feste Falten, ihn dann auseinandernehmend bildet sie daraus einen Lichtschirm, hinter welchem die kleine Lampe angezündet wird. Wie strahlend erscheint ihr Eduard's liebes Gesicht. Ja, er bringt Glück in die Heimat, das liest sie in seinen Augen.

„Nun setze dich hierher, meine Gertrud", flüstert er leise, um den Vater nicht zu erwecken, „so, daß ich dich ganz schön ansehen kann; jetzt sollst du das Christgeschenk empfangen, das ich schon so lange dir vorbereitet, da, nimm und lies!"

Mit freudebebender Hand nimmt der Jüngling aus seiner Brieftasche einen großen Brief, der ein mächtiges Siegel hat, an welchem ein langer schwarz und weißer Seidenfaden hängt. Das Papier ist steif, es hat schon etwas Feier-

liches, Ungewöhnliches, Gertrud hält es lächelnd in den zitternden Kinderhänden und wagt nicht, einen Blick hineinzuthun.

„Nimm und lies!" wiederholt Eduard, wie der Engel einst dem Evangelisten Johannes, „aber lies mit Verständniß, mein Schwesterchen, du kannst auch laut lesen, damit ich höre, wie die Worte aus deinem Munde klingen."

Sie entfaltet das vornehme Papier.

Ganz oben steht darauf mit großen Fracturbuchstaben geschrieben: Qualificationsattest!

„Was ist das, Eduard?"

„Lies nur, lies!"

„Qualificationsattest des Herrn Eduard Bergenau zum Feldmesser rc."

„Herr Gott, Eduard!"

„Aber so lies doch, Gertrud, es ist ja mein Zeugniß. Liebe, gute Schwester, der erste Schritt ins Leben ist ja nun gethan, ich bin vereidigter Geometer bei der danziger Regierung und an Arbeit wird es mir nun nie fehlen, an Arbeit, die lohnend und ehrenhaft ist und mit der ich dich, den Vater und auch die Kleine ernähren kann. Siehe, wir wollen nach wie vor Beide fleißig sein und sparen, dann gehen wir in drei bis vier

Jahren nach Berlin und dort studire ich die Baukunst, die schönste und erhabenste aller Künste, und die Zeit wird kommen — ich weiß, du glaubst mir das, meine Gertrud — wo der arme Knabe, der aus der Schule gewiesen ward, ein großer Meister geworden, dessen Namen dann neben Erwin von Steinbach, neben Vitruv und Palladio, unserm Schinkel und all den großen Geistern, die den Erdball mit ihren unvergänglichen steinernen Gedanken schmückten, mit Ehren genannt werden kann. Eduard Bergenau! Es ist ein hübscher Name, er klingt so deutsch und tüchtig. Ich kann gerade nicht sagen, daß ich große Münster und Kirchen bauen möchte. Der Gott, den ich anbete, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; aber Brücken werde ich schlagen über wilde Ströme, ich werde den rasenden Gewässern feste Dämme entgegenstellen, ich werde Häuser bauen, in denen die Armuth gesund und bequem wohnen kann. Tom Smith, mein wackerer Freund und Wohlthäter, nennt das die schönste und nothwendigste Aufgabe für einen rechten Baumeister, ich werde Museen und Walhallas bauen, Rathhäuser, in denen freie Männer über das Beste ihrer Mitbürger sich besprechen können. Ich werde —"

Gertrud war, wie sie von Kindheit auf zu thun pflegte, vor dem Bruder hingekniet, sie stützte ihren Arm auf seine Knie und sah ihm selig lächelnd in die Augen.

„Du wirst alles Schöne, Gute und Große, Eduard, das weiß ich und wußte ich immer, aber dennoch ist es mir wie ein Traum, daß du jetzt schon, so jung wie du noch bist, ohne alle Unterstützung von außen, etwas möglich gemacht hast, wozu sonst andere Jünglinge soviel Geldmittel von den Eltern, soviel Verwendungen von Freunden und Bekannten, soviel Zeit und Studium bedürfen. O, lieber Gott, wie bin ich so glücklich, so glücklich deine Schwester zu sein!"

Das Wort kam aus tiefster Seele. Im freudigen, stolzen Bewußtsein der Vorzüge und Gaben ihres Bruders hatte das junge Herz die Leiden und den Kummer vergessen, die noch vor wenigen Augenblicken wie eine Bergeslast auf ihr gelegen.

O, Gott ist gut! In der moralischen Welt wie in der Natur vertheilt seine Weisheit überall die Last nach der Kraft, und wo dem Auge des kurzsichtigen Beobachters die Last zu schwer scheint, da sieht er nur die Erleichterungsmittel nicht, die

ihr beigefügt wurden, oder vergißt, daß alle Kräfte in der Natur wie in der Seele sich durch Uebung steigern und daß eben Fortschritt, Entwickelung, Steigerung die Grundprincipien der ganzen Schöpfung sind.

Die Geschwister saßen froh beieinander, das Glück, das ihre gegenseitige Liebe ihnen bot, floß wie ein voller Strom durch ihre jungen Seelen, der alles Leid, das darin lag, überflutete! Es waren Stunden vergangen, Gertrud's weiblicher, mütterlicher Sinn hatte Sorge getragen, den lieben Heimgekehrten zu speisen und zu tränken, sie hatte sein Bett geordnet und gewärmt, hatte sich alle Abenteuer seiner großen Reise nach Danzig erzählen lassen, hatte mit stockendem Athem erfahren, wie viel Arbeit er muthig geschafft, wie viel Beschwerden und Entbehrungen er geduldig ertragen, um zu diesem Erfolge zu gelangen, ohne der nächsten gräßlichen Vergangenheit auch nur mit einem Pulsschlage zu gedenken. Was war ihr Nanni's Verbrechen neben den tugendhaften, vom besten Erfolge gekrönten Bestrebungen des Bruders, und daß der Vater schlafend dalag, krank und ganz ihrer Liebe sich hingebend, das war für Eduard, der die schreckliche Ursache davon nicht

kannte, sogar eine Freude. In den Stunden der Krankheit, das wußte der Jüngling, war sein Vater liebevoll, das Laster hatte nur Macht über den Gesunden.

Aber die Mitternacht kam heran, Gertrud's physische Kräfte waren erschöpft, durch Gemüthsaufregungen sowol, als durch Mangel an Schlaf. Sie zitterte an allen Gliedern und war einer Ohnmacht nahe. Verwundert und erschreckt beobachtete Eduard die Schwester, er sah es jetzt dem bleichen Gesichtchen, den eingesunkenen Augen an, daß sie sehr gelitten haben mußte, und indem er nach ihren Erlebnissen und dem Zustande des Vaters eifrig zu fragen begann, entlockte er ihr die Erzählung der schrecklichen Begebenheiten, die sie durchlebte.

Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und als sie geendet hatte, sagte er mit Fassung:

„Das ist fürchterlich, meine Schwester, aber es muß mit Muth, mit Geduld und mit Würde von uns ertragen werden. Liebe Gertrud, in deinem großen und gerechten Schmerz bedenke Eins, das wir Beide nie aus den Augen lassen sollten: Nur bevorzugte Naturen lernen den bittersten Schmerz des Lebens kennen! Wir stehen verlassen

und einsam im Leben, durch das wir uns selbst Bahn brechen müssen, schlimmer als verlassen und einsam, denn wir haben einen Vater, der — ach, Gertrud, ich darf wol kein Wort aussprechen, um dir zu sagen, was ich meine, wir haben ja alle Leiden zusammen ertragen. Daß Nanni eine Verworfene ist, kann auf uns nicht zurückfallen, sie gehört nicht zu uns."

„Sie ist die Mutter unserer Schwester", entgegnete Gertrud heftig weinend.

„Diese Schwester — wenn sie wirklich unsere Schwester ist — soll keine Erinnerung an ihre Mutter in Zukunft niederdrücken, für sie und uns ist die Verbrecherin, die das Gesetz doch gewiß für ihr ganzes Leben unschädlich machen wird, todt. Wir, liebe Gertrud, verlassen diesen Ort, ich kann dir das jetzt um so ruhiger mittheilen. Ich werde in Danzig arbeiten und dorthin gehen wir Alle, sobald das Gericht an dich keine Fragen mehr zu stellen haben wird."

„Ich habe auch schon daran gedacht", sagte Gertrud mit einem Seufzer.

„Danzig ist eine alte, wunderschöne Stadt, da habe ich schon eine Wohnung für uns ausgesucht, die dir gefallen wird und wo du Arbeit in Menge

für dich finden wirst. Zudem will ich dir noch etwas sagen, was dich freuen wird: Frau Deborah mit — mit ihrer Tochter werden auch nach Danzig ziehen, ich bringe dem Doctor Salomon einen Ruf dorthin."

„Wirklich! O, mein Himmel, das ist schön!" sagte Gertrud voll harmloser Freude.

Eduard aber wandte sich ab und legte die heiße Stirn ans eisige Fenster, die Glut zu dämpfen, die in hellen Flammen sein Gesicht übergossen.

Bergenau schlief noch immer, auch die kleine Leontine schlummerte und nach einer halben Stunde entschliefen auch die Geschwister, um am andern Morgen mit frischem Lebensmuthe zu erwachen.

Bergenau's Zustand war, wie die beiden Aerzte erklärten, ein sehr besorglicher. Nicht daß sein Leben sich in Gefahr befunden, die physische Existenz war gesichert; aber sein Gehirn war, wenn nicht zerrüttet, doch so geschwächt, daß er, als er nach vielen Stunden den lethargischen Schlaf endlich abschüttelte, für nichts weiter als einen Blödsinnigen gehalten werden konnte. Er sprach nicht, er lächelte nicht, der Blick seiner

Augen war leer und verglast; er lag in seinem Bett oder saß in einem Lehnstuhl, wenn seine Kinder ihn in die eine oder andere Stellung brachten. Er aß, was man ihm reichte und zwar viel und mit bemerkbarem Vergnügen. Seine Kinder schien er zu kennen, denn er liebkoste sie bisweilen, indem er ihre Hände leise streichelte oder seinen Kopf an ihre Schulter zu lehnen versuchte.

So war er in eine Art thierischen Daseins versunken, das für seine Kinder nicht nur etwas Schmerzliches, sondern auch Demüthigendes hatte. Das Herz der Jugend sucht so eifrig das Vorbild zu allem Guten und Großen in dem Leben Desjenigen, von dem sie das ihrige empfangen hat. Das Haupt des Vaters ist heilig, soll heilig sein, und wo es sich seiner natürlichen Heiligkeit unwürdig zeigt, da legt es ein schweres, ein unnatürliches Leiden auf die Herzen der Kinder. Aber die kindliche Seele hat eine heiligende Kraft, so lange sie selbst noch ihre Heiligkeit bewahrte.

Gertrud und Eduard, die den Vater nicht verehren konnten, verehrten in der zusammengesunkenen erniedrigten Gestalt Bergenau's den

Begriff der Vaterwürde. Es ging ihnen wie jenen Nationen, die auf ihre Altäre ein Götzenbild gestellt, dessen Kraft- und Leblosigkeit ihnen sehr wohl bekannt ist. Sie ehrten Das, was zu ehren sie sich selbst verpflichtet hatten.

Funfzehntes Capitel.

Ein Criminalproceß! Die Phantasie erstarrt bei dem Gedanken an einen solchen und bleiche Furcht lagert sich auf jedes Menschenherz.

Gertrud Bergenau, das sechzehnjährige Kind, fand sich in so gräßliche Verhältnisse verwickelt, als wären es nur bange Träume.

Nanni saß im Inquisitoriatsgefängnisse und hatte in der Voruntersuchung Aussagen gemacht, die wol geeignet erschienen, einen Verdacht auf das Haupt des jungen Mädchens zu werfen. Zu dem öffentlichen Verhör ihrer Stiefmutter erhielt Gertrud den Befehl als Zeugin zu erscheinen, während der Staatsanwalt sich darauf vorbereitete, sie ebenfalls in Anklagestand zu versetzen und da der Defensor Nanni's ernstlich daran arbeitete, den Verdacht von dem Haupte seiner Clientin zu

wälzen, mußte er ihn auf das ihrer Stieftochter werfen.

Als die schriftliche Auffoderung an Gertrud gelangte, sich bei dem Proceß gegen Nanni Bergenau, geborene Sträuber, am elften März Vormittags neun Uhr als Zeugin im Gerichtssaale zu stellen, that Eduard alle ihm möglichen Schritte, um während der öffentlichen Schaustellung seiner Schwester an ihrer Seite bleiben zu dürfen und sein dringendes Gesuch wurde ihm gewährt.

Es war ein sonniger Morgen und obgleich ein schneidender Wind durch die Straßen pfiff, der den Wanderer bis ins Mark hinein durchkältete, so erzählte doch der tiefblaue Himmel von den Herrlichkeiten des nahen Lenzes. Auf den Dächern, die früheres Thauwetter bereits vom Schnee befreit, glänzte das Sonnengold sommerlich und an vielen Fenstern blühten Primeln, Tulpen, Hyacinthen und Maiglöckchen.

Gertrud stützte sich auf den Arm des Bruders. Das Gefühl tiefen Leidens lag in ihrer jungen Seele, neben demselben aber seltsamer Weise eine eigenthümliche feste Freudigkeit, ein Muth, über dessen Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Ein langes ernstes Gespräch mit ihrem Bruder hatte die Ueberzeugung in ihrer Seele von neuem festgestellt, daß man aus allen Leiden und Prüfungen des Lebens veredelt und vollständig rein hervorgehen könne, sobald man selbst sich die eigene Veredelung zum festen unverrückbaren Ziele gesetzt.

„Muth im Leid hilft uns nicht nur über das Leid hinweg, sondern macht uns dasselbe zum Glück, das heißt zu Dem, was ich unter Glück verstehe, zum Mittel unserer Veredelung, Vermenschlichung", sagte der begeisterte Jüngling. „Siehe auf unser Leben, Gertrud", fügte er, die Schwester an sein Herz ziehend, hinzu, „ist nicht Alles, Alles, was uns bisjetzt betroffen, für uns nur ein Bildungsmittel gewesen? Ist es uns, die wir eigentlich doch nur Kinder waren, nicht möglich geworden, jeden Kummer, jedes Leid für uns vortheilhaft zu machen, indem wir unsere Kraft daran übten? Auch dies Leid, wie schrecklich es uns jetzt erscheinen mag, wird zu überstehen sein, und wenn es überstanden ist, wird es uns tüchtiger gemacht haben. Tom Smith sagte einmal ein Wort zu mir, das ich niemals vergessen werde. Er sagte: «Ein Leid, an dem man nicht gleich

stirbt, das überlebt man eben und was man erst überlebt hat, das überwindet man auch ganz gewiß und vergißt es mit der Zeit. Es kommt nur auf den Menschen an, wie das Leid auf ihn wirkt. Wer durch Leid liederlich wird, der hat sich selbst seine Liederlichkeit zuzuschreiben, nicht dem Schicksal; denn er kann täglich sehen, daß andere Personen durch dasselbe tüchtig wurden.» Siehe, Gertrud, das merkte ich mir und nahm mir fest vor, durch Alles, was mich trifft, besser und tüchtiger zu werden. Auch dies Leid, meine Schwester, werden wir überleben, überwinden und vergessen, unsere Sache ist, es zu einem Glück für uns zu machen."

Dies Gespräch hatte das zitternde Mädchen gestärkt und gekräftigt.

„Ich will, willst du nur, daß ich will", hatte sie am Morgen des verhängnißvollen Tages in ihrem Gebet gesagt.

Sie kleidete sich zu dem Gange vor die Gerichtsschranken zwar mit zitternder Hand, aber mit festem und erhobenem Sinn, in ihr bestes Gewand, ihr Einsegnungskleid von schwarzem Wollenatlas. In ihr einfaches Mäntelchen gehüllt, schritt sie am Arm ihres Bruders durch die Straßen.

Die Leute sahen dem schönen Geschwisterpaare nach und man flüsterte hinter ihnen, denn die Familie Bergenau war durch Nanni's Proceß bekannt geworden. Einmal bekannt, erschienen aber die beiden Geschwister, die so fleißig arbeiteten, so fest und bescheiden auftraten und von der Natur so vortheilhaft ausgestattet waren, ihren Mitbürgern sehr würdige Gegenstände des Interesses. Man sprach in allen Kreisen des Städtchens von dem kranken Violinisten und seinen Kindern, und wie das gewöhnlich geschieht, es theilten sich die Stimmen und Urtheile über die Geschwister. Es gab eine Partei in der Stadt, und sie war nicht klein, die Gertrud Bergenau für ein verworfenes Geschöpf, für eins jener entsetzlichen Naturphänomene hielt, welche die tiefste Verdorbenheit ihrer Herzen durch ein jugendlich schönes Aeußeres verdecken, die in dem schlanken sechzehnjährigen Mädchen eine angehende Brinvillier, Helene Jegado oder Margarethe Gottfried sah.

Es ging ein Gerücht, daß die Tochter Bergenau's eine Liebschaft habe mit einem jungen, steinreichen, berüchtigten Wüstling und daß eben dies Verhältniß zwischen ihr und der Stiefmutter Zerwürfnisse herbeigeführt und den Vater zur

äußersten Strenge, ja zu thätlichen Mishandlungen der Tochter bewogen.

Die Welt ist leicht geneigt, das Böse zu glauben und böse Gerüchte verbreiten sich wie böse Gerüche, schnell, unmerkbar und oft außerordentlich weit.

Glücklicherweise ahnten die Geschwister nicht, welche finstere Wolke des Argwohns sie umgab. In ihrer tiefen Abgeschiedenheit erreichten Gerüchte, welcher Art sie auch sein mochten, niemals ihr Ohr.

Der Branntweinladen war seit Nanni's Gefangennehmung geschlossen. Heiking ließ sich nicht mehr in Bergenau's Hause sehen. Dubois war einmal einen Augenblick dort eingesprochen, aber Eduard hatte ihn ohne weiteres abgewiesen. Er hätte überhaupt nie einen Männerbesuch angenommen, der nach seiner Schwester fragte, dieser aber erschien ihm ganz besonders unpassend und Gertrud hatte auch gegen den Bruder von dem Glücke jener seltsamen seligen Nacht geschwiegen, wenngleich sie ihm das Abenteuer derselben und ihre Bekanntschaft mit Dubois mitgetheilt. Oft zwar hatte sie die Absicht gehabt, ihrem Eduard zu erzählen, was wie eine göttliche Offenbarung

in ihrem Herzen lag, aber die heilige Scham, die immer und überall ihren Schleier von Mondnebeln über die ersten Gefühle eines jungen Herzens breitet, schloß ihre Lippen. Nur im Gebet dachte Gertrud des Jünglings, der sie so ritterlich beschützt, so zauberhaft in seinem Hause bewirthet hatte.

Die einzige Bekanntschaft der Bergenau'schen Kinder war und blieb Doctor Salomon, seine Tochter und Enkelin. Diese Drei aber, von der aufrichtigsten Liebe für die Geschwister erfüllt, ahnten ebenso wenig als die Verunglimpften selbst, daß man Gertrud Böses nachsagte.

Auch Doctor Salomon und seine Tochter Frau Deborah waren als Zeugen in dem Proceß Nanni's aufgerufen, ja Doctor Salomon war unbedingt Derjenige, dessen Aussage die Angeklagte am meisten zu fürchten hatte.

Gertrud und Eduard traten in das Gerichtslocal, vor dessen offenen Portale sich schon eine Menge von Personen aus den niedern Ständen drängten. Hinter ihnen fällte die anwesende Straßenjugend sehr laut ihr Urtheil über die Schönheit der Arm in Arm gehenden Geschwister.

„Ein hübsches Brautpaar", sagte ein lun-

gernder Schreiber, „das Fräulein möchte ich im Myrthenkranze sehen.“

„Das sieht man doch gleich, daß die Beiden Geschwister sind“, erwiderte ein Dienstmädchen, das mit dem Marktkorbe am Arm hier stehen geblieben war, um den Eintritt der Angeklagten abzuwarten, die in wenigen Augenblicken aus dem Inquisitoriat hierher geführt werden sollte, „sie sehen sich ja so ähnlich wie zwei Wassertropfen, der junge Mensch ist nur hübscher als das Mädchen.

Einige Augenblicke später erschien auch Heiking, der ebenfalls als Zeuge vorgeladen worden. Der Husar sah stattlich, man könnte fast sagen ritterlich aus in der glänzenden Staatsuniform, die aufs beste geputzt und gebürstet, seine große und schlanke Gestalt sehr vortheilhaft zeigte. Sein Haar, schwarz wie die Brust der Feldtaube, ringelte sich auf der weißen breiten Stirn und die einzelnen Silberfäden, die sich darin zeigten, schienen es nur noch schwärzer zu machen. Er trat mit festem Schritt in die Pforte des Gerichtslocals und grüßte die Geschwister Bergenau, an denen er vorüberging, mit militärischer Höflichkeit.

Hunderte von Menschen drängten sich in dem

Zuschauerraume des weiten, aber niedrigen Saales. Die versammelte Jury, eine Reihe von ernst blickenden Männern in schwarzer Kleidung saß an der einen Wand zwischen und neben den beiden Vorderfenstern. An einem langen Tische, der quer über den vordern Raum des Saales, auf einer erhöhten Tribune stand, saßen die Richter und Inquirenten. Der Präses derselben, der Gerichtsrath Werth, blätterte in den Actenstücken und Papieren, die auf dem Tische lagen. Die großen dunkeln Augen dieses Mannes blickten klar vor sich hin auf das Publicum, dessen Köpfe dicht aneinander eine Art lebendiger Pflasterung des Raumes bildeten, den er übersah, man konnte wähnen, er blicke in die Herzen der Anwesenden. Von Zeit zu Zeit sah er auch zur Seite auf die versammelte Jury und nach der Thür, durch welche die Angeklagte eintreten mußte. An dieser Seite des Tisches saß bereits ihr Defensor, Justizrath Sanders, und an der entgegengesetzten, in der Nähe der Jury der Oberstaatsanwalt, Herr von Bartels.

Durch den Saal flüsterte es von hundert Menschenstimmen, die in gedämpften Tönen miteinander sprachen und sich ihre Ansichten über

den merkwürdigen Rechtsfall, der sich in den Mauern ihres Heimatortes zugetragen, mittheilten. Der Name Bergenau war auf allen Lippen, Aller Augen wandten sich nach der Thür, durch welche der Eintritt der Angeklagten erwartet wurde.

Das eigenthümliche Geräusch, das ein paar bewaffnete Soldaten bei ihrem Schreiten über Treppe und Flur verursachten, verkündete ihre Ankunft. Nanni stand einen Moment lang zwischen den beiden Gensdarmen, die sie geführt hatten, fest und aufrecht und starrte auf die Menschenwogen. Aus jeder Welle derselben waren zwei Dolche auf sie gezückt, zwei Augen, die sie zu durchbohren schienen, mit der Frage: Bist du schuldig? Ihre Kraft reichte nicht aus, den Blicken Stand zu halten. Ihr Augen sanken, ihre ganze Gestalt schien zusammenzubrechen, sie schlug, einem unwiderstehlichen Gefühl nachgebend, die Hände vor das Gesicht.

Es war eine Geberde, so echt und wahrhaft weiblich, daß sie ihr das Mitleid aller Anwesenden gewann.

Gerichtsrath Werth richtete nun die üblichen Fragen nach Namen, Alter und Geburtsort an

die Angeklagte, die Nanni mit fester Stimme beantwortete und dann verlas der Oberstaatsanwalt die Anklage, die auf beabsichtigten Gattenmord lautete. Nach und nach begannen nun die Zeugenverhöre. Einer der wichtigsten Belastungszeugen war Doctor Salomon; er sagte aus:

„Ich saß vor etwa vier Monaten in meinem Hinterzimmer. Es war ein stiller Herbstabend und der Mond schien in den Gang vor demselben, den ich durch das Glasfenster meiner Stubenthür sehr gut übersehen konnte.

Da trat ein Mann durch diesen Gang bei mir ein und fragte nach Frau Bergenau. Es war ein großer Mensch mit einem freundlichen, hübschen Gesicht, er mochte fünfundvierzig bis funfzig Jahre alt sein, ging mit etwas vorgebeugtem Haupte, hatte braunes, leicht mit Grau gemischtes Haar und sprach mit süddeutschem Dialect. Er trug eine Blouse, und hatte um den Hals an einem Riemen einen Kasten mit Fläschchen und Büchsen, die dem Geruche nach, Parfümerien enthalten mußten. Ich konnte dies Alles sehr gut sehen, denn beim Eintritt des Fremden zündete ich zwei auf dem Tische stehende Kerzen an, deren Schein voll auf denselben fiel.

Frau Bergenau wohnt oben, sagte ich. Er verbeugte sich darauf mit dem Anstande eines Mannes aus der guten Gesellschaft, und drückte abgehend die Thür nicht genau ins Schloß, so daß sie sich hinter ihm wieder öffnete.

Als er sich der Treppe näherte, konnte ich hören, daß Jemand sehr eilig dieselbe hinabstieg. Es war Frau Bergenau und sie sagte im Flüsterton: «Nicht hinauf, kommen Sie ja nicht hinauf, wir können hierunten unser Geschäft besorgen».

«Ihnen zu dienen», entgegnete der Fremde.

«Sie bringen mir also das Verlangte?»

«Ja, Madame. Es ist das stärkste Gift, das ich habe, sehen Sie sich wohl vor, damit es nicht etwa in Kinderhände fällt oder sonst Schaden verursacht.»

«Gewiß, gewiß!» entgegnete sie ganz eifrig, «und hier ist das besprochene Geld. Würde ein Mensch sterben von dem Gifte?»

«Eine Messerspitze voll erregt schon Krämpfe und Erbrechen», entgegnete der Fremde.

«Ist es Arsenik oder überhaupt ein Gift, das man nach dem Tode eines Menschen erkennen könnte? Das die Gerichte in Speisen oder Getränken aufspüren würden?»

«Madame», sagte der Fremde, «Verbrechen kommen fast immer an den Tag, auch wenn die Mittel, deren man sich zu denselben bediente, noch so unerkennbar wären. Sein Sie ja recht vorsichtig mit dem Gift, in allen Beziehungen. Adieu!»

Ich hörte, wie er die Hausthür hinter sich schloß, und bemerkte, daß Frau Bergenau noch lange unten an der Treppe stehen blieb, erst, als ich mein Licht wieder anzündete, schlich sie leise hinauf, ich konnte jedoch deutlich die Treppe unter ihren Tritten knarren hören.

Von dieser Zeit beobachtete ich die Frau genauer als sonst. Ich wußte, daß sie noch vor ihrer Verheirathung eine Verbindung mit einem Husarenunteroffizier gehabt hatte, einem wilden und heftigen, aber sehr schönen Mann. Sie hatte oft Zusammenkünfte mit ihm im Hofe oder dem Hausgange, ohne zu ahnen, daß ein aufmerksames Ohr jedes ihrer Worte hörte. — Oft, sehr oft vernahm ich, daß sie mit Sicherheit auf den Tod ihres Gatten rechne."

Hätte ein Blick tödten können, so wären diese Worte sicherlich die letzten des jüdischen Arztes gewesen; denn aus Nanni's Augen schienen Blitze

des Hasses und Zornes auf ihren Ankläger zu sprühen.

Der weitere Verlauf der verschiedenen Zeugenaussagen ergab, daß eine Person wie der bezeichnete Parfümerienhändler vor einigen Monaten im Orte gewesen und im Goldenen Hufeisen logirt habe. Er hatte Rattengift, verschiedene Arzeneimittel und viele Odeurs an mehre Personen verkauft, die dies durch ihre Aussage bestätigten. Zwei Männer, die bisweilen in Nanni's Schenke verkehrten, hatten in den Händen derselben ein weißes Schächtelchen gesehen, wie sie jener Hausirer unter seinen Sachen gehabt. Der Wirth zum Goldenen Hufeisen hatte Nanni zu seinem Gaste kommen sehen; was sie mit einander verabredet, hatte er nicht hören können, wol aber die Worte des Hausirers: „Ich werde Ihnen, Madame, Abends das Gewünschte bringen, es kostet einen Thaler zehn Groschen, doch muß ich es erst präpariren.“

Ueber Bergenau's Zustand sagten die Aerzte, welche ihn untersucht und unter diesen auch Doctor Salomon, aus: Es sei eine Hirnlähmung, die möglicher Weise vom unmäßigen Branntweingenuß herrühren könne, jedoch auch

sehr oft als Folge narkotischer Vergiftung sich einstelle.

Heiking sprach mit großer Heftigkeit, er sagte vor Gericht ungefähr dasselbe, was der Doctor Salomon gesagt hatte. Sein schönes, regelmäßiges Gesicht sah dabei aus wie aus dunkelm Marmor gemeißelt, keine Miene desselben regte sich, und die tiefdunkeln Augen schienen auf einem Fleck am Boden zu wurzeln.

Seine Worte erregten ein allgemeines ungünstiges Vorurtheil gegen ihn. Der Staatsanwalt machte eine Notiz in das vor ihm liegende Schriftstück, während er noch sprach und Gerichtsrath Werth wechselte einen Blick mit seinem Nachbar auf der Richterbank.

Gertrud Bergenau sprach so leise und so zitternd, daß man von ihren Worten wenig verstehen konnte. Ihr Bruder stand neben ihr, stützte ihre bebende Gestalt und wenn der Rath Werth die Gefragte auffodern mußte, etwas lauter zu sprechen, so wiederholte er die Worte seiner Schwester, mit lauter, wohlklingender Stimme und einem Tone, der in alle Herzen drang.

Sie sagte aus, was wir bereits wissen, Alles was sie gesehen und bemerkt hatte.

Nach ihrer Aussage nahm der Vertheidiger der Angeklagten das Wort und setzte auseinander, daß seine Clientin im schlimmsten Verhältniß mit ihren Stiefkindern, besonders aber mit der Stieftochter gestanden und daß diese letztere infolge einer heftigen Scene mit dem nun erkrankten Vater, von diesem aus dem Hause geworfen und nur erst durch die Vermittlung des jüdischen Arztes, des Hauptbelastungszeugen, in das elterliche Haus zurückgeführt worden wäre.

Eduard hörte mit Zähneknirschen diese Rede, die eine versteckte Hindeutung auf die Möglichkeit, daß Gertrud ihren Vater vergiftet habe, enthielt, seine Hände ballten sich und heftig zitternd zog er die geliebte Schwester näher an sich und umschlang ihre zarte Gestalt mit seinem Arm, als ob er sie durch seine Kraft, vor aller Unbill der Welt schützen wolle.

Die schwarzen, glänzenden Augen des Husaren hatten während der Rede des Advocaten fest auf Nanni geruht, die unter diesem Blick zusammenzusinken schien.

Die Aerzte machten dann ihre Aussagen über den Befund der kleinen Reste Branntwein, in denen sich freilich keine Spur von Gift hatte er=

mitteln lassen. Man hatte dagegen drei Papierchen im Bergenau'schen Hause gefunden, auf welche das Wort Gift geschrieben und neben dasselbe ein Todtenkopf gezeichnet war. Sie waren so zusammen gekniffen, wie Apotheker die Papiere zu Pulver zu brechen pflegen und wurden den Richtern und Geschworenen vorgelegt.

Jetzt kamen allerlei Zeugen, die verschiedene Aussagen über das vertrauliche Verhältniß zwischen Heiking und Nanni machten. Dann trat einer der städtischen Apotheker auf und sagte: Er habe an den Husarenunteroffizier Heiking im vorigen Jahre eine Portion Strychnin verkauft, die dieser fein gepulvert verlangt, um sie seinem an der Rückendarre leidenden Pferde unter das Wasser zu mischen. Ob dieses Gift in den Papieren, die man ihm vorzeigte, gewesen, könne er jetzt nicht beschwören, da solche Papiere in den meisten Apotheken und Drogoueriehandlungen gleich seien.

Ein paar andere Personen, Weiber von Nanni's Bekanntschaft, erklärten gehört zu haben, wie vor einiger Zeit der Husarenunteroffizier Heiking öffentlich gesagt: er möchte dem liederlichen Säufer Bergenau, der sein armes Kind schändlich behandelt

habe, das Gehirn einschlagen, und ein alter Schreiber sagte: daß er in der letzten Zeit mehrmals Zeuge davon gewesen, wie der Husar dem kränkelnden Violinisten einen Trank von Wasser, Genever und Zucker gemischt und den Zucker in einem Papier aus seiner Tasche gezogen habe.

Diese Aussage gründete sich auf Wahrheit. Heiking hatte meistens in Nanni's Abwesenheit, dem Leidenden einen kühlen Trank bereitet, wenn er über Durst und Brennen im Schlunde geklagt. Da Nanni ihm immer nur Branntwein und wieder Branntwein gab, so hatte das mitleidige Herz des Husaren ihn zu einem Liebesdienste gegen den unglücklichen Bergenau bewogen, welcher die Gestalt einer furchtbaren Anklage gegen ihn selbst anzunehmen drohte.

Heiking sagte kein Wort als Erwiderung auf diese Aussage. Er schlug die Arme ineinander und sah mit ruhigem Ernst auf Nanni, die unter seinem Blick zu vergehen schien.

Der Staatsanwalt erhob sich jetzt und entwickelte in einer kurzen aber schlagenden Rede, daß den Zeugenaussagen nach, eine Möglichkeit, ja eine große Wahrscheinlichkeit vorläge, daß der Liebhaber der Mitschuldige der Angeklagten sei.

Auch diese Rede hörte Heiking ohne ein Wort der Entgegnung an, seine fest auf Nanni gehefteten Augen schienen nur größer und glänzender zu werden.

Als aber der Defensor der Angeklagten jetzt in einer eifrigen und gewandten Rede auseinandersetzte, daß die Möglichkeit vorläge, der Unteroffizier könne auch für sich allein oder vielleicht in Gemeinschaft mit andern Personen, die ein Interesse am Tode des übel berufenen Hausvaters gehabt, den Mordversuch gemacht haben, sagte Heiking mit ruhiger, fester Stimme:

„Wenn es sein muß, will ich die That auf mich nehmen, es kann doch eben nicht mehr kosten als das Leben und, alle Teufel, das ist eben nicht viel werth; was meinst du dazu, Nanni?"

Sie sah ihn an. Seine Augen blickten finster, seine Lippen kräuselten sich in bitterm Hohn, und doch lag ein gewisses Mitleid mit ihr, ein unverkennbarer Ausdruck großmüthigen Erbarmens in diesem außerordentlich schönen Männergesicht.

„Um des barmherzigen Jesu Willen!" schrie Nanni, sich zitternd von ihrem Sitz erhebend, „nein, nein! So wahr ein Gott im Himmel ist, dieser Mann ist unschuldig, ganz unschuldig, auch

— auch das Mädchen, die Gertrud, mögen die Herren Richter mich fragen, ich will Alles gestehen."

Die Fragen des Richters ergaben nun folgenden Thatbestand:

Nanni Bergenau, von dem heißen Wunsch entflammt, dem Mann, den sie liebte angehören zu können, hatte oft an die Möglichkeit gedacht, daß der durch Branntweingenuß entnervte Bergenau bald sterben könne.

Sie hatte deshalb seinem Hange zu geistigen Getränken, anfangs nur nicht entgegengewirkt, später hatte sie ihn unterstützt, dann aber täglich mehr und mehr reinen Alkohol oder Sprit in sein Glas gemischt, in dem Glauben, daß ihn das brennende Getränk rascher tödten müsse.

Eines Tages habe sie in der Schenkstube erzählen gehört, daß ein Mann im Goldenen Hufeisen wohne, der Liebestränke, Parfümerien, Zahntincturen, Haarfärbungs- und andere Schönheits-, sowie auch mancherlei Geheimmittel und besonders Rattengift verkaufe. Da sei ihr zuerst der Gedanke durchs Hirn gefahren, dem Bergenau etwas einzurühren, das sicherer wirke als der Spiritus. Sie sei nun Abends ins Goldene Hufeisen gegangen und habe ein starkes Rattengift gefo-

dert, das aber keinen Geruch und keinen Geschmack habe, auch den Thierchen so wenig als möglich Schmerzen mache.

Der Mann habe ihr nun geantwortet, alles Gift errege in den Eingeweiden lebendiger Geschöpfe Krämpfe und Erbrechen, bevor es den Tod zu Wege bringe.

Es hätte ihr leidgethan dem Bergenau auch noch Schmerz zu machen, endlich aber habe sie sich doch entschlossen, es sei ihr gar nicht mehr möglich gewesen länger mit dem Trunkenbold zu leben.

Nächsten Abend habe der Fremde ihr das Gift gebracht, und dabei sei Alles so gewesen, wie Doctor Salomon ausgesagt.

Sie habe nun lange Zeit, über zwei Monate das Schächtelchen sorglich eingeschlossen, ohne Gebrauch davon zu machen. Dann aber sei Bergenau immer wüster und brutaler, und daher der Wunsch frei zu werden, in ihr immer reger geworden.

Sie habe ihm nun etwas weniges, nur ein paar Körnchen des Giftes in sein Getränk geschüttet. Das habe aber gar keine Wirkung gethan und wieder habe sie Wochen vergehen lassen bis sie ihm von Neuem etwas gegeben, das auch ohne alle Wirkung geblieben.

Nun habe sie gewartet bis gegen das Christfest, wo der Sohn verreist, und da habe sie eine größere Portion, das eine mal ein ganzes Pulver, das andere mal zwei ihm in den Trank gethan. Die Wirkung sei erst drei Tage nach dem Genuß erfolgt, wie sie schon gänzlich an derselben gezweifelt und entschlossen gewesen sei, ihm ein neues Pulver zu geben. Das Glas mit demselben habe der Unteroffizier Heiking austrinken wollen und sie habe es ihm vom Munde gerissen. — Niemand habe von ihrem Vorsatze gewußt und vor dem Heiking habe sie denselben gewiß geheim gehalten, da ihr sehr wohl bekannt sei, daß er weit lieber selbst gestorben wäre, als daß er an einm Morde theilgenommen.

Die Papiere erkannte sie als die, in welchen die Pulver gelegen, und sagte, daß die Schachtel ihr im Zimmer aus der Hand gefallen und weggerollt wäre, wahrscheinlich unter eine lose Diele. In der Schachtel befänden sich noch zwei Pulver, im Ganzen seien es sieben gewesen.

Nach dieser Aussage machte der Rath Werth noch ein Resumé des Processes, legte den Geschworenen in einigen Worten die Pflicht ans Herz, nach ihrem Gewissen zu entscheiden, und diese ent-

fernten sich, um über die Frage zu berathen: Ist die Angeklagte schuldig einen Versuch zur Vergiftung ihres Mannes gemacht zu haben?

Die Antwort war einstimmig: Ja! und das Gericht verurtheilte Nanni Bergenau zu funfzehnjähriger Zuchthausstrafe.

Heiking, bleich wie Marmor, stand auf seinen Schleppsäbel gelehnt und rang nach Athem.

Gertrud und Eduard saßen Arm in Arm zitternd auf der Zeugenbank.

Es war der schrecklichste Tag ihres Lebens; Beide wußten nicht, ob das Verhör Stunden oder Minuten gedauert hatte.

Doctor Salomon hatte sich entfernen müssen, weil ihn ein Schwindel befallen, noch ehe die Jury sich entfernt hatte.

Wie in einem Traum sah Eduard, daß Alles vorüber sei, ein lautes Geräusch, wie das Wogen des Meeres umtobte sein Ohr. Da trat der Rath Werth zu den Geschwistern, gab jedem derselben einen Arm, führte sie in ein möblirtes, erleuchtetes Zimmer und sagte: „Ruhen Sie hier ein wenig, bis Sie Kraft finden, sich nach Hause zu begeben.“

Sechzehntes Capitel.

Während die Menschenmenge im Vorzimmer, Saal und Flur des Gerichtslocals, sich wogend drängte und die Treppe hinab flutete in die kalte Nacht hinein, saß Eduard Bergenau, in dem Zimmer, wohin der Rath Werth die Geschwister geführt, und hielt Gertrud's bleiches Haupt an seine Brust gedrückt.

Sie lag am Boden. Die Masse der Gemüthsaufregungen, die in wenigen Stunden auf sie eingestürmt, hatte ihre Körperkraft gebrochen. Von den Armen des Bruders umschlungen, der kräftig ihr Köpfchen aufrecht hielt, hatte sie sich der Ruhe hingegeben, ohne zu wissen, wo sie sei. Es war ein Zustand zwischen Ohnmacht und Schlaf, in dem das junge Mädchen sich befand, aber er war frei von Schmerz. Die Erfahrungen der letz-

ten Stunden ihres Lebens waren hell in ihrer sonst schlummernden Seele.

Wie sie so dalag, mit geschlossenen Augen, bleich und nur leise athmend, schien sie dem Bruder eine holde Leiche.

Wenn sie nicht wieder erwachte? fragte er sich zitternd. O, wenn sie mir entrissen wäre, die treue Theilnehmerin all meiner Leiden, Freuden und Strebungen, was wäre dann das Leben noch für mich? Gäbe es etwas, das mir den Verlust dieses reinen und treuen Herzens ersetzen könnte? Gibt es eine Liebe, die der geschwisterlichen an Reinheit und Uneigennützigkeit verglichen werden könnte?

Das Herz des Jünglings, voll von einer großen und erhabenen Leidenschaft, gestand sich in diesem Augenblick, daß der Liebe, welche die Herzen von Geschwistern, vom ersten Augenblick des Bewußtseins aneinander bindet, kein späteres Gefühl, wie heiß und entzückend es auch sei, gleich stehe. Er fühlte, daß die sanfte Schwester der eigentliche Schutzengel seines Lebens sei und stets gewesen, und daß jede Liebe eher eines Wechsels fähig als die zu seiner Gertrud.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten. Die

Menschenflut hatte sich verlaufen, das Licht, welches den Raum erhellte, ging zur Neige. Eduard's Lage war peinlich. Seit mindestens achtzehn Stunden hatte er nichts genossen. Seine jugendliche Kraft begann dem Mangel an Nahrung zu erliegen. Er fühlte einen bittern Geschmack im Munde, fühlte seine Knie zittern, und sein Blut rascher kreisen, ohne daran zu denken, daß er essen müsse.

Er konnte Gertrud nicht verlassen und wußte nicht, wie er sie nach Hause schaffen sollte, als ein junger Mann, dessen Züge ihm bekannt erschienen, in das Zimmer trat.

„Ich suche Sie aller Orten und mit wachsender Sorge, Herr Bergenau", sagte derselbe verbindlich, „der Gerichtsrath Werth theilte mir mit, daß Sie und Ihr Fräulein Schwester im Zimmer der Bagatellen sich befänden. Da er selbst sehr angegriffen und der Ruhe und Erquickung im höchsten Grade bedürftig war, so gab er mir den Auftrag, Ihnen an seiner Stelle beizustehen und nun tappe ich in der Dunkelheit hier schon lange von Zimmer zu Zimmer, ohne das Zimmer der Bagatellen oder einen Boten finden zu können, der mich in dasselbe gewiesen. Mein Wagen

wartet draußen auf Ihre Befehle, auch habe ich etwas Wein und Speisen besorgt, um Sie und Ihr Fräulein Schwester augenblicklich zu erfrischen, es muß dies Ihnen beiden nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages dringend nothwendig sein."

Der Fremde zog dabei eine kleine Flasche Wein, ein silbernes Becherchen und einige Pastetchen aus der Tasche seines Ueberrocks und speiste den ermatteten Eduard, der nicht sobald die Nahrungsmittel genossen, als er auch schon ihre belebende Wirkung spürte.

Eine duftende Flüssigkeit, mit welcher der Fremde nun Gertrud's Schläfen und Handwurzeln rieb, bewirkte, daß auch diese die Augen öffnete, und ein leises Roth übergoß ihre Wange, als ihr erster Blick auf das theilnehmende Gesicht Dubois' fiel, das sich mit liebevollem Ausdruck über sie beugte.

„Wir wollen Sie bis zum Wagen tragen, Ihr Bruder und ich", flüsterte er, indem er noch einmal die geöffnete Hand mit dem Parfüm gefüllt ihr an Schläfen und Lippe brachte.

„Ich wußte es wol, daß Sie hier sind, daß in der Stunde der Angst und Gefahr Ihr Schutz

mir nicht fehlen würde", sagte das Mädchen, indem sie sich empor richtete und ein Ausdruck tiefer dankbarer Liebe lag in ihren Augen, indem sie den schützenden Freund anblickte.

Auch sie genoß nun auf Dubois' Veranlassung einige Tropfen Wein und fühlte sich dann gekräftigt genug, bis zu dem harrenden Wagen hinabzugehen.

„Wie wird es Leonie, wie dem armen, kranken Vater während unsrer Abwesenheit ergangen sein?" fragte sie, sobald ihre Gedanken nur einigermaßen wieder gesammelt waren.

„Sie sind nicht ohne Schutz und Pflege gewesen, liebe Gertrud", entgegnete der Bruder. „Ich ahnte, daß unsre Abwesenheit vom Hause länger währen würde als sie uns vermissen können und habe Rahel gebeten, deine Stelle bei ihnen einzunehmen."

„O, das ist gut, Gott segne die liebe Rahel dafür", rief das Mädchen die Hände faltend.

Dubois fühlte den ganzen Werth dieses Segenspruchs und indem er die zarte Gestalt in den Wagen hob, flüsterte er ihr leise zu: „Segnen Sie auch mich, Gertrud, würde ich doch mit Freu-

den jedes Opfer bringen, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten."

Der Wagen brauste davon. Der dunkle Himmel, die schweigenden Straßen, die erlöschenden Lampen, die Nähe des Bruders und des Geliebten, Alles dies vereinte sich mit dem Zustande körperlicher Schwäche, um Gertrud in eine Art von Verzückung zu versetzen. Ihre Pulse klopften heftig, ihre Wangen glühten, ihre Hände zitterten, als der Wagen vor dem Vaterhause hielt.

Sie konnte von ihrem Sitze aus über die niedere Kirchhofmauer auf den schweigenden Gottesacker blicken. Der abnehmende Mond, der eben am Himmel heraufstieg, warf seine Strahlen auf die einsamen Gräber und versilberte die Verzierungen an dem Mausoleum, das die sterblichen Reste der Mutter ihres Beschützers deckte. Auf der Bank, wo im Sommer Gertrud so oft im Schatten der Akazien gesessen, spielten die Lichtstrahlen und ließen die Schatten der Baumzweige, als ein dunkles Gitter auf dem weißen Sitze erscheinen. Der Wind zog in leisen, melodischen Lauten um den einsamen Kirchthurm und ließ die Wetterfahne schrillen. Die Kirchenuhr erhob ihre so bekannte Stimme und verkündete

Gertrud mit lauten Schlägen Mitternacht. Der schwerste Tag in dem bisherigen Leben der Geschwister war abgelaufen, eine neue Zeit brach für sie an.

Gertrud fühlte dies, indem sie die dumpfen Schläge der Uhr zählte.

Eduard dachte nicht an Vergangenheit und Zukunft, der gegenwärtige Augenblick setzte seine Seelenkräfte in weiche und süße Schwingungen. Während die Schwester hinüberblickte nach dem Grabmal der Vorfahren ihres Geliebten, blickte er hinauf nach dem einsamen Licht im Fenster seines Vaterhauses. Dort an dem Bette seines leidenden Vaters wußte er das Wesen, das, wenn auch nicht seinem Herzen, doch seiner Phantasie das Theuerste auf Erden war.

Er überließ Dubois die Sorge, die Schwester die Treppe hinaufzuführen, er selbst war vorangeeilt und trat eine Minute früher als seine Begleiter in den stillen Raum.

Die kleine Lampe, bei deren Schein er so oft in Gemeinschaft mit seiner Gertrud gearbeitet, war geschirmt, sodaß das Bett des Violinisten im Dunkeln stand. Ihr volles Licht aber strahlte auf das Gesicht Rahel's, das von demselben wie mit einem Heiligenschein übergossen erschien.

Die jüdische Jungfrau saß an Gertrud's kleinem Tische auf einem Stuhle mit hoher Lehne. Ihr glänzend schwarzes Haar hing in reichen Ringeln an beiden Seiten ihrer Stirn auf den weißen Nacken nieder, den eine Schnur bleicher Perlen schmückte, deren Weiße sich nicht von der Weiße der Haut unterscheiden ließ. Das schwarze Gewand fiel in reichen Falten um die edle Gestalt und die eine Hand stützte das Haupt, während die andere das Buch hielt, in welchem die Einsame gelesen.

Bei Eduard's Eintritt blickte sie von den Zeilen empor und stand dann langsam auf, um ihn zu begrüßen. Sie war die echte Rose von Saron, die schöne, edelstolze Tochter Zions und die Seele des Jünglings beugte sich vor dem Götterbilde, das diese schöne Hülle bewohnte.

„Endlich, endlich!" sagte sie mit bebender Stimme. „Gott meiner Väter! an diese Nacht werde ich denken! Und wie ist Alles gegangen?"

„Gut, theure Rahel; aber mit meiner Schwester kommt ein Fremder, der sich unserer angenommen; wir Alle, besonders aber Gertrud, sind zum Tode erschöpft."

„Mein Großvater hat dies vorausgesehen und

mir aufgetragen, für den Augenblick Ihrer Heimkehr Speisen bereitzuhalten, hier finden Sie einen gedeckten Tisch."

Sie wandte bei diesen Worten die Lampe so, daß das Licht derselben in den Winkel des Zimmers fiel, in dem Eduard gewöhnlich zu arbeiten pflegte. Es war dort mit dem einfachen Geräth, das die kleine Familie besaß, ein Theetisch arrangirt und die eintretende Gertrud fand schon ihren Stuhl an denselben geschoben und sah sich plötzlich nach dem Tage heftigster Seelenerschütterung in den Comfort ihres stillen Vaterhauses versetzt.

Neben ihr an einer Seite der Bruder, an der andern der hülfreiche, schützende Freund, vor sich die bekannte und verehrte Gestalt ihrer ältern Freundin, um sich die gewohnten Geräthe und Gegenstände, versank der fürchterliche Tag vor ihrer Erinnerung und der Augenblick streute auch in ihr Herz das sanfte Gefühl des Glückes, der Befriedigung.

Sie trat an das Bettchen der kleinen Leontine, sie blickte in das Gesicht des schlafenden Vaters und ihr Herz war voll Dank gegen Gott. Selbst die Erinnerung an Nanni hatte jede Schärfe und Bitterkeit verloren. Hatte die Unglückliche

doch gestanden und bereut. Das Verbrechen Nanni's — ja, es war groß und fürchterlich, aber leidenschaftliche Liebe war die erste Veranlassung desselben gewesen und sie büßte es jetzt vor Gott und Menschen. Gertrud vergab ihr! Sehr edle Herzen verstehen es, überall die lichten und tröstlichen Seiten zu finden und sich auch ihren schlimmsten Feinden gegenüber an diese zu halten. So auch Gertrud. Wenn jemals Groll in ihrem Herzen gegen Nanni gewesen, jetzt war er bis auf die letzte Wurzel verschwunden. Sie haßte Niemanden mehr auf Erden. Ein voller reicher Strom von Liebe floß ungetrübt und unverdunkelt durch ihre junge Seele.

Dubois hatte darum gebeten, Rahel in seinem Wagen nach Hause bringen zu dürfen. Eduard hatte die jüdische Jungfrau hinabgeleitet. Die Geschwister hatten sich mit innigster Liebe eine gute Nacht gewünscht und der Mondstrahl, der leise über die Diele huschte, war der letzte Gast im Zimmer der Familie Bergenau. Er küßte die Augenlider der entschlummerten Gertrud, die zarte Kinderstirn der kleinen Leontine, die bleiche Wange des leidenden Vaters und die bräunlichrothe des blühenden Sohnes. Er goß

sein mildes Licht über alle die kleinen Besitzthümer, die als Früchte des eigenen Fleißes den Geschwistern so werth waren und spielte Verstecken in den Ranken der Wachsblume, die Gertrud am Fenster pflegte, und dann zog er weiter auf dem Raum, den er überblickte, Guten und Bösen leuchtend, bis die Sonne heraufstieg und der Mond unter den Horizont herabsank, in andern Gegenden andern Schläfern zu leuchten.

Dubois erwachte als die ersten Sonnenstrahlen in sein prächtiges Schlafgemach fielen. Er hatte am gestrigen Abend oder vielmehr in der gestrigen Nacht als er heimgekehrt, das Rouleau geöffnet, um noch im Einschlummern von seinem Bett aus einen Blick in die Mondnacht thun zu können. Auch jetzt war ihm der frühe goldene Lichtstrahl nicht unangenehm und erweckte ihn zu süßen Träumen.

Das Auge leicht nach dem Fenster gewendet, gedachte er Gertrud's. In diesem Zimmer hatte sie geweilt, auf diesem Lager geruht. Welch ein schönes, welch ein herrliches Geschöpf war die junge Tochter des Violinisten.

Der gestrige Tag hatte ihm gestattet, tiefe Blicke in das Familienleben, ja sogar in das Herz

des verlassenen Mädchens zu thun. Sie war noch so jung und doch schon so verständig, so thätig, so — er hätte sagen mögen so des Rechten bewußt, aber der Gedanke gefiel ihm nicht. Benno Dubois theilte die Meinung vieler Männer, indem er glaubte, daß Wesen weiblichen Geschlechts das Rechte und Gute ohne Nachdenken üben müßten, um Das zu sein, was er liebenswürdig nannte, daß sie selbstvergessend, seelenstark, sanft, kurz zu allen Tugenden bereit sein müßten, ohne Bewußtsein, ohne Uebung der Willenskraft, aus instinctmäßiger Trefflichkeit. Er wünschte in Gertrud ein Wesen wie etwa Maltravers' Alix oder Fouqué's Undine, die wie die Statue Memnon's erst Seele und Leben empfangen durch die Liebe zu einem Manne und es schien ihm sein eigener angenehmer Beruf die Rolle dieses Erweckers, dieses beseelenden Sonnenstrahls bei jenem holden Mädchen zu spielen. Benno Dubois war kein Nichtswürdiger, er war nicht einmal geradezu ein Wüstling. Es würde ihn wenig beglückt haben, die Person und Gunst des Mädchens, das ihn entzückte, zu kaufen. Er wollte geliebt sein, ganz, voll, ausschließlich, und konnte ohne Zaudern den Sinnengenuß den edlen Freuden einer höhern Liebe

opfern. Aber Benno Dubois wollte geliebt sein, nicht wie ein Mann, der im Weibe den Menschen, das ihm gleichstehende geistige Wesen erkennt, sondern wie ein Gott, zu dem das Weib bewußtlos und nur von ihm träumend emporsieht. Er wollte geliebt sein, wie die phantasiereichen Männer unserer Tage sich Weiberliebe malen. Nicht seine Geliebte, die Theilnehmerin seiner Freuden und Bestrebungen, seiner Kämpfe und Hoffnungen sollte Gertrud sein, sondern sein Werk, erst durch ihn geschaffen und belebt und in ihm aufgehend, von ihm durchdrungen. Darum auch schien es ihm ebenso wie andern Männern unserer Zeit kein Unrecht, das höchste Opfer von ihr hinzunehmen. Es schien ihm kein Unrecht, sich so tief, ganz und selbstvergessend von ihr lieben zu lassen, daß sie auf das Band der Ehe, das ja nur erfunden ist, um gewisse Rechte des weiblichen Geschlechts zu schützen und das für den Mann immer ein Hinderniß ist, gar nie Anspruch nehmen könne und würde. Man heirathet nach seinen Verhältnissen, aber man liebt nach seinem Herzen, sagte er sich selbst, indem er mit glänzenden Augen den Platz betrachtete, auf dem Gertrud in jener ersten Nacht ihres Zusammenlebens

gesessen. Ich habe sie geehrt wie mein höchstes Heiligthum, fügte er hinzu, geehrt als wäre sie das Kind eines Königs, liebt sie mich, und ich zweifle nicht daran, ihr Auge nicht allein, auch ihre Lippe hat es mir verrathen, so muß und wird sie keine Anfoderung machen, die nur ihr Glück, ihre Ehre, ihre Stellung betreffen. Sie muß mir gehören aus Liebe, in Liebe, durch Liebe, denn Liebe allein ist das Band, das nie drückt und beschwert.

Der alte Diener störte die Träume des Jünglings, indem er mit den blank gewichsten Stiefeln in der Hand und die groben Militärhosen seines Herrn über dem Arme haltend, in dessen Schlafzimmer trat.

„Sie haben um zehn Uhr Dienst, Herr Benno, und jetzt ist es neun Uhr", sagte er mit seiner ernsten tiefen Stimme.

„Gut, Walter, ich stehe auf, bringe mir den Kaffee in die Vorderstube."

„Herr Benno, Sie finden dort auch einen Brief von der gnädigen Frau Großmama."

„Gut, Walter, gut, ich werde ihn lesen und pünktlich beantworten."

„Es möchte der gnädigen Frau Großmama

vielleicht nicht ganz lieb sein, daß Herr Benno alle Tage mit dem Unteroffizier Heiking zusammen sind. Der Heiking ist, wenn auch gerade kein schlechtes Subject — ich wäre der Letzte, ihn so zu nennen — doch kein Umgang für den Enkel einer Fürstin."

„Walter, ich bin der Sohn eines Bürgerlichen, das weißt du ja, Alter, warum soll ich nicht Umgang haben mit dem Sohne eines so echten Edelmanns als nur je einer in den Kreuzzügen Sporen an den Stiefeln trug, und das ist Heiking."

Der Alte zuckte die Achsel.

„Ganz recht, gnädiger Junker, ganz recht, Heiking ist der Sohn eines echten Edelmannes, aber seine Mutter, Herr Benno, hat ihn in Unehre zur Welt gebracht. Des Kindes Geburt, lieber junger Herr, erhält Ehre oder Unehre von der Mutter, nicht vom Vater und der Sohn eines Kaisers, dessen Mutter, wie die Heiking's, in Unehre kam, ist und bleibt sein Leben lang ein Bastard. Das ist es auch wol, was die gnädige Großmama am meisten an dem Heiking auszusetzen gehabt hat. Er ist gerade kein schlechter Kerl, aber er hat es sich zu Herzen genommen, daß seine Mutter — na, lassen wir die alten Ge-

schichten in Frieden. Heiking ist schon seit einer Stunde im Vorderzimmer und wartet auf den jungen Herrn, er ist blaß wie ein Wachsbild und sagt, er müsse Sie unter allen Verhältnissen sprechen, bevor Sie ausgingen."

„Ich komme, ich komme in der Minute", rief Dubois, aus dem Bett springend.

Die furchtbaren Scenen des gestrigen Tages, bei denen Heiking so sehr betheiligt gewesen, waren ihm noch zu lebhaft in der Erinnerung, und kaum hatte er die Kleider übergeworfen, als der Unteroffizier eintrat und sich schweigend niedersetzte, die Entfernung des alten Walter abzuwarten. Kaum hatte auch dieser die Thür hinter sich zugezogen als er wieder aufsprang.

„Ich muß Geld haben, Geld, Junker Dubois!" sagte er, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend. Gott verzeihe mir meine Sünden, ich will wenigstens versuchen, dem unglückseligen Weibe die ihrigen tragen zu helfen."

„Meine Großmutter hat mir befohlen, dafür zu sorgen, daß es dir nicht an Gelde fehle", entgegnete der jüngere Mann ruhig; „aber, Heiking, wozu in aller Welt brauchst du jetzt Geld? Für das abscheuliche Weib doch nicht, das gestern ein

Gewebe von Nichtswürdigkeiten vor unsern Augen entwickelte, wovor mir noch jetzt die Haut schaudert. Danke Gott, daß du mit heiler Haut dieser gefährlichen Verbindung entkommen."

Heiking blieb vor dem Sprecher, der dasaß und seinen Kaffee trank, einen Augenblick stehen und blickte ihm scharf in das jugendlich schöne Gesicht.

„Würdiger Enkel meines trefflichen Vaters", sagte er dann und ein wilder Hohn lagerte sich um den schönen trotzigen Mund des Husaren, „du gibst mir einen höchst weisen und vortrefflichen Rath. Ich soll die ihrem Schicksale überlassen, die für mich gestohlen, betrogen, gemordet hat. Bravo! Das ist cavaliermäßig und ganz in der Ordnung."

Er ging dann noch mehre male im Zimmer auf und ab, endlich sich in den hohen Lehnstuhl, in dem einst Gertrud gesessen, werfend, schlug er die Arme übereinander und blickte lange und düster in das Gesicht des Jünglings.

„Ich will dir Etwas sagen, Benno", hob er dann an und der Ton seiner Stimme hatte einen feierlichen Klang. „Ich, der Bastard, der Sohn einer verlassenen Mutter, die ihr gebrochenes Herz

in die kalten Wellen des Stromes trug, ohne zu fluchen und ohne zu klagen, ich will dir, dem stolzen, rechtmäßig geborenen Kinde eine Lehre geben, merke sie dir, wenn du werth sein willst, ein Mann zu heißen."

Dubois lächelte.

„Wahrhaftig, Leo, du siehst aus wie ein Ritterbild aus Stein mit deinem gewaltigen Körper und dem stolzen Profil, du bist wirklich der schönste Mann, den meine Augen je gesehen haben."

Der Husar nickte strengblickend mit dem stolzen Haupte.

„Ich weiß das, Benno, die Weiber haben mir es gesagt, als um meinen Mund noch kein Flaum sproßte, und haben es mir seitdem hundert und hundertmal wiederholt. Es ist gleichviel und ich bin der Meinung, daß der inwendige Mensch sich eigentlich nach dem äußern formt. Ich bin ein Mann, ich war einer, sobald ich die Kinderschuhe auszog. Weißt du, was das heißt, Knabe? Das heißt, daß ich mir, den Weibern gegenüber, immer und in jedem Augenblick meiner Ueberlegenheit bewußt blieb. Es ist kein Weib unter den vielen, mit denen ich meine Kurzweil gehabt,

die mich zu etwas gebracht hätte, das ich nicht selbst gewollt. Soviel auf Simson, der sich von Delila beschwatzen ließ, auf Herkules am Rocken und andere Helden der Art", fügte er hinzu und schnippte verächtlich mit den Fingern. „Aber auf der andern Seite sind mir die doch lieber, zehnmal lieber als solche, die ihre Kraft, ihren Einfluß auf das Weib zu ihrer eigenen Lust brauchen und dann alles Elend auf dem armen Geschöpf sitzen lassen, das nur nach dem Impulse gehandelt, den sie ihr gegeben. Ich hasse meinen Vater, ja ich habe ihn gehaßt, solange ich urtheilen kann, aber ich habe mir das Recht bewahrt, ihn hassen zu dürfen und will mir es ferner bewahren. Ich habe Weiber geliebt aus allen Ständen, aber es es ist nicht ein Mensch, der da sagen kann, ich hätte mit meinen Eroberungen geprahlt. Ich habe nicht um sie her scherwenzt, um sie zu verführen, ich kam, sah ihnen in die Augen und fand da meist die größte Bereitwilligkeit. Pah! Ich speiste die Aepfel, die mir überreif in den Schoos fielen, wer will es mir verargen? Aber noch lebt kein Weib, das sagen kann, ich hätte sie verlassen, verrathen. Verhältnisse lösten und lockerten Bande, die Zufall und Sinnlichkeit ge-

knüpft. Treffen wir zusammen, sind wir gar liebe gute Freunde, ich thue ihnen alle Ehre an, kein Hahn kräht nach dem Vergangenen, das tief in Verschwiegenheit begraben ist. Aus der Liebe — pah — was für einer Liebe, ist mit Respect zu sagen, Freundschaft geworden. Mit dieser Nanni ist es anders, ganz anders, die hat mich geliebt, denn sie hat andere Dinge für mich gethan, als nur mich Nachts in ihre Kammer genommen. Höre Dubois, aus dem Weibe hätte ich etwas machen können, wenn ich nicht selbst schon ein erbärmlicher, versunkener Kerl gewesen. Gott sei mir Sünder gnädig! Das Weib hat für mich betrogen, mit Dem, was sie den Kindern stahl, hat sie mich tractirt; ich ließ es eben gehen, ohne viel zu forschen und zu grübeln. Ich war gewöhnt, von Frauen gehätschelt, gepflegt, gefüttert zu werden. Sie war auch just so eine für meine Verhältnisse passend, der Husarenunteroffizier durfte sich neben ihr nicht verstecken. Der Trunkenbold, der Bergenau, war mir als Ehemann für sie eben recht als die Geschichte mir langweilig zu werden begann."

Er schwieg eine Weile und versank in ernstes finsteres Nachdenken, dann sprang er auf, lief

wieder wild im Zimmer umher und schrie, sich von neuem in den Stuhl werfend:

„Pfui über mich, dreimal pfui! Dies Weib hat auf mein Wort gemordet, auf mein erbärmliches, falsch gemeintes Wort, daß ich sie heirathen würde, wenn sie Witwe wäre. Sie hat all die Todesangst um meinetwegen getragen, wie sie um meinetwegen gestohlen und betrogen. Der Mann ist's, der stärkere, willenskräftigere, der in solchen Fällen die Schuld trägt an dem Verbrechen, welches das lenksame und ausdauerndere Weib ausübt. Ich, ich habe sie geschraubt, gestachelt, diese unglückselige Creatur, die Nanni, und auf mein Gewissen fällt ihre That."

„Du bist ein seltsamer Kauz, Heiking", sagte Dubois, dem bleichen aufgeregten Manne verwundert in die funkelnden Augen blickend. „Ich halte nach dem gestrigen Verhör das Weib für ein ganz verworfenes Geschöpf, das den Keim zu allen Lastern und Verbrechen schon aus dem Findelhause mit sich ins Leben geschleppt hat. Unsere Landstreicher, Mörder und Diebe erwachsen so ja fast alle; ein Verbrecher, der aus einem geordneten Familienkreise hervorgeht, ist ein moralisches Phänomen."

Heiking nickte wieder mit strengem Ernst.

„Ja, ja, mein ehelich und ehrlich geborener Sohn, du hast ganz recht, Weisheit geht über deine jugendlichen Lippen, Findelkinder, Bastarde u. s. w. das ist die Brut des Teufels. Schade nur, daß der Teufel nicht geradezu der Vater dieser Brut ist und daß auch das erbärmlichste Findelkind einen menschlichen Vater und eine menschliche Mutter hat, wenn beide gleich unmenschlich an dem armen Wurme gehandelt. Was, und diese Nanni? Was hat ihr gefehlt, um eine so treffliche Dame zu werden als deine durchlauchtigste Frau Großmama? Gold, mein Bursche, und eine vornehme oder doch wenigstens ehrliche Herkunft. Ich will dir was sagen, Benno, und glaube es einem alten Praktikus: wir sind Alle gleich tugendhaft und vortrefflich, so lange wir haben, was wir wollen. Hunger und Elend haben Ehrlosigkeit und Lieblosigkeit zu ihrem ersten Gefolge, und wer nicht Ehre und Liebe hat auf Erden, der ist schon ein Verbrecher. Was hat das Weib zur Diebin und Mörderin gemacht? Armuth und Begehrlichkeit, Leidenschaft und Gelegenheit — und ganz tief in ihrem Herzen ist im Laster und Verbrechen doch noch ein Platz geblieben für

etwas Gutes. Sie hat sich angeklagt aus Liebe zu mir."

Es lag ein Ton tiefster Erregung in der Stimme des wilden Mannes, da er diese Worte aussprach. Sie klangen tief herauf aus dem Innersten seiner Seele und schienen für ihn selbst unsaglich schmerzhaft zu sein. Er setzte sich abermals wie ermattet nieder, schwieg eine Weile und blickte vor sich hin. Dann sagte er ruhiger:

„Dies Weib hat mich geliebt, mit einer verbrecherischen Liebe freilich, aber ich hätte es in meiner Macht gehabt, diese Seele, die ich dem Teufel übergab, zu verwandeln und ein wahres Weib aus der Verworfenen zu machen, wenn ich gewollt hätte. Wenn ich, statt ohne zu fragen woher es kam, ihr Geld zu nehmen, ihr gegeben hätte, was sie brauchte und was sie erfreuen konnte. Wenn ich, statt ihr zuzureden, sich mit diesem Bergenau trauen zu lassen, sie zu mir genommen hätte. Aber dazu hätte ich Geld haben müssen, Geld und wieder Geld. Armuth ist der Fluch des Lebens, die Wurzel alles Elends und aller Sünde, denn Armuth macht lieblos und ehrlos."

„Du sollst Geld haben, Heiking", sagte Du-

bois, als der Erregte endlich wieder schwieg, „sorge für das Weib, von dem du viel mehr Gutes glaubst als wol in Wahrheit an ihr sein mag, nach deinem Willen und Belieben. Ich für mein Theil sehe in dem Umstande, daß sie dich nicht einer fälschlichen Anklage unterliegen ließ, eben nichts Großes. Die Wahrheit wäre ja wol auch ohne ihr Geständniß an den Tag gekommen."

„Sie hat mich geliebt", sagte der Husar und seine anfängliche Wildheit wich sichtlich einem tiefen Gefühl, das zu verbergen er sich keine Mühe mehr gab. „Wer außer ihr hat mich noch geliebt in der Welt? Etwa meine Mutter, die hinging und sich ertränkte und mich zurückließ, ein dreijähriges hülfloses Kind? Oder mein alter Großvater, von dem ich kein anderes Wort behalten habe als das einzige: Unglückseliger Schandfleck! mit dem er mich eines Tages regalirte, als ich ihm nachlief in einen Kreis von alten Herrn, die bei ihm eine Berathung hielten zu irgend einem landwirthschaftlichen Zweck? Oder mein Herr Vater etwa, der meine Existenz tagtäglich deiner Großmama unterthänig abbat? Oder eins von den leichtsinnigen Weibern, die mich küßten, weil ich ein schöner Kerl und mich verleugneten, weil ich

nur ein Unteroffizier war? Pah! Das Leben, das ich geführt, war so arm an Liebe wie an Geld, und sie, die mir Liebe gegeben, soll von mir wenigstens die Vergeltung erhalten, die ich ermöglichen kann. Ich will für sie sorgen, gleichviel ob im Gefängniß oder im Palast und sollte ich das Geld dazu wieder einmal von deiner Großmama erpressen wie einst als achtzehnjähriger Bengel, wo ich ihr drohte Feuer anzulegen, wenn sie mir nicht geben wolle, was ich verlangte."

„Den Teufel auch, Heiking, das thatest du? Nun, da nimmt mich die Furcht nicht Wunder, welche die alte Dame vor dir hat, und je länger ich dich kenne, desto deutlicher erkenne ich, welch eine schwere Last du für sie gewesen."

„Sie hätte den Bastard ins Findelhaus geben sollen, wohin er gehörte", rief der Unteroffizier in seinem gewohnten rohen Ton. „Was hatte sie mich neben sich zu dulden? Parade zu machen mit ihres Mannes Sünde und ihrer eigenen Tugend? Wenn sie mich nicht ehrlich lieben konnte wie einen Sohn ihres Gatten und erziehen wie es einem solchen zukam, so hatte sie das Gesetz für sich und konnte mich ganz und gar wegweisen, aber sie haßte mich und wollte sich den Anschein

gewaltiger Frauentugend geben, das war die Sache. Jetzt bin ich der ich bin, ein wilder Gesell, der gefürchtete Bastard, der liederliche Heiking! Gib mir ein Glas Branntwein, Dubois, kein Schlaf ist noch in meine Augen, keine Speise über meine Lippen gekommen seit gestern Nacht."

Die riesige Gestalt schien zusammenzubrechen bei diesen Worten, das Gesicht ward für einen Augenblick todesblaß, aber die Erschöpfung dauerte eben auch nur einen Augenblick. Heiking legte die blasse Hand auf den Marmortisch, richtete sich hoch empor und schüttelte die Schwäche durch die Macht des Willens aus den widerstrebenden Gliedern. Dann trank er ein Glas Wein und aß von den Speisen, die der alte Walter auf Benno's Befehl eilig herbeischaffte. Allmälig kehrte so die Farbe seiner Wangen und der Glanz seiner Augen wieder.

„Ein hungriger Mensch und ein satter sind wesentlich verschiedene Gottesgeschöpfe", sagte er in seiner cynischen Weise lachend, „und nun sorge nur für Geld, laß deine gnädige Großmama noch einmal ihre Börse weit öffnen für den Unglücksvogel der Familie; wieviel kannst du mir jetzt gleich geben?"

„Nur ein paar Friedrichsdor im Augenblick; ich habe vorgestern ein Pferd gekauft, in vierundzwanzig Stunden indeß kannst du hundert Thaler haben.“

„Es ist gut, ich brauche nicht soviel, ich will nur Sorge tragen, daß das arme Weib nicht zu Fuß und nicht halb nackt nach dem Zuchthause abgeführt werde, dazu genügen zwanzig bis dreißig Thaler. Späterhin muß ihr alle Monate eine kleine Summe dort gezahlt werden. Willst du dich entschließen, dafür zu sorgen, daß sie im Zuchthause etwas regelmäßig erhält, so mag das Geld nicht erst in meine Hände kommen, es ist nicht sicher bei mir; ein Thalerstück ist ein rundes Ding, es rollt mir durch die Hände und ist weg, gleichviel, ob es eben mir gehört oder nicht, ob es mit Ehren erworben, erbettelt oder meinethalben gestohlen ist.“

Er war aufgestanden, eine schöne, stattliche, ritterliche Gestalt.

Benno Dubois sah verwundert an ihm empor. In diesem prächtigen Körper schlug ein Herz, das edler Regungen wol fähig war, und dieses Prachtwerk der Natur war moralisch zu Grunde gegangen, weil ihm eine einzige Fähigkeit fehlte, die

Fähigkeit zu rechnen und den Werth des Eigenthums zu erkennen.

„Gehe auf deinen Appellplatz, Junge“, sagte Heiking, sich in der Thür noch einmal nach Dubois umwendend, „der Dienst geht über Alles und ein Soldat muß sein wie der alte Erdball, auf den er tritt, der seine Evolutionen macht, ob Donner, Sturm und Regen tobt, ob Erdbeben seine Eingeweide zerreißen oder die Sonne vom hellen Himmel herunter lacht.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.